J-6. Sept. 6-1

<36626636670019

<36626636670019

Bayer. Staatsbibliothek

Geschichte
der
Staatsveränderungen
von
Dännemark,

von

Johann Andrews.

Aus dem Englischen übersezt.

Erster Theil.

Kopenhagen und Flensburg,
in Commission der Kortenschen Buchhandlung,
1786.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem

Herrn Conferenzrath und

Vice-Kanzler

E g g e r s

in Glükstadt

zum Denkmal der Dankbarkeit gewidmet.

Altona, 9 Ex.

Hr. Kammherr. v. Bülow.
- Chr. Ludw. Burmester.
- Justizrath C. Matthiesen
- Kammerherr v. Plessen auf Witmold, 2 Ex.
- Kamh. v. Ployart.
- Oberküster Ramm.
- Conferenzr. v. Saldern.
- Etatsrath v. Schirach.

Cappeln, 2.

Hr. Zolverwalter Paap.

Glükstadt, 7.

Hr. Reg. Rath Baron v. Brockdorf.
Se. Exc. d. Geh. Rath. u. Kanzler v. Eyben.
Hr. Ober-Kriegs-Commissär Feldmann.
- Reg. Advokat Jensen.
- Justizrath Rötger.
- Etatsrath v. Saldern.
Se. Exc. d. Generallieutenant v. Sames.

Apenrade, 11.

Hr. J. D. Hartmeyer.

Hadersleben, 21.

Hr. Gerichtschrb. Bertelsen.
- Zolverw. Blenner.
- Oberg. Adv. Boysen, jun.
- Probst Cretschmer.
- Ritmeister Dorrien.
- Kammerherr v. Düring.
- Gen. Kr. Commissär v. Falsen.
- Etatsrath Fischer.
- Major v. Hedemann.
- Peter Hiort, Kaufmann.
- Kanzeleirath v. Jessen.
- Etatsrath Lassen.
- Advokat Lindenhan.
Hr. Pastor Lorenzen.
- Oberg. Advokat Marc. Lorenzen.
- Bürgermeister Neühöffel
- Reg. Qur. Mstr. Posselt.
- Apotheker Saß.
- Cantor Sauppe.
- Reg. Feldscheer Schmidt.
Se. Exc. d. Geh. Rath u. Amtmann v. Stemann.

Hamburg, 5.

Hr. Kanzeleirath Albrecht, 3.
- Conferenzrath Grill.
- Sekretär Peters.

Heide, 2.

Hr. Etatsrath u. Landvogt Behrens.
- Doct. Junker.

Itzehoe.

Hr. Joh. Gottw. Müller.

Kiel, 13.

Se. Excell. d. Geh. Conf. Rath u. Oberpräsident Gr. v. Bothmer.
Hr. Prof. Carl F. Cramer.
- Prof. Ehlers.
- Prof. Hegewisch.
- Prof. Heinze, 6.
- Adjunkt Hensler.
Se. Excell. d. Geh. Conf. Rath Gr. v. Holck.
Hr. Adjunkt Niemann.

Kopenhagen, 56.

Hr. Prof. u. Doct. M. Abildgaard.
- Prof. Adler.
- Conferenzrath Bang.
- Revisor Lor. Bertelsen.
- Kammherr. v. Bertouch.
- Sekretär Christ. Birch.
- Agent Bodenhof.
- Kanzeleirath Bruun.

Se. Exc. d. Geh. Rath u. Kanz. Dir. Carstens, 2.
Hr. Conferenzrath Cordsen.
= Kanzeleirath Fabricius.
= Justizrath Falbe.
= Conferenzrath Fleischer.
= Justizrath Frelsen.
Frl. Augusta v. Grube.
Hr. H. Hansen.
= Kammersekr. Harzen.
= Buchhalter Holm.
= Hviid.
= Jensen, Gevolm. d. Kammer.
= Jessen, Copiist in d. Zolkammer.
= Kedenhof, Copiist in d. Rentekammer.
= Kirstein.
= Kanzeleirath Laub.
= Lautrup.
= Justizrath Lawätz.
= Leth.
Se. Excell. d. Geh. Rath Lürdorph.
Hr. Magnussen.
= Justizrath Martini.
= Kammersekr. Mau.
= Kammerherr Moth.
= Justizrath J. C. Müller.
= Kanzeleirath Nästed.
= Outzen, Gev. in d. Zolkamm.
= Buchhändler Pelt, 4.
= Justizrath Reiersen.
= Informator Reisler.
= Kamherr. v. Römeling.
= Joh. Chr. Ryberg.
= Chr. Frid. Sander, 3.
= H. C. H. Sandrue, Student.
= Obst. Graf v. Schmettau
= Etatsrath Schow.
= Conferenzrath Schütz.
= Kamherr. v. Sehestedt.
Hr. Kammerherr. v. Suhm.
= Etatsrath Trant.
= Kammerrath Wadum.
= Kammerrath Wille.

Meldorf, 3.

Hr. Justizr. u. Landvogt Boie
= Conferenzrath Eggers.
= Kirchspielvogt Lempfert.

Pinneberg.

Hr. Generalauditeur Dau.

Segeberg, 17.

Hr. Justizrath Aereboe.
= Licentiat Bokelmann.
= Kammerherr u. Landr. v. Buchwaldt.
= Cantor Grube.
= Controlleur Holm.
= Lieuten. u. Postmstr. Koch
= Pastor Lange.
= Meyer, Kaufmann.
= Amtssekretär Nasser.
= Nissen, Gevolmächt.
Ihr Gnad. Fr. Gräfin v. Ranzau auf Rastorf u. Aschberg, 2.
Hr. Kammerjunker v. Scheel
= Schulz.
= Conferenzrath u. Amtm. Schumacher.
Se. Exc. d. Geh. Conf. Rath v. Thienen auf Wensien
Hr. Hegereiter Wind.

Traventhal, 2.

Hr. Kammrath Janssen.
= Kammerherr u. Amtm. Gr. v. Luckner.

Uetersen, 4.

Hr. Advokat Grube.
= Notarius Pundt.
= Kloster = Syndikus Rost.
= Advokat Wiese.

Wilster.

Hr. Pastor Michaelsen.

Vor-

Vorbericht
des Verfassers.

In einem Werke, wie das gegenwärtige, habe ich es für dienlicher gehalten, die Begebenheiten und Handlungen auszuheben, die den Charakter des Volks in helles und starkes Licht sezen, als des Lesers Aufmerksamkeit durch eine ermüdende Reihe solcher geringfügiger Vorfälle hindurch zu schleppen, die mehr oder minder häufig in den Jahrbüchern jeder Nazion vorkommen.

In dem Laufe dieser Arbeit bin ich mit gröster Sorgfalt beflissen gewesen, mit der genauesten Treue und Unparteilichkeit zwischen den verschiedenen Geschichtschreibern hindurch zu steuern, aus welchen ich die Begebenheiten entlehnte. Gelegentlich habe ich

ich Betrachtungen, die aus dem Gegenstande flossen, eingestreuet. Die vornehmsten Schriftsteller, deren ich mich bediente, sind Pontanus, Cranz, Chyträus, Meursius, Loccenius, Puffendorf, Terlon, Siri, Chanut, Desroches, Seckendorf, Buffier, Vertot, Molesworth, Meadows (*). Alle sind dem Publiko längst bekant, obwol bei weitem nicht von gleichen Verdiensten. Ausserdem habe ich noch andere Schriften genüzet, als die Neuern Theile der algemeinen Weltgeschichte, den gegenwärtigen Staat von Europa, die Fortsezung von Bossuets Weltgeschichte, die memoires de Dannemarc, Rogers Briefe, Mallets Geschichte, Lambertis Memoires, den Mercure Francois, verschiedene periodische Schriften und fliegende Blätter, und einige schäzbare Nachrichten aus andern Kanälen.

(*) Also weder Holberg, noch Gebhardi, noch Schlegel, wie in mancher Rüksicht wäre zu wünschen gewesen.

Staatsveränderungen

von

Dännemark.

Es sind keine hinlänglich glaubwürdige Nachrichten auf uns gekommen, die etwas bestimtes und gewisses in Ansehung der Dänen vor der Periode, da das westliche Kaisertum gestiftet ward, enthielten. Um diese Zeit fingen sie an, sich durch ihre Einfälle und Eroberungen in verschiedenen Theilen von Europa ausserordentlich furchtbar zu machen. Diese frühere Periode ihrer Geschichte enthält jedoch wenig mehr als eine fortgehende Reihe von Grausamkeiten und Plünderungen, die sie an denjenigen ausübten, welche ihnen Widerstand zu leisten zu schwach waren.

Aus diesem Grunde enthalten wir uns, zu den fabelhaften Zeiten der dänischen Geschichte hinauf zu steigen, und begnügen uns mit der Bemerkung, daß die Dänen gegen das Ende des achten Jahrhunderts eine sehr mächtige Nazion waren, und von den grösten Fürsten in Europa ungemein gefürchtet wurden. Kaiser Karl der Grosse fand sie in den öftern Kriegszügen, die er in Deutschland unternahm, stets an der Spize seiner Feinde. Der glorreiche Anführer der Sächsischen Nazion, Wittekind, hatte es vorzüglich dem Beistande des Dänischen Königs Gothrik zu danken, daß er den siegreichen Waffen jenes berühmten Eroberers einen so langen und hartnäckigen Widerstand leisten konte. In der That scheint aus gleichzeitigen Geschichtschreibern zu erhellen, daß alle nordlichen Theile von Deutschland Dännemark zinsbar waren. Die Sächsischen Fürsten insonderheit pflegten lange Zeit den Dänischen Monarchen zum Zeichen ihrer Vasallenschaft bei der Geburt eines Sohnes eine gewisse Anzal von Pferden zu senden.

Das Ende des zehnten und der Anfang des elften Jahrhunderts können füglich für den Zeitpunkt gehalten werden, wo Dännemark auf der

höchsten

höchsten Stufe seiner Grösse stand. Knud, der mit Recht den Beinamen des Grossen führet, sas damals auf dem Thron. Er war unstreitig der mächtigste Fürst in Europa. Er herrschte über Dännemark, Norwegen und England, welches leztere nach einem Kampfe von zweihundert Jahren sich endlich dem Dänischen Joch unterwerfen muste. Schweden und Rusland und alle nordlichen Theile von Deutschland waren ihm zinspflichtig. Alle Geschichtschreiber schildern ihn einstimmig als den volkommensten Staatsmann und den tapfersten Kriegsheld. Was aber seinen Charakter in ein noch vorteilhafteres Licht stellet, ist dies: er war nicht blos der König eines freien Volks, sondern zeigte auch durch sein Betragen, daß er ein warmer Freund ihrer Freiheiten wäre. Es verdienet in der That besonders ausgezeichnet zu werden, daß ungeachtet der kriegerische Geist, der nothwendig in einer Nazion von Eroberern herrschen mus, der Freiheit der Unterthanen sehr gefährlich zu seyn scheint, den Dänen dennoch ihre Gerechtsame ungekränkt verblieben. Knud selbst fühlte mitten in der Grösse und dem Glanz, die ihn umringten, die Gemüthsstimmung und Denkart seines Volks in Ansehung dieses Punktes volkommen. Er lies es sich gefallen, daß er wegen

einer Mordthat, die er aus Uebereilung in trunkenem Muthe begangen hatte, nach der gewöhnlichen Form der Gerichtsverfassung zur Verantwortung gezogen und dem Buchstaben des Gesezes gemäs bestrafet ward. Mit dem grösten Rechte verehren daher die Dänen bis auf den heutigen Tag das Andenken dieses Königs mit so grosser Wärme, und schildern ihn als den bewunderswürdigsten und ausserordentlichsten Mann, ihn, der sich vor den Gesezen des Landes auf eine so exemplarische Art beugte, und zu gleicher Zeit seine Autorität in jedem Theile seiner Besizungen nachdrüklich zn behaupten wuste. Auch dürfen wir bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, unsere Leser auf die erhabene Denkart seiner Unterthanen aufmerksam zu machen: nichts konte überzeugender darthun, wie eifrig sie der Verfassung ihres Landes ergeben, und wie fest sie entschlossen waren, dieselbe aufrecht zu erhalten.

In dem Laufe der nächstfolgenden Jahrhunderte schlugen die Dänen nicht aus der Art: ihre Tapferkeit und kluges Betragen wurden in manchen Vorfällen bewährt gefunden. Zwar büsseten sie einige von ihren Eroberungen und insonderheit England ein, woraus sie durch einen Zusammenstos von mancherlei Ursachen vertrieben wurden:

den: aber sie behielten doch verschiedene derselben, und blieben noch immerfort das Schrecken aller ihrer Nachbaren.

Ungefähr in der Mitte des zwölften Jahrhunderts blühete Waldemar der erste dieses Namens, welchen die Dänen für einen eben so grossen König halten, als irgend einen ihrer übrigen Regenten, den grössen Knud selbst nicht ausgenommen. Waldemar stand ihm blos in dem Umfange seines Gebiets nach, aber nicht an Tapferkeit, Klugheit, Grosmuth, und jeder andern Tugend, die einem Throne zur Zierde gereichen kan. Die Regierung dieses glorreichen Fürsten war vol von Thätigkeit. Dännemark war an allen Seiten von Feinden umringet. Die Sachsen, Wenden, und Norweger, ehedem ihre Unterthanen, hatten das Dänische Joch abgeworfen, und waren unter ihren gegenwärtigen Fürsten geschworne und unversöhnliche Feinde ihrer ehemaligen Beherrscher geworden. Sie hatten einen mächtigen Bund gegen dieses Reich errichtet: aber Waldemars Muth und Weisheit wikkelten ihn aus allen Schwierigkeiten heraus. Er fand Mittel, seinen Feinden nicht nur Widerstand zu leisten, sondern sie sogar zu besiegen. So gros und entscheidend waren die Vortheile,

die er über sie erhielt, daß sie sich genötiget sahen, die Bedingungen anzunehmen, die er ihnen vorzuschreiben gut fand. Heinrich, mit dem Beinamen der Löwe, Herzog von Sachsen, ein sehr mächtiger und unternehmender Fürst, ward nach verschiedenen Niederlagen gezwungen, um Frieden zu bitten, und muste ungeachtet seiner stolzen Gemüthsart sich glücklich schäzen, daß er mit Waldemar ein Bündnis schliessen, und sich durch seinen Beistand und Schuz gegen die feindseligen Absichten des berühmten Kaisers von Deutschland, Fridrich Rothbart in Sicherheit sezen konte. Die Wenden unterwarf er sich gleichfals durch seine überlegene Staatskunst und Tapferkeit: sie wurden völlig besiegt und genötiget, die demüthigendsten Bedingungen einzugehen, und zinspflichtige Vasallen von Dännemark zu werden. Auch die Norweger wurden zur Unterwürfigkeit gebracht, und gezwungen, seine Oberherrschaft zu erkennen.

Nicht minder glücklich war dieser Fürst in der innern Regierung seiner Länder. Er gab verschiedene vortrefliche Geseze, und lies sich insonderheit angelegen seyn, den Eingriffen der Geistlichkeit Schranken zu sezen, deren kühne Anmaassungen, gestüzt auf die Unwissenheit der

 dama-

damaligen Zeiten, beinahe keine Grenzen kanten, und auf eine algemeine Sklaverei der Menschheit abzwekten. Nicht minder war er bemühet, den Schaden zu ersezen, den der Krieg verursachet hatte, und dem Handel seines Reiches, der schon in diesen Zeiten anfing beträchtlich zu werden, Sicherheit zu verschaffen: sein Betragen zeiget, daß er denselben als einen, der Aufmerksamkeit eines Königs volkommen würdigen Gegenstand betrachtete. Die beiden edelsten Städte im Norden, Kopenhagen, jezt die Hauptstadt von Dännemark, und Danzig, die reichste und beträchtlichste Stadt in ganz Polen, danken ihre Erbauung seiner Aufmunterung und Freigebigkeit.

Mitten unter den mannichfaltigen Zerstreuungen einer sehr thätigen und kriegerischen Regierung fand Waldemar dennoch Musse, für die Ausbreitung und Beschüzung der Wissenschaften zu sorgen, in so weit es die Finsternis dieses Zeitalters erlaubte. Er lies sich vorzüglich angelegen seyn, Männer von entschiedenem Verdienst und Fähigkeiten zu den vornehmsten Bedienungen des Staats zu befördern. Der überzeugendste Beweis hievon ist, daß er den berühmten Erzbischof von Lund, Absalon, an die Spize seines Ministeriums stelte: ein Prälat, der in

Rüksicht

Rüksicht der Zeiten, worin er lebte, eine Zierde des geistlichen Standes war, und den an gründlichen Verdiensten vielleicht kein Staatsmann weder in Dännemark noch in irgend einem andern Lande übertroffen hat.

Waldemarn folgte sein Sohn Knud, der sechste dieses Namens, (1182) ein Fürst, der seines Vaters auf keine Weise unwürdig war. Unterstüzt durch den Rath und die Erfahrenheit Absalons und die Tapferkeit seines Bruders Waldemar, erhielt er das Ansehen Dännemarks, und regierte sehr weise und glüklich.

Nach seinem Tode ward seinem Bruder Waldemar (1203) der Besiz der Krone mit einstimmiger Bewilligung und algemeinem Beifal der Dänischen Nazion übertragen. Er hatte sich bereits während Knuds Lebenszeit durch eine Reihe von Siegen und Eroberungen in den Gebieten der Feinde die Liebe seiner Landesleute erworben. Seine Regierung fing er damit an, daß er eine Menge weiser Verfügungen für die innere Regierungsverwaltung und die Wohlfart seines Volks ergehen lies. Mit eben so grosser Sorgfalt bemühete er sich, in verschiedenen von den vielen Provinzen, die er vor seiner Erhebung

bung auf den Thron mit dem Dänischen Reiche vereiniget hatte, gute Einrichtungen zu treffen, und die bisherigen Misbräuche abzustellen. Hamburg, das schon damals sehr emporstieg, erweiterte er ungemein. Er bauete Lübek, das durch Kriege und andere Zufälle verwüstet worden war, wieder auf, und legte den Grund zu Stralsund. Die Dänischen Geschichtschreiber ergiessen sich in der That in sehr umständliche und warme Lobeserhebungen seines Betragens bei diesen Anstalten. Wenn man einigen von ihnen glauben darf, so machte nie ein Dänischer Monarch sein Land so blühend. Ackerbau und Handel nahmen ungewöhnlich zu, und die königlichen Einkünfte stiegen durch eine natürliche Folge zu einer Höhe hinauf, die weit über alles Verhältnis mit den vormaligen Einkünften hinausging. Die Dänischen Flotten und Armeen waren ausserordentlich zahlreich, und was in diesen Zeiten noch mehr bemerkt zu werden verdient, sie wurden beständig auf den Beinen gehalten. Diese kluge Einrichtung machte Waldemarn zu dem furchtbarsten Fürsten im Norden, und sezte ihn in den Stand, auf alle seine Nachbaren einen sehr starken und ausgebreiteten Einflus zu behaupten. Er trug viel dazu bei, daß Fridrich II sich auf dem kaiserlichen Throne von Deutschland festsezte, und die

Partei seines Gegners Otto geschwächet ward. Er hielt alle Fürsten im Norden von Deutschland in Ehrerbietung, war unumschränkter Herr des Baltischen Meeres, breitete seine siegreichen Waffen bis nach Rusland aus, und schlug ein zahlreiches Herr von Russen, das diejenigen Gegenden von Liefland, die Dännemark unterthan waren, angegriffen hatte.

Diese Regierung, deren grössester Theil von so vielem Glük und Ruhm begleitet gewesen war, endete auf eine sehr unglükliche Art. Waldemar ward von dem Grafen Heinrich von Schwerin auf einer Jagdlustbarkeit verrätherischerweise gefangen genommen, und nach dessen Staaten weggeführet. Hier muste er eine lange und harte Gefangenschaft aushalten, und während der Zeit sezten die Feinde Dännemarks sich wieder in den Besiz der Provinzen, die er ihnen vorhin abgenommen hatte. Um seine Freiheit wieder zu erlangen, sahe er sich genötiget, sie ihnen in einer förmlichen VerzichtUrkunde zu überlassen. Sein unglükliches Schiksal volständig zu machen, schlossen fast alle Deutsche Fürsten, die an Dännemark gränzten, ein Bündnis gegen ihn, und reizten Lübek und andere Städte zur Empörnng. Ungeachtet nun

Walde-

Waldemar durch den Verlust so mancher Provinzen und die Empörung einiger anderer sehr geschwächt worden war, so sezte er sich ihnen doch mit unerschütterlichem Muthe entgegen: aber zum Unglük ward er in einer entscheidenden Schlacht aufs Haupt geschlagen, und gänzlich ausser Stand gesezet, irgend etwas von dem verlornen wieder zu gewinnen.

Während des Rests seiner Regierung lies er sich insonderheit die Beförderung der innern Wohlfart seiner Unterthanen angelegen seyn. Um ihr Glük auf dem festesten Grunde zu bauen, beschäftigte er sich damit, eine Samlung von Gesezen, die aus den weisesten und geachtetsten dieses Zeitalters ausgesucht wurden, zusammen zu tragen. Sie wurden sehr vorteilhaft für den Geist der Freiheit, der damals in Dännemark herrschte, eingerichtet, enthielten alles, was auf die Verfassung des Staats in bürgerlichen und kirchlichen Sachen einige Beziehung haben konte, und waren mit solcher Ordnung und Regelmässigkeit abgefasset, so umständlich und allen Vorfällen so wohl angemessen, daß sie seitdem stets als die Grundlage der Dänischen Staatsverfassung betrachtet worden sind. Dieses berühmte Gesezbuch ward mit dem Beifal der ganzen

zen Dänischen Nazion, die zu dem Ende von Waldemarn zusammen berufen ward, feierlich bekant gemacht; und die Vorsorge, die er bei dieser Gelegenheit für sein Volk blicken lies, machte ihn demselben mit Recht weit theurer, als irgend ein anderer Theil seiner Regierungsverwaltung.

Nach Waldemars II Tode (1240) bis zu der Thronbesteigung Waldemars III verflos Ein Jahrhundert, in welchem Dännemark das ward, was es in der That vorhin schon oft gewesen war, ein Schauplaz bürgerlicher Uneinigkeiten und Unglüksfälle. Die vornehmste Ursache derselben war die Theilung des Reichs, die Waldemar II unter seinen Söhnen vornahm: eine Sitte, welche in diesen Zeiten auch in andern Ländern nur zu gewöhnlich war. Diese Theilung war die Veranlassung, daß Dännemark von der Höhe, wo es seinen Nachbaren Geseze gab und allenthalben Schrecken verbreitete, durch schlechte Regierungsverwaltung und innere Zwistigkeiten so herabgesunken war, daß es sich damals gewissermaassen ganz in den Händen fremder Fürsten befand. Dies waren die Grafen aus dem Hause Holstein, die zwar mit der in Dännemark regierenden königlichen Familie verwandt waren, aber dem ungeachtet eine unversöhnliche Feindschaft

schaft gegen dieselbe hegten. Der Has, den die Einwohner von Holstein gegen die Dänen zeigten, stimte volkommen mit der Gesinnung ihrer Regenten überein, und daher rührte es, daß die Streitigkeiten unter ihnen gemeiniglich für beide Theile sehr schädliche Folgen hatten.

Im Anfange der Regierung, (1340) die ich jezt beschreiben werde, war die Holsteinische Familie im Besiz von Jydland, Fyen, und selbst von Seeland, dem Mittelpunkte der Dänischen Provinzen. Andere mächtige Familien hatten andere Theile des Reichs inne. Schweden, das sich bis dahin in die Angelegenheiten von Dännemark selten gemischet hatte, besas die Landschaften Schonen und Bleking. So gefallen war der Ruhm dieses ehemals mächtigen Königreichs, daß Magnus, König von Schweden, sich in einem Schreiben an den Römischen Hof, der sich damals die oberherrliche Vergebung der Kronen und Zepter anmaassete, um die Erlaubnis anhielt, das Königreich Dännemark anzugreifen und zu unterjochen: er schilderte dasselbe als unfähig, sich durch seine eigne Kräfte ferner zu erhalten, und diejenigen, welche es beherrschten, als unwerth, die Zügel der Regierung zu führen.

Den-

Dennoch war in diesem verlassenen Zustande der Geist der Dänischen Nazion noch nicht gebrochen. Der Herrschaft fremder Fürsten unterthan hatten sie dem ungeachtet ihre verfassungsmässige Freiheit mit männlichem Muth vertheidiget und behauptet. Sie betrachteten diese Herren in der That auch nicht als ihre Monarchen, sondern erkanten beständig den König von Dännemark für ihren obersten Gebieter. Er ward sogar in diesem Charakter von allen Herren aus den Linien Holstein und Schleswig und verschiedenen andern in der Nachbarschaft der Ostsee anerkant.

Der Unwille der Dänen stieg aber aufs höchste, und erzeugte in ihnen den Entschlus, dies verhaste Joch abzuwerfen, als das Haus Holstein dem Hause Schleswig den Vorschlag that, ihm Nord-Jydland gegen eine andere Provinz abzutreten. Dies erbitterte die Einwohner ausserordentlich: sie erklärten laut, daß sie sich nicht wie Landgüter und Schlösser von einem Herrn an den andern übertragen lassen wolten, und weigerten sich, der Verabredung, welche die beiden Häuser unter einander getroffen hatten, sich zu unterwerfen. Die Folge davon war, daß Graf Gerhard von Holstein, ein sehr entschlossener und thätiger Herr, mit einer Armee nach

Jydland marschirte, mit dem festen Vorsaz, die Einwohner zum Gehorsam zu zwingen. Während dem er sich aber mit der Hofnung schmeichelte, ein Volk, worüber er seit langer Zeit zu herrschen gewohnt war, mit leichter Mühe zu bezwingen, erwekte ihm Dännemarks günstiges Gestirn einen Gegner von einer Seite, woher ers am wenigsten vermutete. Ein einzelner Privatmann, ohne andern Einflus, als den ihm sein persönliches Verdienst gab, hatte den Muth und die Unerschrockenheit, den Weg zu Befreiung seines Vaterlandes zu bahnen. Der Namen dieses tapfern Dänen ist Nikolaus Norevi. Er war einer von den ausserordentlichen Männern, welche die Natur bisweilen zur Bewunderung und zum Beispiel für die Menschen hervorbringt. Er stand wegen seiner Frömmigkeit, Rechtschaffenheit und gesunden Verstandes in grosser Achtung, und zeichnete sich insonderheit durch seine feurige Anhänglichkeit an die Wohlfart seines Vaterlandes aus. Lange hatte er schon hin und her gesonnen, auf welche Weise er es aus den Händen seiner unrechtmässigen Beherrscher befreien könte. Gerhards Unternehmung, welche auf die Einführung der niedrigsten Knechtschaft abzwekte, erregte seinen Unwillen in so hohem Grade, daß er den heldenmüthigen Entschlus fasse-

fassete, diesen tirannischen Misbrauch der Macht zu strafen, oder bei dem Versuch sein Leben aufzuopfern. Um seine Absichten desto eher zu erreichen, betrug er sich mit der grösten Behutsamkeit und Vorsicht. Im Anfang lies er sie blos denjenigen in geheim merken, bei welchen er eine Neigung gewahr ward, sie zu begünstigen und zu unterstüzen. Als er eine hinreichende Anzal auf seine Seite gezogen zu haben glaubte, that er dreist und entschlossen dem ganzen Lande den Vorschlag, das Joch der Fremden abzuwerfen, und sich wieder unter die unmittelbare Regierung ihres angebornen Monarchen zu begeben. Er versammelte die vornehmsten Anhänger der königlichen Familie, und ermahnte sie, ohne Zeitverlust sich der Sache des jungen Prinzen Waldemar anzunehmen, sie nachdrüklich zu verfechten, und ihn selbst zum König zu erklären, weil dies das einzige Mittel wäre, dem Reiche Freiheit und Unabhängigkeit wieder zu geben. Er stelte ihnen in den stärksten Ausdrücken vor, wie unumgänglich nothwendig es wäre, die Ungerechtigkeiten und Kränkungen, welche die Nazion so lange erduldet hätte, auf eine in die Augen fallende Art zu rächen. Eine Maasregel, die um so rechtmässiger und nothwendiger zu seyn schien, da die Geduld und Gelassenheit, womit

sie die bisherigen Beleidigungen und Unterdrükkungen ihrer Verfolger ertragen hatten, diese immerfort zu mehrern gereizet hatte, und noch ferner gereizt haben würde, wenn sie nicht den kühnen Entschlus gefasset hätten, sich auf eine Art zu rächen, die allen Tirannen zur Warnung dienen könte.

Entflammt durch Norevis Vorstellungen beschlossen sie, sich durch seinen Rath leiten zu lassen. Er stelte sich an die Spize eines kleinen aber auserlesenen Häufleins von Männern, die alle von seinem Geiste beseelet waren, und suchte Gerharden augenbliklich auf, der im Vertrauen auf die Grösse seines Heeres von einem Feinde, dem er so sehr überlegen war, keinen oder nur geringen Widerstand erwartete. Diese Sicherheit gereichte ihm zum Verderben. Norevi drang unter dem Schuz der Nacht in sein Hauptquartier und erschlug ihn mitten unter seinen Wachen.

Diese rasche That war das Vorspiel der Staatsveränderung, welche zum Vorteil des jungen Waldemar erfolgte. Der Rest der Nazion, angefeuert durch das kühne Beispiel, das ihr die Einwohner von Jydland gaben, erklärte

sich augenbliklich für diesen Prinzen und rief ihn zu seinem Monarchen aus.

Als Waldemar III den Thron bestieg, fand er Dännemark in dem erbämlichsten Zustande. Die Macht, welche der Krone durch die Reichsverfassung gesezmässig beigeleget worden, war durch die mannichfaltigen Bewilligungen, die man von seinem Vater Christoph II erpresset hatte, zu einem leeren Schatten geworden. Dieser eben so unglükliche als unbedachtsame Fürst hatte im Anfange seiner Regierung die ganze Dänische Nazion durch die schreiendste Uebertretung der Geseze so erbittert, daß sie ihn einstimmig des Thrones entsezte nnd vertrieb. Um seine Wiedereinsezung zu bewirken, hatte Christoph allen, die sich seiner Sache annahmen, so freigebige Schenkungen mit Krongütern und sogar mit ganzen Provinzen gemacht, daß es ihm, als er die Krone wieder erlangte, gänzlich an den notwendigen Mitteln fehlte, die Würde seines Charakters zu behaupten.

Auf die Weise hatte Waldemar III bei seiner Erwählung fast nichts als den leeren Königs-Titel im Besiz. Einem Fürsten von seinem emporstrebenden Geiste muste diese Lage nothwendig

sehr

sehr unangenehm seyn. Er beschlos daher, alle mögliche Mittel anzuwenden, um sich aus derselben heraus zu arbeiten. Er fing seine Regierung mit einer eben so gerechten als staatsklugen Handlung an. Während der unruhigen Regierung seines Vaters, und dem Interregnum, das auf seinen Tod folgte und verschiedene Jahre dauerte, hatten sich die Besizer der von diesem unglüklichen Fürsten veräusserten Domänen gelüsten lassen, sich zu kleinen Monarchen zu erheben. Ungewis, wie lange ihre kleinen Reiche in ihren Händen bleiben dürften, und in der wohlgegründeten Besorgnis, daß sie einst von ihnen zurük gefordert werden mögten, suchten sie von ihren dermaligen Besizungen so viel Nuzen als möglich zu ziehen. Sie drükten daher ihre Pächter und Unterthanen, und belasteten sie durch ungerechte Erpressungen. Um sich nun bei dem Volke beliebt zu machen, und die arbeitende Klasse desselben von ihren tiranischen Herren zu erlösen, rief Waldemar gleich nach seiner Erwählung einen Reichstag zusammen, und bemühte sich auf demselben mit vieler Wärme, einem jeden Stande in seinem Reiche die Vorrechte und Freiheiten, die ihm zukamen, nach ihrem völligen Umfange wieder zu verschaffen.

Dieses Betragen hatte in der That die gewünschte Wirkung. Es sicherte ihm die Zuneigung des Dänischen Volks, das die Herrschaft dieser unrechtmässigen Besizer lange mit Unwillen ertragen hatte, und jezt die gröste Bereitwilligkeit zeigte, den König in seinen Absichten, das Land bei bequemer Gelegenheit von ihnen zu befreien, zu unterstüzen. Durch den Eifer, den es für ihn blikken lies, aufgemuntert, nötigte er die Besizer der veräusserten Distrikte, solche Verträge mit ihm einzugehen, die ihm ihrer Natur nach behilflich waren, seine Absichten in kurzer Zeit zu erreichen. Auf die Weise vereinigte er nach und nach mit der Krone die verschiedenen Schenkungen, welche der Druk der Noth von seinen Vorfahren erpresset hatte. Er konte dies Vorhaben jedoch nicht ohne viele Schwierigkeiten durchsezen; ja es war in der That das Haupt-Geschäft seiner ganzen Regierung, und machte seiner Politik genug zu schaffen.

Ungeachtet es Waldemarn gelang, mit seinen Domänen so manche Provinzen wieder zu vereinigen, die durch seines Vaters üble Verwaltung von ihnen getrennet waren, so kan man doch nicht sagen, daß seine Regierung vol-

kommen glüklich gewesen wåre. Er lebte in unaufhörlichen Streitigkeiten, nicht allein mit seinen Nachbaren, sondern auch mit seinen eigenen Unterthanen, welchen er durch seine unbeständige Gemüthsart oft Ursache zu klagen gab.

Sein Charakter war eine Mischung von Tugenden und Lastern, welche die auffallendsten Contraste in seinem Betragen erzeugte. Nie gab ein König von Dännemark sich so viele Mühe, die Gerechtsame und Freiheiten einer jeden Klasse von Unterthanen zu bestimmen und zu sichern. Während seiner Regierung wurden nicht weniger als fünf feierliche Reichstage gehalten, in der Absicht, die Vorrechte des Volks in Gewisheit zu sezen und zu beståtigen. Auf einem derselben gab Waldemar den merkwürdigsten Beweis von seinem Eifer für die Wohlfart des Staats. Nachdem er von seinen Ausgaben zum Dienste des Reichs die genaueste Rechenschaft abgelegt hatte, stelte er den Ueberschus der ihm bewilligten Gelder, der sich auf eine ansehnliche Summe belief, den Hånden der Deputirten oder Repräsentanten der Staaten zu, damit sie denselben so anwenden mögten, wie es seinem Volke am angenehmsten wåre. Aber sein Betragen war nicht immer so gleichförmig und gerade. Seine Unvorsichtigkeit

 veran-

veranlassete nicht weniger als vier Empörungen, von welchen die lezte so gefährlich war, daß er genötiget ward, aus dem Reiche zu fliehen. Sie werden besonders dadurch merkwürdig, daß sie zuerst unter den Einwohnern von Jydland ausbrachen, welchen Waldemar seine Erhebung zum Throne zu danken hatte. Dieser Umstand macht es glaublich, daß ihre Beschwerden nicht ungegründet waren. Sie hatten stets einen besondern Eifer in Vertheidigung der Krone und der königlichen Familie bewiesen, und würden also schwerlich die Waffen gegen Waldemarn, den König ihrer Wahl, ergriffen haben, wenn er sie nicht stark dazu gereizet hätte.

Sein Betragen in Hinsicht der kirchlichen Angelegenheiten war nicht minder schwankend und unbeständig. Nie lies sich ein Fürst durch die frommen Vorurteile dieser unerleuchteten Zeiten so sehr hinters Licht führen, und dennoch behauptete nie einer seine Unabhängigkeit gegen die Eingriffe der Geistlichkeit mit solchem Nachdruk und so grosser Festigkeit. Seine Andächtelei ging so weit, daß er Pilgrimsreisen fern von seinem Reiche unternahm, und das zu einer Zeit, da seine Angelegenheiten in der äussersten Verwirrung und seine Gegenwart zu Hause unumgänglich

lich nötig war; gleich als ob er durch dies Mittel den unmittelbaren Schuz des Himmels zu erlangen hofte.

Nicht lange nach seiner Thronbesteigung zeigte er seine Schwäche in diesem Punkte zu seinem grossen Schaden auf die offenbarste Art. Anstat in seinem eigenen Lande zu bleiben und das mit so vielem Glük angefangene Werk, die Zurükforderung und Einlösung der von Dännemark getrennten Provinzen, zu vollenden, machte er eine kostspielige Reise nach dem nordlichen Theil von Liefland, um die kirchlichen Angelegenheiten der dänischen Distrikte in dieser Provinz in Ordnung zu bringen. Eine noch grössere Verirrung des Verstandes verleitete ihn nachgehends zu dem Vorhaben, die heidnischen Stämme in Preussen durch die Gewalt der Waffen zur Entsagung der Abgötterei und Annehmung des christlichen Glaubens zu zwingen. Diese Absicht ward jedoch durch den Frieden hintertrieben, den dieses Volk mit den Deutschen Rittern schlos, einem Orden, der in jenen barbarischen Zeiten zu dem ebengedachten blutigen Endzwek errichtet war, und auf dessen Freundschaft und Beistand der König bei dieser Unternehmung vorzüglich gerechnet hatte.

Aber so bethöret war Waldemar durch den Aberglauben dieses Zeitalters, daß er, als jener Kriegszug vereitelt ward, eine andere, nicht minder beschwerliche und nachteilige Reise unternahm. Dies war eine Walfahrt nach dem heiligen Lande, die er in Gesellschaft einiger anderer eben so sehr bethörter Prinzen und zu einer Zeit machte, da beides, der Ruf der Ehre und der Klugheit ihn hätte bewegen sollen, zu Hause zu bleiben. Mit den Herren aus dem Hause Holstein stand er auf einem sehr unsichern Fus, und sein Onkel, der Graf von Wagrien, hatte sich eines sehr anstössigen Freundschaft-Bruchs schuldig gemacht, und aus Muthwillen einige Dänische von Adel gefangen genommen, welche Waldemarn auf seiner Rükreise von Liefland entgegen gehen, und ihn auf seinem Zuge nach Jerusalem begleiten wolten. Aber Waldemar war in seine lächerliche Andacht zu tief versenkt, um für dieses beleidigende Verfahren Genugthuung zu fordern, da es ihm doch zu jeder andern Zeit weder an Reizbarkeit, es zu fühlen, noch an Entschlossenheit, es zu ahnden, gefehlet hätte.

Auf dieser thörichten Pilgrimschaft verbrauchte, oder um mich richtiger auszudrükken, verschwendete er sehr ansehnliche Summen Geldes,

des, deren man zu Hause sehr bedürftig war. Diese ungereimte Verwendung derselben verursachte bittere Klagen unter seinen Unterthanen, und hatte die nachteilige Folge, daß ihre Anhänglichkeit an ihn sichtlich abzunehmen begann.

Das Murren und Misvergnügen, das dadurch an allen Ekken erreget ward, vermogte dennoch nicht, ihn von dieser unglüklichen Schwachheit zu heilen. Bisweilen ward sie zwar durch die mannichfaltigen Verwirrungen, die sich während seiner unruhvollen Regierung ereigneten, gehemmet; aber sie fand sich immer zu verschiedenen Zeitpunkten wieder ein. Diese fromme Raserei trieb ihn an, einen Besuch bei dem Pabst abzulegen, der damals zu Avignon in Frankreich residirte, wie schon verschiedene seiner Vorfahren gethan hatten, um vor den Unruhen, die zu Rom und in ganz Italien herrschten, sicher zu seyn. Eine ähnliche Thorheit führte ihn darauf nach Gent in Flandern, um sich mit Lüsignan König von Cypern zu besprechen; einem tapfern aber unglüklichen Fürsten, der von den Sarazenen aus seinem Reiche vertrieben war, und nun von Hof zu Hof wanderte, um nach Gewohnheit damaliger Zeiten alle christliche Fürsten um Hilfe gegen die Ungläubigen zu bitten.

Am augenscheinlichsten erhellet aber seine abergläubige Gemüthsart aus dem Betragen, welches er damals beobachtete, als die lezte und gefährlichste Empörung, die ihn auf ein Haar ohne Rettung gestürzet hätte, ausbrach. Anstat an Ort und Stelle zu bleiben, und den Gefahren, die ihn umringten, mit kaltem Blute und Unerschrokkenheit entgegen zu gehen, bediente er sich des Vorwands, daß er ein gewisses Gelübde, wodurch er sich zu einer Walfahrt nach Rom anheischig gemacht hatte, erfüllen müsse. Dem zu Folge lies er seine Angelegenheiten in der schreklichsten Verwirrung, und trat seine Reise nach dieser Stadt an.

Wir haben bisher verschiedene Beispiele von Waldemars Bigotterie gesehen, und werden daher die Entschlossenheit, womit er seine Autorität gegen die Anmaassungen der Geistlichkeit und sogar des Römischen Hofes zu behaupten suchte, um so mehr bewundern müssen. Kaum hatte er von dem Throne Besiz genommen, als er von der Dänischen Geistlichkeit eine Beihilfe an Gelde nach Verhältnis derjenigen, die er von seinen andern Unterthanen erhalten hatte, verlangte. Sein Ansehen und Einflus waren auch so gros, daß sie ihm sein Begehren zugestanden, und eine Summe bewilligten, die sehr ansehnlich gewesen

seyn mus: denn sie war, um dieselbe zusammen zu bringen, genötiget, sich des silbernen Geräths ihrer Kirche zu bedienen, wovon eine grosse Menge eingeschmelzet und zu Geld gepräget ward.

Mit eben der Entschlossenheit hielt er alle Geistlichen in seinen Staaten an, den Gesezen eine tiefe Unterwürfigkeit zu bezeigen, und hatte sogar die Dreistigkeit, einen Bischof und einen andern Geistlichen vom ersten Range, die sich unterstanden hatten, ihm ungehorsam zu seyn, einzuziehen und ins Gefängnis zu werfen. Dies war eine überaus kühne und gefährliche That, in Betracht der Denkart der damaligen Zeiten, und der blinden Verehrung, welche der Geistlichkeit von jedermann erzeiget ward. Aber Waldemar zeigte durch sein Betragen bei dieser kritischen Gelegenheit, daß er entschlossen wäre, ihnen die Spize zu bieten; und beharrte bei seiner Strenge gegen diese Geistlichen. Sie wurden auch endlich gezwungen, sich zu unterwerfen, troz des Geschreis ihrer Brüder und des Bannes, womit ihre Verwegenheit das Königreich beleget hatte.

Diese Festigkeit in dem Betragen gegen die Geistlichen behielt er bis an sein Ende bei. Als die

die Empörung ausbrach, welche ihm den gänzlichen Untergang zu drohen schien, hielt er sich als ein Verbannter an dem Hofe des Kaisers auf, und suchte die Zuneigung des Pabstes zu gewinnen und ihn zu vermögen, daß er sich für ihn bei seinen Unterthanen verwendete: bei dem allen behielt er aber doch den ihm eignen unerschütterlichen Muth, und hielt es seiner unwerth, sich vor ihm zu demüthigen. Im Gegentheil, als er eine ungünstige Antwort auf seine Bitte erhielt, und der Pabst ihn in den Bann zu thun drohete, wofern er sich weigerte, seine Maasregeln zu ändern, gab er ihm jene berühmte Antwort, worin er dem Pabst unter andern sagt: „sein Dasein verdanke er Gott, sein Reich seinen Unterthanen, und seine Religion dem Römischen Stuhl, und dies Geschenk sei er bereit, ihm zurük zu geben, im Fal es demselben zu gros zu seyn schiene."

Im Ganzen kan Waldemars Regierung als eine für die Dänische Monarchie sehr günstige Epoche betrachtet werden. Die Wiedervereinigung der von dem Staatskörper getrennten Provinzen, und die öftere Bestätigung und strenge Handhabung der Geseze belebten aufs neue den National-Geist der Dänen, der während der innerlichen Verwirrungen in tiefem Schlaf gelegen

hatte.

hatte. Waldemar selbst hing bei allen seinen Fehlern mit warmer Ergebenheit an seinem Vaterlande, und wachte sehr eifrig für dessen Ehre. Ungeachtet die Heftigkeit seiner Leidenschaften ihn bisweilen zu irrigen Maasregeln hinris, so ist doch nicht zu leugnen, daß er manche Misbräuche zu Hause abstellen half. Durch sein durchgängig kluges Betragen gegen alle fremde Staaten machte er sein Königreich so geachtet und blühend, als es unter den Zeitumständen möglich war.

Es wird nicht überflüssig seyn, zu bemerken, daß während Waldemars Regierung jene fürchterliche Pestilenz sich ereignete, welche ganz Europa verheerte. Aber kein Land lit durch sie so schreklich als Dännemark, wo die Einwohner ganzer Städte hingeraft und manche Distrikte gänzlich verödet wurden. Die Verwüstung war so gros und so algemein verbreitet, daß man ihre Folgen noch heutiges Tages fühlet. Weitläuftige Striche Landes in dem Innern der Provinz Jydland liegen noch immer unbewohnt seit jener schreklichen Verheerung, welche noch jezt in Dännemark die grosse Seuche genennet wird.

Nach Waldemars Tode (1375) ward ein merkwürdiger Schauplaz eröfnet. Er hinterlies

zwo Töchter, auf deren Nachkommen die Reichsversamlung nach manchen Streitigkeiten sich in der Wahl ihres Monarchen einzuschränken beschlos. Die älteste Ingeburg, vermählt mit einem Fürsten aus dem Hause Meklenburg, führte zu ihrem Besten das Vorrecht der frühern Geburt an. Aber die zwote Margarethe, des Königs Hakon von Norwegen Witwe, wuste sich die mehresten Stimmen in der Reichsversamlung zu verschaffen, und es dahin zu bringen, daß ihr Sohn Olaus zum König von Dännemark ausgerufen, und sie während seiner Minderjährigkeit zur Regentin ernennet ward.

Inzwischen bemühte sich Margarethe, eine Dame von ausserordentlichem Geiste und nicht gemeiner Klugheit, mit der grösten Sorgfalt, durch ein herablassendes und leutseliges Betragen die Liebe aller und jeder Klassen des Vols zu gewinnen. Sie war hierin so glüklich, daß sie sich, als Olaf starb, (1387) an der Spize einer sehr mächtigen Partei sowol in Dännemark als in Norwegen befand: und troz aller Einwendungen, welche man ihrem Geschlechte entgegen sezte, ward sie zur unumschränkten Beherrscherin beider Reiche erwählet.

Die

Dies muste natürlich dem Hause Meklenburg, aus welchem Schwedens damaliger Beherrscher Albert herstamte, grosse Unruhe verursachen. Er vereinigte die ganze Macht, welche er zusammenbringen konte, mit der Macht seiner Familie in Deutschland, und nahm sich vor, Margarethen, deren Beförderung zum Throne er als einen Eingrif in die Rechte seiner Familie betrachtete, die Dänische Krone zu entreissen. Aber sein Ehrgeiz ward nicht durch so grosse Fähigkeiten unterstüzt, als Margarethe besas. Sein Betragen hatte ihn in Schweden bei dem Volke ausserordentlich verhaßt gemacht. Anstat die Vorsichtigkeit zu beobachten, welche die Klugheit von einem Fürsten forderte, der durch die freie Wahl des Volks zum Throne gelanget war, und die Zuneigung desselben durch den geringsten Fehler in seiner Regierung zu verscherzen fürchten muste, betrug er sich so, als ob die Krone durch Erbrecht auf ihn gekommen wäre, und als ob er sich in dem Besiz einer unumschränkten Herrschaft über die Schweden befände. Er verlezte die Geseze, vergab alle Bedienungen an Ausländer, und, was noch weit gefährlicher war, achtete nicht der Vorrechte der Geistlichkeit. Durch dieses Verfahren zog er sich den Unwillen eines beträchtlichen Theils der Schwedischen Nazion zu.

Dieses

Dieses Misvergnügen ward in geheim durch Margarethen unterhalten, welche sich durch ihre Kundschafter einen starken Anhang zu verschaffen wuste. Sobald die Sache zur Ausführung reif war, rükte sie an der Spize einer Dänischen Armee in Schweden, lieferte Alberten ein Treffen, schlug ihn und machte ihn zum Gefangenen. Von diesem Tage an beugte sich alles vor Margarethens Waffen: sie ward zur Königin von Schweden erkläret und in dem ganzen Reiche dafür erkant. Die Versuche, welche einige Anhänger des abgesezten Monarchen zu seinem Besten wagten, waren zu ohnmächtig gegen ihre überlegene Staatsklugheit und ihr weises Betragen. Sie besas die Geschiklichkeit, sich nicht nur für ihre Person in dem ruhigen Besiz dieser Krone zu erhalten, sondern sie auch eben so wohl als die Königreiche Dännemark und Norwegen nach ihrem Ableben einem Prinzen aus ihrer Familie zu versichern.

Die Begebenheit, die ihren Namen am meisten bekant gemacht hat, ist der berühmte Vertrag einer beständigen Erb-Vereinigung, den die drei Nazionen zu Calmar mit einander schlossen. Margarethe, deren vielumfassender Geist beständig mit grossen Entwürfen beschäftiget war, sahe

diese

diese Verbindung unter ihnen als das zuverlässigste Mittel an, ihre Ruhe und Grösse für die Zukunft in Sicherheit zu sezen. Wäre der Grund, auf welchem sie dieses weitläuftige Gebäude anfführte, unerschüttert geblieben, so würde ihre Absicht volkommen erreicht worden seyn: sie würde den Ruhm eingeerndtet haben, daß sie ein Reich gegründet, welches nach aller Wahrscheinlichkeit dem ganzen Norden Geseze gegeben hätte. Die Einrichtungen, welche sie zu diesem Endzwek machte, zielten dahin ab, einer jeden der drei Nazionen ihre verschiedenen Geseze und ihre Unabhängigkeit von einander zu erhalten. Sie solten zwar unter der Herrschaft und Leitung eines einzigen Monarchen stehen, aber in dem Regierungssistem einer jeden Nazion insonderheit solte dennoch keine Art von Aenderung vorgenommen werden, und die vornehmste Wirkung ihrer Vereinigung unter einem Haupte solte die Sicherheit und Wohlfart des Ganzen seyn.

Unstreitig war dies ein edler und ins Grosse gehender Plan. Aber gleich wie Ehrgeiz hauptsächlich Margarethen zu dieser grossen Unternehmung bewogen hatte, so konte sie, als sie dieselbe glüklich zu Stande gebracht hatte, der Begierde, ohne Einschränkung zu herrschen, nicht widerstehen:

hen: sie dehnte ihre Autorität weit über die gesezmässigen Grenzen aus. Da sie indessen mit einer mehr als gewöhnlichen Klugheit begabet war, so ging sie in Ausübung ihrer Macht nicht weiter, als sie Fähigkeit bei sich fühlte, sie zu behaupten. Zu gleicher Zeit war sie bemüht, sich durch Wohlthätigkeit und Freigebigkeit gegen diejenigen, zu welchen sie mit Recht Zutrauen fassen zu können glaubte, eine Menge von Anhängern und Freunden zu verschaffen. Da sie wuste, daß die Norweger und Dänen, und insonderheit die leztern ihre zuverlässigsten Freunde und Anhänger waren, so lies sie ihnen alle mögliche Beweise von Zutrauen und Gnade angedeihen. In diesem Stükke vergas sie ihre gewöhnliche Klugheit, und lies den Vorzug, den sie ihnen vor den Schweden gab, viel zu offen und unvorsichtig blikken. Dieses Verfahren reizte ihren Unwillen in hohem Grade. Noch mehr aber wurden sie dadurch aufgebracht, daß die Königin in Vertrauen auf ihre Macht kein Bedenken trug, einige der wesentlichsten Artikel der zu Calmar geschlossenen Vereinigung hinten an zu sezen, und eine grosse Menge von dem Dänischen Adel mit wichtigen und einträglichen Bedienungen in Schweden zu belohnen. Dies war eine so offenbare und augenscheinliche Verlezung jenes Vertrags, daß der ganze Schwedische Adel sich deshalb

halb versammelte, und der Königin eine förmliche Klage über diesen Bruch desselben vorlegte. Aber Margarethe, deren Staatsklugheit mit ihrem Ehrgeiz Hand in Hand ging, hatte nur solche Maasregeln genommen, die sie gegen jeden Widerstand durchsezen zu können versichert war. Sie war sich allerdings bewust, daß ihr Verfahren nicht zu rechtfertigen stünde; aber ihr stolzer Geist konte sich dennoch nicht so weit herablassen, mit dem Schwedischen Adel in Entschuldigungen einzutreten. Sie empfing die Abgeordneten mit einer Dreistigkeit und Entschlossenheit, die sie in Erstaunen sezte, und zum Schweigen brachte. Sie sagte ihnen mit einem satirischen Lächeln: sie mögten nur eben so wachsam für ihre Gerechtsame und Freiheiten seyn, als sie für die Bedienungen seyn wolte, die sich in ihren Händen befänden. Sie hatte sich, die Wahrheit zu sagen, nach und nach bald unter diesem bald unter jenem Vorwand in den Besiz der mehresten Schlösser und festen Pläze in Schweden gesezt, und bekümmerte sich daher wenig um das Misvergnügen des Adels.

Ausser der Macht, welche sie durch diese Mittel in die Hände bekommen, hatte sie sich eine nicht minder starke Stüze durch ihre Grosmuth gegen die Geistlichkeit zu verschaffen gesucht.

Sie lebte in einem Zeitalter, wo alle Fürsten, die sich Autorität erwerben und zu erhalten wünschten, ihrer Mitwirkung benötiget waren. Der Einflus der Geistlichkeit erstrekte sich in dem Königreich Schweden ausserordentlich weit: denn ihre unermeslichen Reichtümer und die Vorrechte, welche mit ihrer Würde verknüpfet waren, verdunkelten alle übrigen Stände des Reichs, und waren sogar für die Regierung ein furchtbarer und mächtiger Damm. Eine Dame von Margarethens durchdringendem Scharfsin muste also volkommen einsehen, wie nötig es wäre, mit dieser zahlreichen und mächtigen Klasse von Menschen in gutem Vernehmen zu stehen. Sie liebkosete ihnen daher ganz ausserordentlich. Sie vermehrte ihre Einkünfte, beförderte sie zu den wichtigsten Posten, und schenkte ihnen ihr engstes Vertrauen. Kurz, sie gab ihnen alle mögliche Beweise eines volkommenen Zutrauens und vorzüglicher Zuneigung.

Durch dieses Betragen erreichte sie ihre Absichten volkommen. Die Geistlichkeit hing sich fest an sie. Sie unterstüzte alle ihre Unternehmungen und blieb ihrem Interesse, welches in der That ihr eigenes war, unveränderlich getreu. Das Gewicht, welches ihre Ergebenheit der

Schale

Schale der Krone verschafte, machte ihr Muth: sie bestrebte sich, die Königl. Vorrechte zu erweitern, und war so glüklich darin, daß kein Monarch in einem von den drei Reichen Dännemark, Norwegen und Schweden sich der unumschränkten Oberherrschaft in solchem Maasse zu erfreuen gehabt hat.

Man mus Margarethen bei allem dem die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie ungeachtet ihres ehrgeizigen und emporstrebenden Geistes die Macht, nach deren Besiz sie so sehr dürstete, wirklich zum Besten ihres Volks anwendete. Sie schafte unzälige Misbräuche ab, gab vortrefliche Geseze zum Besten der handelnden und arbeitenden Volksklassen, und munterte den Handel zwischen Dännemark und dessen Nachbaren und insonderheit den Hansestädten durch weise und vernünftige Verfügungen auf, wovon einige noch heutiges Tages in Kraft sind. Sie führte in der Justizpflege eine Regelmässigkeit ein, von der man bis dahin nichts wuste. Sie nötigte alle Klassen von Menschen, sich den Entscheidungen ihrer Gerichtshöfe zu unterwerfen, und schüzte mit vorzüglicher Sorgfalt die geringern Stände vor der Unterdrükkung und übeln Begegnung der Grossen.

 Auf

Auf diese fiel hauptsächlich die Last ihrer Macht, und sie führten mithin auch die lautesten Beschwerden über sie. Sie nahm ihnen nämlich die Schlösser und Festungen, deren sie sich während der innern Unruhen bemächtiget hatten, wieder ab, und entzog ihnen dadurch die Mittel, sich mehr Gewicht zu verschaffen, als der algemeinen Wohlfart der gesamten Nazion zuträglich war. In der That hatte sich der Adel die öffentlichen Drangsale zu Nuzen gemacht, und sich zu einer Stufe von Macht hinaufgeschwungen, die mit dem Stande eines Unterthans unmöglich bestehen konte. Man darf sich daher nicht wundern, daß Margarethe sich so sehr bemühete, ihren Einflus zu schwächen, da ihre eigene Lage dadurch unsicher und von dem Gutdünken dieser Klasse des Volks abhängig ward.

Aus diesem allem läßt sich die Summe des Charakters dieser berühmten Königin kurz zusammenziehen. Sie gelangte zum Thron durch ihre vorzüglichen Fähigkeiten. Sie regierte mit einem Muth und einer Weisheit, die ihr eben so grossen Ruhm erwarben, als irgend einer der grössesten uns bekanten Fürsten des Altertums erlangte. Sie vereinigte drei kriegerische Nazionen, die bis dahin geschworne Feinde ge-

wesen

wesen waren. Sie gewöhnte sie zu einem Gehorsam gegen ihre Person, den keiner ihrer einzelnen Monarchen sich hatte zu verschaffen gewußt, und beherrschte sie alle drei mit einer nie gestörten Autorität. Im Leben ward sie von allen ihren Unterthanen hochgeschäzt und von allen ihren Nachbaren gefürchtet. Sie starb (1411) mitten in dem grösten Glanze von Ehre und Glük, und hinterlies einen so wahrhaft und so ungewöhnlich berühmten Namen, daß der einstimmige Beifal der Europäischen Nazionen sie mit dem glorreichen Titel der Nordischen Semiramis beehret hat.

Ihr Nachfolger, Erich, der Zehnte dieses Namens, ein Prinz aus dem Herzoglichen Hause Pommern, war ein Enkel von Margarethens Schwester Ingeburg, und hatte einige Jahre vor ihrem Ableben durch ihre Bemühungen die Versicherung zu der Thronfolge in den Königreichen Dännemark, Norwegen und Schweden erhalten.

Aber Erich war keinesweges der Krone würdig, die Margarethe mit so vielem Glanz getragen hatte. Er besas zwar ihren ganzen Ehrgeiz, aber nicht eine von ihren Fähigkeiten.

 Gleich

Gleich im Anfang seiner Regierung erneuerte er den Krieg mit den Grafen von Holstein, den Margarethe angefangen, aber bald darauf durch einen Waffenstilstand beigelegt hatte, in der Absicht, die obhandenen Streitigkeiten durch einen gütlichen Vergleich zu schlichten. Dieser Krieg ward dreissig Jahre lang mit abwechselndem Glük im Felde geführet; er endigte sich aber zulezt zum Vorteil des Hauses Holstein, (1435) welches durch den Beistand seiner zahlreichen Bundesgenossen, worunter sich die mehresten Hansestädte und verschiedene Fürsten in dem nordlichen Theile von Deutschland befanden, in den Stand gesezt ward, Erichen die Spize zu bieten, und ihn endlich zwang, es in dem Besiz der streitigen Landschaften zu lassen.

Erich ward zu diesem Frieden hauptsächlich durch die Betrachtung der Schwierigkeiten bewogen, mit welchen er in Schweden zu kämpfen haben würde. Das Volk war daselbst über die unaufhörlichen Verlezungen des Calmarschen Vertrags äusserst aufgebracht, und entschlossen, sie nicht länger zu dulden. Es legte Erichen seine Beschwerden vor, und erinnerte ihn mit Wärme, den gerechten Vorstellungen seiner Unterthanen ein geneigtes Ohr zu gönnen. Da er sahe, daß

sie fest auf ihren Forderungen bestanden, so hielt er es für dienlich nachzugeben, bis er hinreichende Anstalten getroffen hätte, sie zum Gehorsam zu zwingen. Er versprach ihnen feierlichst, allen ihren Klagen völlig abzuhelfen. Aber sobald er im Stande zu seyn glaubte, seine Absichten auszuführen, brach er sein Wort offenbar, und behandelte das Volk mit mehrerer Strenge als vorhin.

Erbittert über diese Wortbrüchigkeit grif die ganze Schwedische Nazion zu den Waffen, und sagte sich förmlich von aller Eidespflicht gegen Erich los. Sie war hiezu ohne Zweifel durch das Betragen dieses Fürsten berechtiget, der ihr von dem Anfange seiner Regiernng an hinreichende Ursachen zu Beschwerden gegeben hatte. Er hatte beständig in Dännemark residiret, und verwendete die königlichen Einkünfte aus Schweden zu Endzwekken, die nicht die mindeste Beziehung auf dieses Reich hatten. Die wichtigsten Bedienungen hatte er mit Dänen besezt, und ihnen erlaubt, ja sogar sie aufgemuntert, die Schweden zu tirannisiren. Aber nichts reizte ihren Unwillen in so hohem Grade, als daß er sie durch das Versprechen, sie in Zukunft zu ihrer Zufriedenheit zu regieren, täuschte, und ihren aber-

abermaligen Vorstellungen wegen der fortwährenden üblen Behandlung mit dem äussersten Uebermuth und Verachtung von sich wies.

Erichs Betragen gegen die Schweden ward durch seine unweise Behandlung der Dänen noch weit tadelhafter. Er hatte bei verschiedenen Gelegenheiten eine Neigung zum Despotismus blikken lassen, die einem so freien Volke keinesweges angenehm seyn konte. Was aber den Weg zum algemeinen Misvergnügen bahnte, war, daß er die Current-Münze des Reichs zu grossem Schaden verschiedener Personen herabsezte. Der nächste unpolitische Schrit war der Vorschlag, den er den Staaten von Dännemark thab, daß ihm das Recht zugestanden werden mögte, sich selbst einen Nachfolger zu ernennen, wie die Königin Margarethe gethan hatte.

Aber die Zeitumstände hatten sich sehr geändert. Jene herzhafte und unternehmende Dame machte nie eine Forderung von der Art, als wenn sie zum voraus überzeugt war, daß ihre Partei stark genug wäre, jeden Widerstand zu besiegen. Aber Erichs Einflus war jezt durch seine schlechte Regierung so gesunken, daß er eine deutliche und feste abschlägige Antwort erhielt. Die

Reichsversamlung beharrte unerbitlich bei ihrer Weigerung, und alles, was Erich erhalten konte, war die Erlaubnis, sich einen Gehilfen zu wählen, der ihn in den Regierungs-Geschäften unterstüzte.

Zu diesem Posten ernennete er seinen Neffen, Bugislav, Herzog von Pommern; und gleich als ob er den Entschlus gefaßt hätte, hinfort seinen Dänischen Unterthanen in allem zuwider zu seyn, beförderte er verschiedene Deutsche Fürsten und Edelleute zu einigen von den wichtigsten Aemtern in Dännemark.

Darauf ging er nach Schweden, in Hofnung, die Sachen daselbst zu seinem Vorteil einzurichten. Die Mässigung, welche die Schweden bei dieser Gelegenheit bewiesen, macht ihnen ungemein viele Ehre. Ungeachtet sie so viele Ursachen hatten, mit Erich unzufrieden zu seyn, so willigten sie doch grosmüthig darin, alles vergangene zu vergessen, und ihn für ihren Beherrscher zu erkennen, wenn er sich zu gebührender Beobachtung der Geseze verpflichten wolte. Erich lies sich diese Vorschläge gefallen, und ward also wieder in seine Würde eingesezt. Um auch allen Zwistigkeiten ein Ende zu machen, ward zu Calmar

mar eine algemeine Versamlung der drei Reiche gehalten, worin die vorhin getroffene Erbvereinigung erneuert und verschiedene Verfügungen hinzugesezt wurden, um sie volständiger und volkommener zu machen.

Anstat aber bei dieser Gelegenheit mit den Einwohnern seiner drei Reiche auf eine herzliche Art gemeinschaftlich zu wirken, hielt Erich sich fern von ihnen, gleich als ob das, was zu Calmar verabredet ward, ihn im geringsten nicht anginge. Er begab sich nach der Insel Gotland, mit allen Kleinodien und Schäzen, die er zusammenbringen konte, und in dem Gefolge eines zahlreichen Heeres, als ob er mit seinen Unterthanen auf einem feindlichen Fusse zu leben dächte. Hier empfing er ihre Abgeordneten, die ihn inständigst ersuchten, daß er zurük kommen und die Regierungsverwaltung wieder übernehmen mögte. Er weigerte sich aber, ihr Begehren zu erfüllen, und blieb hartnäkkig in seiner Einsamkeit, lies aber demungeachtet von dort aus immerfort Verordnungen und Edicte ergehen, die den Dänen und Schweden gleich misfällig waren. Er hatte sogar die Dreistigkeit, ungeachtet der sichtbaren Verschlimmerung seiner Angelegenheiten die Insel Rügen von der Krone

Dän=

Dännemark zu veräussern, und seinem geliebten Neffen ein förmliches Geschenk damit zu machen. Zugleich fülte er alle feste Pläze in seinem Königreiche mit fremden Truppen an. Dies betrachtete man als einen deutlichen Beweis seiner Absicht, die Erbfolge in der Krone seinem Neffen der erklärten Weigerung der Reichsversamlung ungeachtet zu versichern.

Da der König sich beständig weigerte, nach Schweden oder Dännemark zurük zu kommen, so ward in der Versamlung beider Reiche beschlossen, nicht länger den eigensinnigen Launen eines Fürsten zum Spiele zu dienen, der beides das, was er sich selbst schuldig war, und seine Pflichten gegen seine Unterthanen vergessen zu haben schien. Er ward auf eine feierliche Art abgesezt, und sein Neffe, Christoph, Herzog von Baiern, ein Sohn seiner Schwester Sophie, ward an seiner Stelle zum König erwählt.

Ein solches Ende nahm Erichs des Zehnten Regierung, eines Fürsten, der die Krone mit der algemeinen Einwilligung und dem Beifal der drei Nazionen empfing, und auch ohne seltene Talente ein ruhiges und glükliches Regiment hätte führen können. Aber es fehlte ihm an

Festig-

Festigkeit und Mässigung: er machte sich zwar keiner schwarzen Thaten schuldig, verlezte aber diejenigen Verpflichtungen, welche die heiligsten unter allen sind, und deren Uebertretung das grösseste Verbrechen in den Augen eines freien Volks ist. Er besas auch nicht genugsame Klugheit, sich eine hinreichende Partei zu seinem Schuz zu verschaffen; und doch bestand er rasch auf Unternehmungen, zu deren Ausführung es ihm an Kräften fehlte.

Christoph von Baiern, der Dritte dieses Namens, beschlos, durch das Unglük seines Oheims gewizigt, sich so zu betragen, daß er niemanden Ursache zum Misvergnügen gäbe. Er bewilligte jede Forderung, die ihm zur gesezmässigen Erhebung auf den Thron ein Recht geben konte. Anfänglich war er blos von den Dänen zu ihrem Regenten erwählet worden; er wuste sich aber bald eine so algemeine Liebe zu erwerben, daß er auch die Einwilligung der Schwedischen und Norwegischen Reichsversamlungen erhielt, und ohne einiges Blutvergiessen zu dem Besiz der drei Königreiche gelangte.

Seine Regierung war ungemein mild und ruhig. Er lies sich mit grossem Eifer angele-

gen seyn, die innere Verfassung und die Handels-Angelegenheiten seiner Reiche auf einen guten Fus zu sezen; und stiftete eine sehr vorteilhafte Handels-Verbindung zwischen Dännemark und den handelnden Städten in den Niederlanden. Er begünstigte die Erbauung und Stiftung neuer Städte, und verlieh ihnen zahlreiche Vorrechte zu Beförderung ihrer Aufnahme. Kopenhagen insonderheit ward zu seiner Zeit und unter seiner Aufsicht ansehnlich vergrössert.

Er hatte indessen einen Fehler, der leider allen Dänischen Monarchen, welche die Schwedische Krone besassen, anklebte: er lies nur zu deutlich eine Parteilichkeit für die Dänen spüren, welche die Schweden heftig beleidigte. Indessen besas er so viel Verstand und Klugheit, daß er sich in den gehörigen Schranken hielt, und sich sorgfältig vor jedem Eingrif in ihre Vorrechte hütete. Kurz, er betrug sich mit so vieler Vorsicht, daß keine von den beiden Nazionen Ursach hatte, ihn zu beschuldigen, als ob er von den Verpflichtungen abwiche, die er vor seiner Thronbesteigung mit seinen Unterthanen eingegangen war.

Ein merkwürdiger Beweis von seinem klugen Betragen in diesem Stükke ist folgender

Vor-

Vorfal. Als er sich mit einer Prinzessin aus dem Hause Brandenburg vermählte, ward sie von einer grossen Menge deutscher Edelleute nach Dännemark begleitet. Verschiedene von ihnen erhielten Bedienungen an Christophs Hofe, dessen Landesleute sie waren. Dies dünkte dem Dänischen und Schwedischen Adel eine grosse Beleidigung zu seyn, und verursachte vieles Murren und Misvergnügen. Der König wünschte aufrichtig, mit seinen Unterthanen in gutem Vernehmen zu leben: es muste sich ihm auch bei dieser Gelegenheit nothwendig die Betrachtung aufdringen, daß die Absezung seines Vorfahren Erich hauptsächlich seiner Vorliebe zu den Fremden zuzuschreiben wäre. Bei seinem gütigen Charakter muste ihm aber auch der Gedanke sehr widrig seyn, so manche Personen, von deren Zuneigung er volkommen überzeuget war, ihrer Bedienungen zu entsezen. Dennoch siegte die Vorstellung der Pflichten, die er seinem Volke schuldig wäre. Er besas Weisheit und Stärke der Seele, seine Neigungen zu bezwingen. Er versammelte seine Landesleute und stelte ihnen vor, wie nothwendig es für ihn wäre, sich nach den Wünschen seiner Unterthanen zu bequemen, die nichts mehr von ihm verlangten, als die Erfüllung der Versprechungen, die er ihnen gegeben,

ben, und als den Preis der Krone, welche sie ihm auf das Haupt gesezet, anzusehen hätte. Er machte es ihnen einleuchtend, daß seine Unterthanen das augenscheinlichste Recht hätten, die Erfüllung ihrer Forderungen von ihm zu erwarten, und daß seine Weigerung sowol ihn als sie einer augenscheinlichen Gefahr aussezen würde. Die Folge dieser freimüthigen und aufrichtigen Vorstellung seiner Lage war, daß seine Landesleute ihren Bedienungen willig entsagten: des Königs Grosmuth entschädigte sie indessen aus seinem eigenen Beutel so gut, als es ihm möglich war.

So waren Christophs Charakter und Betragen beschaffen; eines Fürsten, der zwar nicht mit den glänzenden Talenten, welche die Bewunderung der Welt auf sich ziehen, ausgerüstet war, aber sich dennoch die Achtung seiner Unterthanen zu erwerben, und die Ruhe und Wohlfart des Reiches, das ihn zu seinem Beherrscher erwählet hatte, zu erhalten wuste.

Nach Christophs Tode (1448) boten die Dänen ihre Krone dem Herzog von Schleswig und Holstein Adolph an; einem Fürsten, der grosse Fähigkeiten und Verdienste besas, und mit der

königlichen Familie von Dännemark nahe verwandt war. Zween Gründe bewogen die Dänen zu diesem Entschlus. Der eine war die feste Ueberzeugung, daß sie ihren Thron mit einem verdienstvollen Fürsten besezen würden; der andere die Aussicht, die beiden Herzogtümer Schleswig und Holstein wieder mit der Krone Dännemark zu vereinigen. Aber Adolph zeigte die seltene Mässigung, die Ruhe und das Beste seiner Unterthanen seiner eigenen Grösse vorzuziehen. Mit einer Grosmuth und Uneigennüzigkeit, die ihm mehr Ehre macht als ein Diadem, empfahl er den Dänen seinen Neffen Christian, einen Sohn Dietrichs Grafen von Oldenburg, einen jungen Prinzen, der sehr vieles versprach, und volkommen verdiente mit der königlichen Würde bekleidet zu werden. Adolphs Rath ward wohl aufgenommen, und das Haus Oldenburg hatte seine Erhebung auf den Dänischen Thron der Empfehlung des lezten Fürsten aus dem Hause Holstein zu danken.

Die erste Handlung, die Christian bei dem Antrit seiner Regierung vornahm, war, daß er die Insel Gotland den Händen der Schweden entris. Sie hatten sich derselben bemächtiget, um sich an den Dänen dafür zu rächen, daß diese

nicht

nicht darin willigen wolten, den Karl Knudson, einen Edelmann von vornehmer Geburt und grossem Reichtum auf den Thron der drei Reiche zu sezen.

Karls Anhänger in Schweden waren so zahlreich, und er ward daselbst so nachdrüklich unterstüzet, daß er Norwegen anzugreifen beschlos: er fand auch daselbst nur geringen Widerstand, und ward feierlich zum König gekrönet. Christian war inzwischen kein geduldiger Zuschauer dieser Unternehmungen. Er hatte in Schweden verschiedene Anhänger, durch deren Beistand er Karls Absichten viele Hindernisse in den Weg legte. Des leztern ungestüme Gemüthsart konte den Widerstand dieser Leute nicht mit Gelassenheit ertragen, die nach seiner Meinung kein Recht hatten, ihm Gehorsam zu versagen. Dies verleitete ihn zu einigen strengen Handlungen, welche ihm die Ungnade des Volks zuzogen.

Den grösten Stos litten aber seine Angelegenheiten dadurch, daß er die Kirchengüter einzog, deren Besiz sich nicht auf rechtmässige Gründe stüzte, und daß er die Errichtung frommer Stiftungen untersagte. Beide Verfügungen waren an sich sehr heilsam, und würden für das

Beste des Königreichs ungemein wohlthätige Folgen gehabt haben; aber sie waren seinem eigenen Vorteil gerade zu entgegen, und unschiklich in Hinsicht der Zeit, da sie erlassen wurden.

Die Geistlichkeit war, wie wir oben bemerkten, von Margarethen mit der tiefsten Ehrerbietung behandelt worden, und hatte seitdem an dem Hofe von Dännemark stets in grosser Achtung gestanden. Dies war eine Maxime, welche von dieser grossen Königin ernstlich war empfolen, und deren Beobachtung von der Dänischen Regierung als die weiseste Politik bewährt gefunden worden. Sie war es, welche ihr stets die feste Freundschaft der Schwedischen Geistlichen zuwegegebracht hatte, da im Gegentheil der Rest der Schwedischen Nazion in offener Fehde mit ihr befangen war.

Bei dieser Gelegenheit vereinigte sich die gesamte Geistlichkeit in Schweden gegen Karln. Der Erzbischof von Upsala berief sie zu einer feierlichen Versamlung in seiner Kathedrale Kirche. Dort warf er seine geistliche Kleidung ab, legte eine volständige Rüstung an, ergrif Schwerd und Schild, und betheurete in Gegenwart der ganzen Versamlung, daß er seine Waffen nicht eher

wieder ablegen würde, als bis er Karln vom Throne gestossen hätte. So war die geistliche Denkart dieses Zeitalters beschaffen.

Zum Unglük für Karln fehlte es diesem entschlossenen Prälaten weder an politischen noch kriegerischen Talenten. Er handelte mit so vieler Thätigkeit und solchem Muth, daß er Karln überraschte und aus dem Felde schlug: dieser floh nach Stokholm und entwich von dort aus dem Reiche, als er daselbst enge belagert ward, und in Gefahr stand, seinem Feinde in die Hände zu fallen. Nach seiner Vertreibung ward Christian durch Vermittelung des Erzbischofs, mit welchem er ein geheimes Verständnis unterhielt, zum König von Schweden, und kurz darauf auch von Norwegen erwählt (1458).

Ungeachtet die Ursachen von dem unglüklichen Schiksal seines Mitwerbers Karl so deutlich in die Augen fielen, so beging Christian dennoch eben den Fehler, der jenem so nachteilig gewesen war. Er zerfiel mit dem Erzbischof, dessen Beistand ihn auf den Thron gesezt hatte. Er bemächtigte sich sogar seiner Person, und schikte ihn gefangen nach Dännemark. Die Folge dieses Verfahrens war eine augenblikliche Empörung zu

Karls Besten, an deren Spize sich der Bischof von Strengnäs befand, ein Mann, der seinem Oheim, dem Erzbischof von Upsala, an Klugheit und Unerschrokkenheit nichts nachgab. Er grif Christian mit solchem Nachdruk und Glük an, daß er sich genötiget sahe, Schweden zu verlassen und sich nach Dännemark zurük zu begeben.

Die Erfahrung hatte ihn nun überzeuget, wie unumgänglich nötig es wäre, die Geistlichkeit mit der äussersten Nachgiebigkeit zu behandeln: er entschlos sich daher, sich wieder mit dem Erzbischof auszusöhnen. Er entlies ihn seiner Gefangenschaft, bewies ihm alle mögliche Achtung, und verabsäumte nichts, die harte Begegnung, welche ihm wiederfahren war, wieder gut zu machen. Der Erzbischof versprach seinerseits, das geschehene zu vergessen, und verpflichtete sich sehr bereitwillig, Christian wieder auf den Thron zu sezen. Er kehrte nach Schweden znrük, brachte daselbst eine zahlreiche Armee zusammen, und lieferte Karln ein Treffen, worin dieser geschlagen und gefangen ward. Der Sieger zwang ihn, der Krone förmlich zu entsagen, und sperrte ihn darauf in einem Schlosse in Finland ein.

Christian erndtete demungeachtet sehr geringen Nuzen von diesem glüklichen Erfolg. Es war in Schweden noch eine starke Partei übrig, die den Dänen abgeneigt war: und der Erzbischof selbst zeigte nicht so vielen Eifer für die Dänische Sache als vorhin, welches von der Erinnerung an seine vorige Gefangennehmung herrührte. Nach dem Tode dieses Prälaten, der sich kurz darauf ereignete, ward Karl wieder zurük berufen: er starb auch endlich (1470) im Besiz des Thrones, obwol seine Autorität beinahe zu einem leeren Schatten geworden war.

Nach seinem Tode sezten die Schweden seinen Neffen Steen Sture unter dem Namen eines Reichsverwesers an die Spize der Regierung, und faßten den Entschlus, den Beherrschern von Dännemark in Zukunft nicht mehr Gehorsam zu leisten. Christian machte verschiedene Versuche, Schweden wieder zu bekommen, allein sie mislangen alle. Die wahre Ursache hievon war, daß sein Streit mit seinem ältern Bruder Gerhard, der wegen Holsteins grosse Ansprüche an ihn machte und starke Unterstüzung fand, seine Aufmerksamkeit zu sehr nach dieser Seite hin lenkte, und ihm weder Musse noch Gelegenheit verstattete, seine Absichten auf Schweden auszuführen.

 Chri-

Christians Dänische Unterthanen waren dagegen mit seiner Regierung völlig zufrieden. Er verabsäumte nichts, was zu Beförderung ihrer Ehre und Wohlfart gereichen konte. Indüstrie und Handel nahmen während seiner Regierung ungemein zu, und Dännemarks Seemacht ward allen Nachbaren desselben furchtbar. Er lies sich mit besonderm Eifer angelegen seyn, Personen von Verdienst in allen Ständen zu belohnen, und keine als Leute von entschiedenen Fähigkeiten zu geistlichen und weltlichen Bedienungen zu befördern. Seine Mildthätigkeit war insonderheit auszeichnend. Er verschafte allen, die dürftig waren, oder unter körperlichen Schmerzen seufzeten, den schleunigsten und mitleidigsten Beistand. Einige Fehler von geringer Bedeutung ausgenommen, war er im Ganzen ein vortreflicher Fürst. Von seinen Unterthanen ward er wahrhaft geliebt. Sogar von seinen Feinden, den Schweden ward er hochgeachtet; und gegen das Ende seiner Regierung fingen sie an, über seine Ansprüche auf ihre Krone gelindere Gesinnungen zu äussern, ja sie machten ihm sogar Hofnung, daß sie mit der Zeit seinen Sohn zu ihrem König wählen würden. Kurz, das Zeugnis, welches sein Oheim Adolph von Holstein von seinem Verdienst abgelegt hatte, ward durch den

ganzen Lauf seines Lebens bestätiget, und sein Andenken wird noch heutiges Tages nach Verdienst in Ehren gehalten.

Nach Christians Tode (1481) ward sein Sohn Johann von den Dänen und Norwegern einmüthig zum König erwählet. Da die Schweden ihre Einwilligung versagten, so beschlos Johann, sie durch die Gewalt der Waffen dazu zu zwingen. Allein seine Mutter Dorothea, eine Fürstin von grosser Klugheit und Mässigung, redete ihm dieses Vorhaben aus, und vermogte ihn dahin, seine Gedanken blos auf Dännemark zu richten, und eine günstigere Gelegenheit abzuwarten, um seine Ansprüche auf Schweden geltend zu machen.

Diesem Rath zufolge beschäftigte er sich im Anfang seiner Regierung damit, zu Hause alles in Ordnung zu bringen. Er bezahlte die Schulden seines Vaters Christian mit der gewissenhaftesten Redlichkeit und Grosmuth. Er lösete alle Kronländereien ein, welche sich noch in fremden Händen befanden, und veranstaltete eine neue Verteilung der Auflagen, die sehr billig und angemessen war, und ohne jemanden zu drükken, ansehnliche Summen Geldes einbrachte. Er

hatte auch Gelegenheit, seine leutselige Gemüthsart während einer Hungersnoth an den Tag zu legen, die auf eine anstekkende Seuche folgte, und so wie diese Dännemark sehr schädlich war. Seine Freigebigkeit und Sorgfalt für die Bedrängten während der ganzen Dauer dieser Landplage machten ihn seinem Volke ausserordentlich theuer.

Inzwischen wurden die Angelegenheiten Schwedens nicht vergessen. Johann enthielt sich zwar aller Feindseligkeiten, war aber dennoch sehr thätig, sein Interesse in diesem Reiche zu befördern. Die Geistlichkeit zeigte noch eben die Anhänglichkeit an Dännemark wie vorhin, und verschiedene von den Grossen waren ihm ebenfals ergeben. Aber er hatte mit einem ungemein thätigen und tapfern Nebenbuler zu thun, der von dem grösten Theil der geringern Stände, die einen unversöhnlichen Has gegen die eingebornen Dänen hegten, kräftigst unterstüzet ward.

Dieser Nebenbuler war Steen Sture, der sich bereits durch seinen vieljährigen und glüklichen Widerstand gegen Christian berühmt gemacht hatte. Nicht minder glüklich war er eine beträchtliche Zeit lang gegen seinen Sohn. Da die

Unei=

Uneinigkeiten unter seinen Landesleuten ihn ausser Stand sezten, kühne und offenbare Unternehmungen zu wagen, so war er genötiget, langsam zu gehen, und seine Zuflucht zur Verstellung zu nehmen. Er wuste Johann durch häufige Versprechungen, daß er die Sache seinen Wünschen gemäs beendigen wolle, hinzuhalten, und hielt ihn dadurch ab, zu gewaltsamen Maasregeln zu schreiten.

Endlich entschlos sich der Dänische Monarch, seine Sache der Entscheidung des Schwerds anheim zu geben. Schon lange hatte er hiezu Vorbereitungen getroffen. Er hatte einen weitläuftigen Briefwechsel mit dem Adel und der Geistlichkeit in Schweden unterhalten. Die leztere insonderheit zeigte sich so wirksam, daß der Reichsverweser genötiget ward, einen Reichstag zu berufen, auf welchem durch Mehrheit der Stimmen beschlossen ward, daß eine Versamlung der drei Nazionen zu Calmar gehalten werden solte. Auf dieser Zusammenkunft ward Johann zu Steens bitterer Kränkung als Monarch der drei Reiche anerkant; dieser fuhr aber demungeachtet fort, der Dänischen Partei die Spize zu bieten.

Jo-

Johann fühlte die Geschiklichkeit seines Gegners, und gab sich daher viele Mühe, ihn durch eine überlegene Anzahl zu überwältigen. Er bewog die Russen, ein barbarisches aber tapferes und mächtiges Volk, ihn in Finland anzugreifen, und er selbst drang zugleich an der Spize der ganzen Dänischen Macht in das Herz von Schweden ein. Die Partei des Reichsverwesers war nicht im Stande, sich gegen so viele und mächtige Feinde zu behaupten. Nach einem tapfern aber fruchtlosen Widerstande ward er genötiget, seinem überlegenen Gegner zu weichen.

Dännemarks Glük behielt allenthalben die Oberhand. Die Dalekarlen brachten unter diesen für ihr Vaterland gefährlichen Umständen ein zahlreiches Heer zusammen, und griffen die Dänen mit solchem Ungestüm an, daß der Ausgang der Schlacht lange zweifelhaft war. Zum Glük für Johann bestanden seine Truppen aus Leuten, die im Kriegswesen regelmässig geübet worden: die Kriegskunst nahm nämlich um diese Zeit zuerst die Gestalt einer Wissenschaft an, und war nun ungleich verwikkelter und weit schwerer zu erlernen, als in den vorhergehenden rohen Zeitaltern. Er hatte verschiedene Offiziere und Generale von

grosser Geschiklichkeit und Erfahrung in seinem Sold. Diesen hatte er die Vorteile zu danken, die er an diesem entscheidenden Tage erhielt. Nach einem langen und blutigen Kampfe, worin die Dänen ungemein litten, muste endlich persönliche Tapferkeit der Kriegskunst weichen. Die Dalekarlen wurden troz ihres muthigen Widerstandes in die Flucht geschlagen, und es ward ein grosses Blutbad unter ihnen angerichtet. Johann bemächtigte sich hierauf der Stadt Stokholm, wo er feierlich zum König von Schweden gekrönet ward (1498).

Viele Ehre macht ihm folgende Erzälung. Einige seiner Höflinge riethen ihm, als er sich auf diesem Gipfel seines Glüks befand, diejenigen Schwedischen Grossen, welche sich ihm so lange und hartnäkkig widersezet hatten, und jezt sich in seinen Händen befanden, aus dem Wege zu räumen. Aber Johann verwarf diesen barbarischen Rath mit einer Grosmuth, die ihn seines Glüks und seiner Würde wohl werth machte, und fuhr fort, sich gegen alle Parteien eben so mild und gnädig zu beweisen, als er bisher gethan hatte.

Es ist indessen schwer, in dem vollen Genus eines Sieges die natürliche Begierde nach

fer-

fernern Triumphen gänzlich zu bezwingen. So ward auch Johann durch den Strom seines bisherigen Glükkes zu einer Unternehmung fortgerissen, welche ihm sehr theuer zu stehen kam. Die Dithmarsen, ein Volk, welches einen kleinen Distrikt von demjenigen Theile Holsteins, der an den westlichen Ocean (Nordsee) gränzet, bewohnten, hatten verschiedene Jahrhunderte lang in volkommener Unabhängigkeit gelebet. Sie machten eine Republik aus, welche durch das gemeinschaftliche Band der Freiheitliebe vereinet sich in diesem Zustande gegen jeden Angrif behauptet hatte. Christian I hatte sich bereits vorgenommen, sie unter seine Herrschaft zu bringen: er glaubte nach den seltsamen Begriffen der damaligen Zeit die Befugnis, ihr Land zu erobern, zu besizen, nachdem er von dem Kaiser Fridrich III, dem er sie als ein ohne Geseze lebendes, ungezähmtes und alle seine Nachbaren beunruhigendes Volk schilderte, die Erlaubnis dazu erhalten hatte.

Kraft dieser kaiserlichen Begünstigung beschlos Johann, dieses Land mit seinen Staaten zu verknüpfen, und grif es mit einer der best ausgerüsteten Armeen an, die Dännemark je ins Feld gestellet hatte. Aber sein Ehrgeiz fand hier

die verdiente Züchtigung. Angefeuert durch Verzweiflung, und entschlossen, ihr Leben für die Vertheidigung ihrer Freiheit aufzuopfern, bewies diese handvoll Leute so viele Tapferkeit und Geschiklichkeit, daß die Dänische Armee gänzlich aufgerieben ward, und der König selbst nur mit genauer Noth entfloh.

Dieser unglükliche Feldzug hatte überdies die nachteilige Folge, daß in Schweden und Norwegen eine abermalige Empörung ausbrach. Steen Sture harrte schon lange auf eine günstige Gelegenheit, seine vorige Würde wieder zu erlangen, und war viel zu wachsam, als daß er einen für ihn so erwünschten Vorfall ungenüzt lassen solte. Johanns unglükliches Schiksal war gleichsam das Signal für alle Freunde des abgesezten Regierungsverwesers. Sie strömten aus allen Ekken hin zu ihm, riefen ihn in seinem vorigen Charakter von neuem aus, und wurden durch den Beitrit des grösten Theils der Norwegischen Nazion verstärkt.

Diese Einbussen wurden noch dadurch vergrössert, daß Steen Mittel fand, mit den Hanse-Städten ein Bündnis zu schliessen, und Stokholm zu erobern, wo die Königin Christine,

Johanns Gemahlin, eine Prinzessin aus dem Churfürstlichen Hause Sachsen, nach einer tapfern Vertheidigung in seine Hände fiel.

Immittelst hatte Johann seinen Sohn Christian mit einem starken Heere nach Norwegen geschikt, um dieses Reich wieder zum Gehorsam zu bringen. Dieser junge Prinz war hierin sehr glüklich. Er zwang die Norweger, sich wieder unter Dännemarks Herrschaft zu begeben; aber er beflekte den erfochtenen Ruhm durch die Grausamkeiten, welche er in diesem unglüklichen Reiche ausübte. Auch in Schweden erhielt er einige Vorteile: aber auch hier gab er Beweise von seiner blutdürstigen Gemüthsart. Steen machte demungeachtet durch Hilfe seiner Bundesgenossen dem Könige viel zu schaffen. Er hatte beinahe alle Pläze, welche die Dänen in Schweden besassen, wieder erobert, und schikte sich zu fernern Unternehmungen an, als der Tod seinen Thaten und Johanns Furcht vor diesem fähigen Gegner ein Ende machte (1504).

Obgleich die Schweden sich ungemein nach Ruhe sehnten, so waren sie doch nicht geneigt, von Dännemark einen König anzunehmen. Sie schritten zur Wahl eines neuen Reichsverwesers,

und

und diese traf den Suante Sture, der mit seinem Vorgänger verwandt war, und ihm an Muth und Fähigkeiten nichts nachgab. Vergebens nahm Johann seine Zuflucht zu dem Ansehen des Kaiserlichen Hofes, welcher sich anmaassete, die Schweden für Rebellen zu erklären, und ihnen Gehorsam gegen den König von Dännemark zu befehlen. Suante schlos ein enges Bündnis mit den Hansestädten, und machte es ihnen einleuchtend, wie nüzlich es für sie wäre, wenn sie Dännemark zu Wasser angriffen, und die Vermehrung der Seemacht dieses Reichs hinderten. Er bewirkte dadurch, daß diese handelnden Städte aus Eifersucht gegen eine Macht, welche die unumschränkte Herrschaft über die Ostsee an sich zu reissen drohete, sich der Schweden mit dem grösten Eifer annahmen.

Während des Laufs dieser Feindseligkeiten fügten Dännemark und die Hansestädte, und insonderheit Lübek, sich gegenseitig vielen Schaden zu. Die leztgenante Stadt war die vornehmste unter ihnen und Dännemark am nächsten, und stand daher in dem Kampfe voran. Aber im Ganzen war Gewin und Verlust auf beiden Seiten so im Gleichgewicht, daß die Dänen der Stärke ihrer Seemacht ungeachtet nichts weiter

ausrichten konten, als daß sie ihre Ueberlegenheit zur See behaupteten. Sie waren aber nicht im Stande, dem Seehandel ihrer Feinde, der Hansestädte, beträchtlichen Abbruch zu thun; denn diese wusten durch die Vorsicht und Thätigkeit, womit sie ihren Handel betrieben, der Wachsamkeit der Dänischen Geschwader zu entgehen.

Svante Stures Tod, der sich mitten unter diesen Unruhen ereignete, (1512) brachte keine den Dänen günstige Veränderung zuwege. Die Dänische Partei, welche vornämlich aus der Geistlichkeit bestand, konte nicht verhindern, daß Svantes Sohn, Steen von der Schwedischen Reichsversamlung an seines Vaters Stelle erwählet ward. Er war zwar demselben nicht gleich, aber doch ein Mann von grossem Muth und Entschlossenheit; und da er gute Rathgeber hatte, und Mässigung genug besas, ihrem Rathe zu folgen, so war er im Stande, die Ehre seines Vaterlandes mit Festigkeit und Würde zu behaupten.

Johann überlebte den Reichsverweser Svante nicht lange: er starb, (1513) höchlich bedauert von seinen Unterthanen. Er hatte sie

mit solcher Mildheit und Klugheit beherrschet, daß sie die Unglüksfälle nicht fühlten, welche die natürlichen Folgen der häufigen Kriege waren, worin er sich verwikkelt sahe. Kein Fürst hätte mehr Sorgfalt für ihr Wohl zeigen können, als Johann that. Er erkundigte sich auf das genaueste nach den Ursachen von Ueberflus oder Mangel, und traf bei jeder Gelegenheit selbst die wirksamsten Anstalten, den Landplagen zuvorzukommen oder sie zu erleichtern. Er war aufrichtig from, und ein grosser Gönner tugendhafter und gutgesinnter Leute. Vorzüglich liebte er Personen, die sich durch Kentnisse und Gelehrsamkeit auszeichneten. Er bediente sich ihrer in Staatssachen vorzüglich vor andern, verstattete ihnen freien Zutrit zu seiner Person, zog sie an seine Tafel, und sorgte für sie mit ungemeiner Freigebigkeit. Kurz, er war ein Fürst von vieler Tapferkeit, Weisheit und Leutseligkeit. Seine Regierung war glorreich für ihn, und glüklich für sein Volk. Er bewies eben so grossen Eifer für ihre einheimische Wohlfart, als für den glüklichen Fortgang ihrer auswärtigen Unternehmungen. Er fand Mittel, beide Absichten mit einander zu vereinigen, verschafte seinen Unterthanen ununterbrochene Sicherheit und Ueberflus zu Hause, erhob zu gleicher Zeit Dännemarks Macht

zu einer hohen Stufe, und hinterlies es in dem Zustande, daß es allen seinen Nachbaren Ehrerbietung einflössete.

Christian II folgte seinem Vater Johann. Er war ein Fürst von leidenschaftlichem und wildem Charakter, vol Stolz und Uebermuth, von einer argwöhnischen und finstern Gemüthsart, war unversöhnlich in seiner Feindschaft, und trieb seine Empfindlichkeit bis zu den schreklichsten Ausschweifungen. Als Erbe der Ansprüche seiner Familie auf die Krone Schweden, bereitete er sich zu dem Angrif dieses Reichs mit der Heftigkeit und dem Ungestüm, die alle seine Handlungen bezeichneten. Es fehlte ihm weder an Muth, noch an Geschiklichkeit, eine solche Unternehmung auszuführen, und seine Wachsamkeit und Thätigkeit waren unermüdet. Aber sein Ehrgeiz hatte nichts von dem Heroismus, der so oft einen Glanz auf die ungerechtesten Unternehmungen wirft. Er war von einer Strenge und Fühllosigkeit vergesellschaftet, welche zeigten, daß er blos von Lüsternheit nach Macht und Durst nach Rache belebet würde.

Um sich den Weg zu seinen Absichten auf Schweden zu ebnen, verstärkte er sich durch

Bünd-

Bündnisse mit den angesehensten Fürsten in dem nordlichen Theile von Deutschland, und bemühte sich um die Freundschaft des Hauses Oesterreich, dessen Einflus sich damals in ganz Europa zu äussern anfing. Diese Unterhandlung wuste er so geschikt zu leiten, daß er die Schwester des Erben aller Oesterreichischen Staaten und nachmaligen berühmten Kaisers Karls V, die Prinzessin Isabelle, zur Gemahlin erhielt. Stolz auf diese erhabene Verwandtschaft nahm Christian sich jezt vor, seine Ansprüche auf Schweden geltend zu machen. Er brachte den Erzbischof von Upsala auf seine Seite, und dieser suchte nun an der Spize der Geistlichkeit den Reichsverweser zu stürzen. Allein Steen ward von den Ständen des Königreichs nachdrüklich unterstüzt, und trieb seinen Gegner gewaltig in die Enge. Er schlug ein zahlreiches Heer Dänen, das dem Prälaten zu Hilfe gekommen war, und entsezte denselben seiner Würde.

Erbittert durch das unglükliche Schiksal seiner Partei beschlos Christian, alle mögliche Mittel aufzubieten, um seine Rache über die Schweden auszuschütten. Durch seine Intrigen und den Credit des Hauses Oesterreich brachte er es bei dem Römischen Hofe dahin, daß ein Bann-

spruch gegen Schwedens Reichsverweser und Reichsrath erging. Christian erhielt den Auftrag, ihn zur Volziehung zu bringen, und die Schweden zu zwingen, daß sie ihm schuldige Folge leisteten.

Verstärkt durch diesen geistlichen Machtspruch rükte Christian an der Spize einer zahlreichen Armee in Schweden ein, verübte auf seinem Marsche die unerhörtesten Grausamkeiten, und erofnete darauf die Belagerung von Stokholm. Der Reichsverweser grif ihn aber in seinem Lager lebhaft an, und nötigte ihn, sich auf seine Flotte zu retten. Da dieselbe durch widrige Winde lange aufgehalten ward, und grossen Mangel an Lebensmitteln lit, so sahe er sich genötiget, mit dem Reichsverweser eine Unterhandlung anzufangen. Er bediente sich dabei des Vorwands, daß er geneigt sei, die Zwistigkeiten in Güte beizulegen; aber in der That ging seine Absicht blos dahin, durch einen Stilstand Mittel zu gewinnen, sich mit den nothwendigsten Bedürfnissen zu versorgen. Er schlug zugleich eine Unterredung mit Steen vor, und erbot sich sogar, selbst nach Stokholm zu kommen. Sobald er aber die erforderlichen Geisseln für die Sicherheit seiner Person bekommen hatte, behandelte

er

er sie als Gefangene, und führte sie mit sich nach Dännemark, wo sie so schlecht gehalten wurden, daß einige von ihnen starben.

Diese Verlezung der öffentlichen Treue machte Christian in Schweden so verhaßt, daß seine Anhänger in kurzem zu einer sehr geringen Anzahl zusammenschmolzen; selbst in Dännemark bezeigte man schon einige Abneigung, ihn in seinen Unternehmungen gegen die Schweden zu unterstüzen. Er war aber demungeachtet von der Begierde, Herr über dieses Reich zu werden, so heftig entzündet, daß er zu dem Endzwek noch grössere Zurüstungen als vorhin zu machen beschlos. Auf dieser Absicht bestand er mit solcher Leidenschaft, daß er der augenscheinlichen Gefahr nicht achtete, der er sich durch Beleidigung des Römischen Hofes aussezte, dessen Beistands er so sehr bedurfte und sich bereits so oft bedienet hatte. Er bemächtigte sich nämlich der ansehnlichen Geldsummen, welche ein Legat des Römischen Stuhls, der nach den nordlichen Theilen von Europa gesendet worden, um durch Verkauf der Ablasbriefe von der Leichtgläubigkeit des Volks Taxen zu heben, in Schweden zusammengebracht hatte.

Durch dieses Mittel und durch Anordnung neuer Auflagen in Dännemark fülte er seine Koffer wieder, und brachte eine furchtbare Armee auf die Beine, die er dem Oberbefehle des Otto von Krumpen, eines Offiziers von ausserordentlich grossem Rufe anvertrauete. Dieser General rükte in Schweden ein, (1519) und sties auf Steen, der ihm mit seinen gewohnten Muthe ein Treffen lieferte, aber in der Hize des Gefechts eine tödliche Wunde empfing. Die Schweden wehrten sich demungeachtet hartnäkkig, wurden aber zulezt gänzlich in die Flucht getrieben, und es ward ein schrekliches Blutbad unter ihnen angerichtet. Dieser Sieg war entscheidend. Krumpen fand weiter keinen Widerstand. Er drang bis in das Herz von Schweden ein, und die Bestürzung war allenthalben so gros, daß er mit geringer Mühe das unglükliche Volk dahin brachte, Christian für seinen Monarchen zu erkennen.

Diese Begebenheit kan wohl für eine der kritischsten Epochen in der Geschichte Europens gelten. Dännemark, Schweden und Norwegen waren nun einem Herrn unterwürfig, der mit dem Kaiser Karl V durch ein enges Band verbunden war. Hätte der Dänische Monarch sich

mit

mit Klugheit und Mässigung betragen, so ist es höchst wahrscheinlich, daß Schweden, erschöpft durch die beständigen Kriege und des fruchtlosen Widerstandes müde, sich geduldig dem Dänischen Joche unterworfen hätte. In diesem Fall würden die Bande des Vorteils mit den Banden der Verwandtschaft gemeinschaftlich gewirket, und eine fortwährende Einigkeit zwischen diesen beiden Fürsten und ihren Nachkommen erzeuget haben. Ein so mächtiges Bündnis hätte unfehlbar die beunruhigendsten Folgen für den ganzen Deutschen Staatskörper, und in der That für ganz Europa nach sich gezogen. Das Haus Oesterreich war schon im Besiz einer grössern Macht, als der algemeinen Sicherheit der Christenheit zuträglich war. Durch das Gewicht, welches der Beistand eines so mächtigen Monarchen, als der Besizer der drei Nordischen Kronen war, in die Wagschale gelegt hätte, würde dessen Macht unwiderstehlich geworden seyn. Was sich in dem nächstfolgenden Jahrhunderte zutrug, scheint dies ausser Zweifel zu sezen. Das Bündnis zwischen der Spanischen und der Deutschen Linie des Hauses Oesterreich war so mächtig, daß alle Bündnisse, welche gegen dieselben errichtet wurden, nichts gegen sie ausrichten konten: ja sie würden das ganze Deutsche Reich unterjochet haben, hätte nicht die

Macht die Waffen gegen sie ergriffen, die nach aller Wahrscheinlichkeit ihr treuester Freund gewesen seyn würde, wenn die Calmarsche Erbvereinigung in voller Kraft geblieben wäre.

Aber Christian war von viel zu sanguinischem Temperament, als daß er sein Glük mit Mässigung hätte geniessen können. Als er die Nachricht von dem glüklichen Fortgange seiner Waffen erhielt, stelten sich seinem Gemüthe zuerst Ideen von Blut und Rache dar. In dieser finstern, unerbitlichen Gesinnung ward er durch die Eingebungen einiger seiner Hofleute bestärket, welche sich durch Gleichförmigkeit des Charakters zu der Ehre seiner genauen Vertraulichkeit hinaufgeschwungen hatten, oder vermöge ihrer sklavischen Denkart ihre Neigungen nach den seinigen stimten. Aber die Person, die ihn vornämlich zu den nachteiligen Maasregeln, deren er sich so oft bediente, reizte, war seine Favoritin Sigbrid, eine Frau, die ohne die Empfehlung derjenigen Reize, welche die Menschen gewöhnlich zu fesseln pflegen, und sogar ohne den Reiz der Jugend eine Herrschaft über ihn erlangt hatte, die um so mehr Staunen erregte, da er von Natur einer der unregierbarsten und ungeduldigsten Menschen war.

Mit dieser Frauensperson und ihren Getreuen überlegte er, wie er sich in seinem neuereroberten Königreiche zu betragen hätte. Dem Plan gemäs, den sie entworfen hatten, begab er sich nach Stokholm, wo er gekrönet ward (1520). Durch ein zum Schein angenommenes gnädiges und leutseliges Wesen zog er Schwedens ganzen Adel dahin. Als er diese unglüklichen Leute in seiner Gewalt hatte, ladete er sie, um sie in grössere Sicherheit einzuwiegen, zu einem prächtigen Feste ein, und schien, nach seinem Betragen zu urteilen, allen Widerwillen vergessen zu haben, und eine volkommene und aufrichtige Versöhnung beider Theile von Herzen zu wünschen.

Aber diese günstigen Aussichten verschwanden bald. Zwei Tage wurden in Freude und Ergözlichkeiten hingebracht: aber am dritten legte der Erzbischof von Upsala Christian eine Klage vor, worin er die Reichsräthe und den Adel in Schweden beschuldigte, daß sie ihn auf eine ungesezmässige Art seiner Würde beraubet, und die Grundstükke, welche zu dem Erzbischöflichen Size gelegt waren, eingezogen hätten. Christian hatte im voraus den Entschlus gefasset, niemanden, der sich ihm in seinem Leben widersezet

sezet hatte, Gnade widerfahren zu lassen. Diese seine Absicht war, wenn sie bekant ward, hinreichend, jedem künftigen Widerstande Gewicht zu geben. Die angeschuldigten Personen waren die angesehensten Häupter der ganzen Schwedischen Nazion. Dieser Umstand war ihm gerade recht erwünscht; denn er hegte die Hofnung und den Vorsaz, sie insgesamt aufzureiben, und dadurch Schweden völlig ausser Stand zu sezen, je wieder das Joch abzuwerfen. Indessen wolte er ihnen nicht wegen dieser Widersezlichkeit gegen seine Person den Prozes machen lassen: denn dies wäre gerade gegen die Bedingung gewesen, unter welcher er feierlich zum König erklärt worden, daß nämlich alle feindliche Handlungen vergeben und vergessen seyn solten.

Man machte noch einen andern Vorwand ausfindig, und Christian hatte die Dreistigkeit, ihn zu Rechtfertigung seines Verfahrens zu gebrauchen, so bodenlos und ungereimt er auch war. Dies war die Strafe, womit sie den Erzbischof beleget hatten, den sie troz der Befehle des Römischen Hofes noch immer als einen Verbrecher behandelten, und in seine geistlichen Würden nicht wieder einsezen wolten. In diesen Jahrhunderten der Unwissenheit war eine solche

Hand-

Handlung ein Verbrechen von der schwärzesten Gattung. Die Bulle, welche gegen den Reichsverweser und den Reichsrath ergangen war, gab Christian Macht, sie als hartnäkkige Kezer zu behandeln, die von dem Schoosse und dem Schuz der Kirche ausgeschlossen wären, und die schärfsten Züchtigungen verdienten. Dies bedeutete in der Sprache der damaligen Zeiten nichts geringers als Tod, erschwert durch jeden Umstand, der ihn schreklich machen konte.

Um die in solchen Fällen vorgeschriebene Form zu beobachten, übergab Christian die Entscheidung dieser Sache unter dem Vorwand, daß sie ihn nicht persönlich anginge, den Prälaten, welche der Pabst dazu bevolmächtiget hatte: er behielt sich blos die Volziehung ihres Ausspruchs vor. Der Schwedische Reichsrath und Adel wurden demnach vor ein Tribunal gefordert, das aus Dänischen Geistlichen bestand. Das Gericht verfuhr gegen sie als Kezer und Aufrührer, weil sie sich gegen die Dekrete des heiligen Stuhls aufgelehnet, den Erzbischof von Upsala abgesezet, und sich geweigert hätten, ihn wieder in seine Würde einzusezen, ohne sich an den Bann, der im Fal des Ungehorsams gegen sie ausgesprochen worden, zu kehren. Man fand sie dieser

semnach schuldig, und sprach das Urteil des Todes über sie.

Christian befahl ohne einiges Bedenken, sie alle ohne Ausnahme hinzurichten. Dies geschah unverzüglich auf dem grossen Marktplaz zu Stokholm. Die Zahl dieser Märtirer belief sich beinahe bis auf hundert. Aber Christians Grausamkeit war mit dem scheuslichen Opfer noch nicht zufrieden, das er seinem Blutdurst mit dem erlauchtesten Blute in dem ganzen Reiche dargebracht hatte. Um wo möglich alles auszurotten, was über den geringen Pöbel hervor ragte, lies er seine Soldaten gegen die Einwohner von Stokholm los. Sie brachen in die Häuser der vornehmsten Bürger ein, ermordeten alles, was ihnen in die Hände fiel, und begingen alle mögliche Arten von Schandthaten und Grausamkeiten.

Christian glaubte durch diese algemeine Niedermezelung der vornehmsten Personen in Schweden gegen alle künftige Empörungen gesichert zu seyn, und betrug sich mit einem Despotismus, der keine Grenzen kante. Er drükte die Schweden durch alle mögliche Arten von Erpressungen. Er überlies sie dem Gutdünken seiner Offiziere

und

Soldaten, die in dem ganzen Königreiche frei herum schwärmen, und nach Gefallen plündern und zerstören durften.

Gesättigt von Blut und Rache kehrte er endlich nach Dännemark zurük. Sein günstiges Schiksal hatte ihn so aufgeblasen gemacht, daß er der Wandelbarkeit des Glüks gänzlich vergas. Er überlies sich ganz der Wildheit seines Charakters, und beobachtete so wenig Zurükhaltung in seinem Betragen, daß er ein Gegenstand des Schrekkens sowol für seine Unterthanen, als für seine Feinde ward.

Inzwischen war seiner unmenschlichen Vorsicht ungeachtet in Schweden doch nicht alles ruhig. Er hatte seine Absicht, alles aus dem Wege zu räumen, nicht volkommen erreicht; noch waren einige Patrioten übrig, die dem Stokholmer Blutbad entgangen waren, und nur auf eine günstige Gelegenheit warteten, die Sache ihres Vaterlandes zu führen. Gustaf Wasa war der vornehmste von ihnen. Sein Vater Erich, ein Edelmann und Reichsrath vom ersten Range, war das erste Schlachtopfer, das in jenem schreklichen Blutbade fiel. Belebt durch die Begierde, den Tod seines Vaters zu rächen, und seine Landes-

leute

leute von Christians Tirannei zu erlösen, bot er allen Gefahren Troz, und beharrte fest auf dem Entschlus, sein Vorhaben auszuführen, oder sein Leben zu lassen. Er stand jezt in der Blüte seines Alters, war voller Stärke und Muth, und besas jene ungewöhnliche Bildung des Geistes und des Körpers, welche Menschen zu grossen Unternehmungen geschikt macht. Vorsichtig und behutsam, und dennoch im höchsten Grade schnel und thätig, suchte und nüzte er jede bequeme Gelegenheit mit einer Sorgfalt und Wachsamkeit, der nichts entwischen konte.

Kein Mensch in Schweden machte Christian so viele Sorgen als Gustaf. Er sezte einen hohen Preis auf seinen Kopf, und seine ganze Aufmerksamkeit war dahin gerichtet, den Ort ausfindig zu machen, wo dieser junge Edelmann sich verborgen hielt. Er war zu dieser gefährlichen Zeit in der Tiefe der Dalekarlischen Bergwerke verstekt, und überlegte, auf welche Weise er das schwere Unternehmen, sein Vaterland zu befreien, ausführen solte. Hier harrte er in täglicher Erwartung, daß Christians barbarische Regierung das Volk erbittern und unerträglich werden würde.

Er irrte sich auch nicht in seiner Hofnung. Christians Stellvertreter betrugen sich dem Beispiel, welches er ihnen gegeben hatte, so gleichförmig, daß in kurzer Zeit alles zu einem algemeinen Aufstande reif war. Gustaf ergrif den kritischen Augenblik, da eine grosse Anzal von Landleuten versamlet war. Er erschien mitten unter ihnen, und stelte ihnen den kläglichen Zustand ihres Vaterlandes mit jener natürlichen Stärke und Beredsamkeit vor, welche Wahrheit und Ueberzeugung einflössen. Die ganze Versamlung ward auf den höchsten Grad von Zorn und Wuth entflamt, und trat augenbliklich in seine Absichten ein. Es ward sogleich ein auserlesenes Corps von den stärksten und herzhaftesten Männern aufgerichtet, an deren Spize Gustaf sich stelte, und seine Unternehmungen ohne Aufschub anfing. Er führte es zu der nächsten Dänischen Festung, deren Besazung er überraschte und in Stükken hieb. Durch dieses erste Glük aufgemuntert stiessen von allen Seiten grosse Haufen von Schweden zu ihm. Das Glük begleitete ihn immerfort, und sein Betragen war so weise, daß er sich in kurzer Zeit in dem Stande befand, seinen Feinden Troz zu bieten, und der glänzenden Hofnung nachzuhängen, daß Schweden bald seine Unabhängigkeit und Freiheit wieder erlangen würde.

Christian war über diese unerwartete Nachrichten eben so bestürzt als erbittert. Allein sein günstiges Gestirn begann sich zu neigen: auch hatte er in seinem eignen Reiche mit so manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, daß er seine Aufmerksamkeit nicht auf auswärtige Angelegenheiten richten konte. Seine Unterthanen in Dännemark hatten es lange mit eifersüchtigem Auge angesehen, daß er nur zu oft durch ungeziemende Ausdehnung seiner Autorität ihre Freiheit und Gerechtsame verlezte. Er hatte sich in der That von dem Anfange seiner Regierung an bei unzäligen Gelegenheiten auf die ungesezmässigste und unverantwortlichste Art betragen. Er hatte eine Menge von Auflagen ohne Einwilligung der Stände angeordnet, das Vermögen einzelner Personen blos nach eigenem Gutdünken und Gefallen eingezogen, und verschiedene Personen von hohem Range aus Muthwillen hinrichten lassen, ohne auf eine gesezmässige Art gegen sie zu verfahren, oder auf die Vorstellungen seines ganzen Hofes zu achten.

Er hatte sogar die Kühnheit, die Geistlichkeit anzutasten. Luthers Lehre fing um diese Zeit an, in Deutschland weit um sich zu greifen. Die Lehrsäze dieses entschlossenen Reformators waren

einem

einem so habsüchtigen Fürsten, wie Christian war, sehr wilkommen. Er dürstete nach den unermeslichen Besizungen der Geistlichkeit seines Reichs, und war froh, daß er eine Gelegenheit fand, Ansprüche an dieselben zu machen. Er begünstigte daher offenbar Luthers Meinungen, wagte ihnen zu Folge unter schwachem Vorwand verschiedene Kirchen=Ländereien einzuziehen, und begegnete der Dänischen Geistlichkeit mit der äussersten Uebermütigkeit und Verachtung.

So lange Christians Glük blühete, duldeten seine Unterthanen seine Ungerechtigkeit und Unterdrükkung in der Stille, und wagten keinen andern Widerstand als Klagen und Vorstellungen. Er hatte überdies sehr wirksame Anstalten getroffen, sich gegen ihre Widersezlichkeit zu sichern. Er hatte eine zahlreiche Armee auf die Beine gebracht, die gröstenteils aus Fremden von allerlei Nazionen bestand, und zur Bezwingung der Schweden das mehreste beigetragen hatte. Denn seine Regierung war in Dännemark dem Volke so verhaßt geworden, daß die Dänen grosse Abneigung bezeigten, in seine Dienste zu treten. Sobald sie aber gewahr wurden, daß seine Macht im Abnehmen wäre, und seine Feinde die Oberhand zu gewinnen anfingen, so liessen sie ihr

Misvergnügen und ihren Unwillen über sein Betragen laut werden. Demungeachtet fuhr er in dem gewöhnlichen Laufe seiner Unterdrükkungen fort, und spielte gewissermaßen mit dem Leben und dem Vermögen seiner Unterthanen. Endlich war ihre Geduld erschöpfet: es entspann sich eine algemeine Verschwörung gegen ihn, und er ward durch einen einmüthigen Schlus der Stände förmlich abgesezt (1323).

Bei diesem Wechsel des Glüks verlor Christian alle Gegenwart des Geistes. Es stand noch immer ein ansehnliches Heer zn seinem Befehl; er hatte eine zahlreiche Flotte; Norwegen und die Insel Seeland waren zwar nicht günstig gegen ihn gesinnt, aber doch vol von seinen Garnisonen, und Kopenhagen, ein sehr fester Plaz, befand sich gänzlich in seiner Macht. Aber ungeachtet er noch so manche Vorteile in Händen hatte, so faßte er doch den Entschlus, sein Reich zu verlassen, ohne nur den geringsten Versuch zu wagen, sich auf dem Throne zu behaupten. Dieser kleinmüthigen Entschliessung zufolge begab er sich mit seiner Familie, und allen Schäzen, die er zusammenraffen konte, zu Schiffe, und verfügte sich zu seinem Schwager, dem Kaiser, durch

dessen

dessen Beistand und Schuz er vergebens seine Krone wieder zu erlangen hofte.

So endete Christians II Regierung, eines Fürsten, dessen Charakter aus der Erzälung seiner Handlungen genugsam hervorleuchtet. Bei seiner Thronbesteigung schienen alle Umstände ihm eine ununterbrochene Reihe von Glük zu versprechen. Er erbte ein reiches und mächtiges Königreich, ward von seinen Unterthanen geachtet, und von den Schweden gefürchtet, und stand mit allen seinen übrigen Nachbaren in gutem Vernehmen. Die Hansestädte, auf welche Schweden sich vorzüglich verlies, wünschten in Zukunft in Frieden mit ihm zu leben. Mit dem Hause Oesterreich hatte er eine ehrenvolle und nüzliche Verbindung getroffen. Der Römische Hof unterstüzte seine Absichten mit Eifer. Bei aller dieser Parteilichkeit, welche das Glük für ihn blikken lies, und selbst bei verschiedenen schäzbaren Eigenschaften, ward Christian dennoch einer der unglüklichsten, so wie einer der schlimsten Fürsten, deren die Geschichte Meldung thut. Geiz und Unmenschlichkeit lagen in allen seinen Entwürfen zum Grunde, und sie vereitelten alles Glük seiner Unternehmungen. Je mächtiger er ward, desto weniger zeigte er sich seines Glükkes

würdig: jeder Vorteil, den er erhielt, diente zu nichts, als daß er sich noch abscheulicher machte. So ward er durch eine Reihe von Verbrechen, von welchen man zum Glük für die Menschheit in neuern Zeiten nur wenige Beispiele findet, ein Gegenstand des Schrekkens, Hasses und Abscheus aller Nazionen, und stürzte herab von der Höhe, worauf Geburt und Glük ihn gestellet hatten, belastet von den Verwünschungen seines eigenen und aller folgenden Zeitalter, welche durch den Beinamen des Nordischen Nero, womit sie ihn bezeichneten, blos strenge Gerechtigkeit an ihm ausübten. (*)

Noch vor Christians Absezung hatten die Häupter der Dänischen Nazion ihre Augen auf seinen Oheim Fridrich, Herzog von Holstein geworfen, einen Fürsten von einer sanften und friedfertigen Gemüthsart. Sie unterrichteten ihn ingeheim von ihren Absichten, und fanden keine

*) Einige neuere Schriftsteller haben sich bemühet, Christians II Andenken von dem algemeinen Fluch, womit es bisher belastet gewesen ist, zu retten. Für eine Anmerkung dürfte diese Erörterung zu weitläuftig werden; ich werde ihr daher einen eigenen Aufsaz widmen, der alles, was für und wider ihn gesagt worden, in gedrängter Kürze neben einander gestelt, enthalten und am Ende dieses Bandes folgen sol.

keine Schwierigkeit, ihn zu überzeugen, daß es nothwendig wäre, einen Fürsten seiner Würde zu entsezen, der sie so schändlich wie Christian misbrauchte.

Nach dieses leztern Flucht ward Fridrich von dem Volke in Jydland, welches Christian zuerst den Gehorsam aufgekündigt hatte, zu seinem Nachfolger ausgerufen. Kopenhagen hielt zwar noch immer seine Partei: aber der neue Monarch belagerte diese Stadt unverzüglich, und nötigte sie, sich zu ergeben. Hierauf unterwarf sich ihm der übrige Theil von Dännemark nebst Norwegen, und er ward auf einem algemeinen Reichstage förmlich als Beherrscher beider Königreiche erkant.

Während dieser Zeit trieb Gustaf in Schweden alles vor sich her. Er hatte die Dänische Partei äusserst in die Enge getrieben, und ihnen alle ihre Schlösser und feste Pläze entrissen, und jezt belagerte er Stokholm, den einzigen Ort, der sich noch in ihren Händen befand. Die Schweden hatten aus Bewunderung und Dankbarkeit für die wichtigen Dienste, die er seinem Vaterlande geleistet hatte, ihn einmüthig zu ihrem König erwälet. Dies, und die Unmöglich-

keit, aus Dännemark Entsaz zu erhalten, bewog die Garnison, ihm den Plaz zu überliefern. Auf die Weise ward Gustaf Herr von ganz Schweden.

Inzwischen stand ein neuer Prätendent an seine Krone auf, nämlich Fridrich König von Dännemark. Zwar besas dieser Fürst viele Mässigung; aber er ward von einigen thätigen und unternehmenden Hofleuten gereizt, seine Ansprüche auf dieses Königreich nicht aufzugeben. Der vornehmste Beförderer derselben war jedoch der Erzbischof von Upsala. Dieser lasterhafte Mann hatte an allen Schandthaten Theil genommen, deren sich Christian in Schweden schuldig gemacht hatte. Er hatte das Stokholmische Blutbad offenbar begünstiget, wofern es nicht gar ein Werk seiner Eingebungen war. Wenigstens spielte er dabei die vornehmste Nebenrolle, indem er eine Anklage gegen den Reichsrath eingab. Er war einer von den Männern, welche in Verfolgung ihrer Absichten nicht auf die Mittel achten, deren sie sich bedienen, und sich bis zur Fühllosigkeit gegen alles Unheil, das sie veranlassen, gestählet haben. Durch Gustafs Glük aus Schweden verjagt, war er nach Dännemark geflüchtet, wo er mit der äussersten Sorgfalt die

Feind-

Feindschaft zu nähren suchte, welche die beiden Nazionen gegen einander hegten. Er stelte Fridrichen unaufhörlich vor, daß es Pflicht für ihn wäre, die Ansprüche, welche seine Vorweser ihm überliefert hätten, mit Nachdruk geltend zu machen. Wenn gleich Gustaf sich auf den Thron geschwungen hätte, so wäre es doch keineswegs unthunlich, eine andere Revoluzion zu bewirken, wenn man die Sache nur mit gehörigem Muthe unternähme. Die Schwedische Geistlichkeit wäre zwar gegenwärtig genötiget, sich zu verstellen, hielte es aber im Herzen mit Dännemark, und wartete nur auf die erste günstige Gelegenheit, sich für dieses Reich zu erklären. Ihre Macht wäre allein der Macht des höhern und niedern Adels gleich, und bei gehöriger Unterstüzung derselben würde er finden, daß sie beiden gewachsen wäre.

Durch diese und ähnliche Gründe überredete der listige Prälat Fridrich, mit Gustaf in die Schranken zu treten. Der erste Schrit, den der Dänische Monarch that, war, daß er sich von dem Erzbischof feierlich zum König von Schweden krönen lies. Eine Ceremonie, die blos dazu diente, ihn lächerlich zu machen und Gustaf aufzubringen. Dieser lies ihm sagen: er trüge seine

Krone auf der Spize seines Schwerds, und wenn Fridrich den Ehrgeiz besässe, sie zu tragen, so mögte er kommen und sie ihm entreissen, und nicht sie aus den Händen der Priester zu erhalten suchen. Fridrich schikte demungeachtet einen Gesandten nach Schweden, um sich bei der Reichsversamlung über den Bruch des Calmarschen Vertrags und Gustafs Thronerhebung zu beschweren. Allein die Schweden beantworteten seine Foderungen mit Verachtung und Unwillen: um ihn zu überzeugen, wie wenig sie auf dieselben achteten, bedienten sie sich der Gegenwart des Abgesandten, und erklärten einstimmig den Erzbischof und alle Anhänger und Freunde des Dänischen Königs für Verräther des Reichs.

Der Gesandte kehrte zu seinem Herrn zurük, und machte es ihm begreiflich, daß es jezt nicht mehr Zeit wäre, an Schwedens Bezwingung zu denken, und daß es weit vorteilhafter für ihn seyn würde, mit dem neuen Beherrscher desselben in gutem Vernehmen zu leben, als ihn durch unnöthige Versuche, ihn des Throns zu berauben, zum Zorn zu reizen. Dies veranlassete unter den beiden Monarchen eine Unterhandlung, deren Zwek freundschaftlicher war. Sie lernten in kurzem beide einsehen, wie nüzlich es für

sie wäre, einen Vergleich zu treffen. Christian war zwar vertrieben: aber er hielt sich an dem Hofe seines Schwagers, des Kaisers Karl auf, und dessen Macht und Ansehen waren völlig hinreichend, ihn wieder in sein Reich einzusezen, wenn seine Feinde unter sich in Uneinigkeit lebten.

Allein es ereignete sich ein Vorfal, welcher damals eine gütliche Uebereinkunft verhinderte. Die Insel Gotland befand sich in den Händen eines Dänischen Offiziers mit Namen Norby, der sie seit Dännemarks Empörung gegen Christian als sein Eigentum regieret hatte. Er war ein kühner und unternehmender Mann, und hatte nichts geringers als eine völlige Unabhängigkeit im Sinne. Sein Betragen machte ihn aber äusserst verhaßt. Er trieb nicht allein selbst Seeräuberei, und munterte seine Leute offenbar dazu auf, sondern begünstigte und beschüzte sogar alle Seeräuber in der Ostsee. Um Schwedens Handlung Sicherheit zu verschaffen, sendete Gustaf eine Anzal Truppen nach der Insel, welche er als eine Dependenz der Krone Schweden zurükforderte. Da Norby den Schweden nicht gewachsen zu seyn glaubte, so erbot er sich, die Insel Fridrich zu überliefern, und dieser nahm den Vorschlag mit Freuden an. Dies veranlassete

se' ..e Eifersucht zwischen ihm und Gustaf, der es sehr übel aufnahm, daß er sich in diese Sache gemischt hatte. Nach manchem Zanke bewog die Furcht, daß Christian sich ihre Streitigkeiten zu Nuzen machen mögte, die beiden Monarchen, sie beizulegen, und sich dahin zu vergleichen, daß ein jeder das behalten solte, was er in Händen hatte.

Sie irrten sich auch nicht in ihren Besorgnissen wegen Christian. Er hegte schon seit langer Zeit die Absicht, einen Einfal in Dännemark zu thun: jezt hatte er eine zahlreiche Armee zusammengebracht, und ging mit ihr von Flandern, wo er eine Zeit lang residiret hatte, unter Segel. Er wagte eine Landung in Norwegen, und marschirte gegen die Grenzen von Schweden, in Hofnung, daß unter dem misvergnügten Theil der Nazion eine Empörung entstehen würde; denn ein grosser Theil derselben war äusserst aufgebracht gegen Gustaf, weil er Luthers Lehre angenommen und in seinem Reiche eingeführet hatte. Allein die Wachsamkeit dieses Fürsten vereitelte alle seine Bemühungen an dieser Seite, und Fridrich schikte seinerseits eine Flotte und eine Armee gegen ihn ab. Von beiden Seiten gedrängt ward Christian nach fruchtlosem Widerstande genötiget,

sich an die Dänischen Generale zu ergeben; und diese führten ihn nach Dännemark, wo er während seiner übrigen Lebenszeit in enger Verwahrung gehalten ward.

Als Fridrich von diesem Feinde befreiet war; bekam er Musse, auf religiöse Gegenstände zu denken, welche gegenwärtig die Gemüther seiner Unterthanen mehr wie irgend eine andere Angelegenheit beschäftigten. Durch die Begünstigung und den Schuz, welchen Luthers Lehrsäze in Deutschland gefunden hatten, war eine erstaunende Veränderung in der Denkart des Volks hervorgebracht worden. Die Lehre dieses Reformators hatte sich auch in Dännemark weit ausgebreitet, und wurde von Fridrich ungemein begünstiget. Aber die Dänische Geistlichkeit scheuete sich vor der Einführung eines Glaubenssistems, das ihr unfehlbar mit dem Verlust ihrer Reichtümer drohete, und sie arbeitete ihr daher mit aller Macht entgegen. Sie konte aber demungeachtet ihren Fortgang nicht hemmen. Der grösseste Theil des Volks nahm nach und nach die Meinungen der neuen Lehre an.

Um die nachteiligen Wirkungen der Feindseligkeit beider Parteien zu verhüten, berief der König

König eine Reichsversamlung. Hier bekante er öffentlich seine Neigung für das Luthertum, und es ward verfüget, daß die Bekenner beider Religionen sich einer volkommenen Duldung zu erfreuen haben solten. Dies versezte dem Römischen Glauben in Dännemark den tödtlichen Streich. Da die Bischöfe und ihre Anhänger gehindert wurden, die protestantischen Prediger zu verfolgen, so arbeiteten diese mit so vieler Wärme und Unverdrossenheit, daß sie in kurzer Zeit eine Menge von Proseliten machten; und Fridrich genos das Vergnügen, das er so lange und so inständig gewünscht hatte, sein Reich von der Gerichtsbarkeit des Römischen Stuhls befreiet zu sehen.

Betrachtet man diese Begebenheit, und den Anteil, den Fridrich daran hatte, so wird man sich keinesweges wundern, daß sein Andenken von den Anhängern des Pabsttums angeschwärzt worden ist. Aber religiöse Vorurteile beiseite gesezet, können auch sie nicht leugnen, daß der Hauptzug seines Charakters Redlichkeit und Mässigung gewesen sei. Aus allen seinen Handlungen leuchtet deutlich hervor, daß er die Ruhe und das Glük seiner Unterthanen eifrigst zu befördern suchte. Er war so weise, es einzusehen, daß

es unschiklich wäre, sie in schädliche Streitigkeiten mit ihren Nachbaren, den Schweden wegen der Ansprüche seiner Familie auf die Oberherrschaft über diese Nazion zu verwikkeln. Daß er sie nicht geltend zu machen suchte, war die gröste Wohlthat seiner Regierung. Christians unüberlegte Hartnäkkigkeit in Behauptung derselben ist als die vornehmste Ursache seines unglüklichen Schiksals anzusehen, und eben dieser politische Fehler war Schuld daran, daß seine übrigen Vorgänger auf dem Dänischen Thron ein so beschwerliches und unruhiges Regiment führten. So lange dieser blutige Zwist in seiner völligen Lebhaftigkeit dauerte, genos Dännemark nie einer fortwährenden Ruhe, und muste, um ihn zu behaupten, immerfort sein Vermögen und seine besten Kräfte aufopfern. Wenn also Fridrich auch sonst nichts gethan hätte, als daß er diesem verderblichen Zwiste ein Ende machte, so hätte er die gröste Erkentlichkeit von den Dänen gewärtigen können. Er leistete ihnen dadurch einen Dienst, dessen sie höchst bedürftig waren. Hätte er sich anders betragen, so würde er sie nach aller Wahrscheinlichkeit in die grösseste Gefahr, wo nicht in unvermeidliches Verderben gestürzet haben. Schweden, die Hansestädte, und Christian von dem Hause Oesterreich unterstüzt, wären

ren zu viele Feinde gewesen, welchen sie unmöglich hätten die Spize bieten können, und mit diesen insgesamt würden sie unvermeidlich zu kämpfen gehabt haben. Um Dännemark wieder zu bekommen, hätte Christian vermuthlich kein Bedenken getragen, Gustaf manche Vorteile zuzustehen. Die Hansestädte hatten zu viele Gründe, Dännemarks Vergrösserung zur See zu fürchten, als daß sie nicht das ihrige dazu beigetragen hätten, ihm einen Nebenbuler in der Ostsee zu erwekken, und Karl V war zu ehrgeizig, einem Fürsten seinen Beistand zu versagen, der nach seiner Wiedereinsezung die nordlichen Fürsten in Deutschland nachdrüklich im Zaum gehalten hätte.

Nach Fridrichs Tode (1533) geriet Dännemark in grosse Verwirrung. Die Römische Partei, die bis dahin durch seine Macht und Staatsklugheit in Ehrfurcht erhalten war, begann sich allenthalben zu regen, und sich mit der Hofnung zu schmeicheln, daß sie sich wieder in den Besiz ihrer vorigen Autorität sezen würde. Es war ein Reichstag angesaget worden, um zu der Erwälung eines Königs zu schreiten: aber die Bischöfe und ihre Anhänger fanden Mittel, ihn aufzuschieben. Wären sie im Stande gewesen,

sich der grössern Anzal von Stimmen zu versichern, so würde ihre Wahl auf Johann, Fridrichs zweiten Sohn gefallen seyn. Allein der Adel und die übrigen Stände waren nicht dazu geneigt, und wolten den ältesten Sohn Christian wählen, einen Fürsten, der das erforderliche Alter und viele Fähigkeit zur Regierung besas. Aber die Römische Geistlichkeit hatte einen wesentlichen Einwand gegen ihn. Er war ein Protestant, und schien ein eben so erklärter Feind des Pabsttums zu seyn, als sein Vater gewesen war. Dies zog ihm also natürlicherweise das Urteil zu, daß er auf immer von dem Thron ausgeschlossen seyn müsse. Hiegegen protestirte indes die reformirte Partei, und die Folge dieser Zänkereien war, daß auf dem Reichstage kein endlicher Schlus wegen Besezung des Thrones gefasset ward.

Mitlerweile bedienten sich Dännemarks Feinde dieser Gelegenheit, Unruhen in diesem Lande zu erregen, und Entwürfe zu dessen Schaden zu schmieden. Lübek, die vornehmste unter den Hansestädten, hatte sich durch ihren Handel zu einem solchen Ansehen emporgeschwungen, daß sie jezt so zu sagen die Hauptstadt dieses berühmten Bundes war. Ihre Bewegun-

gen lenkten die Unternehmungen der übrigen Städte, und durch diesen Umstand befand sie sich im Stande, bald als ein mächtiger Freund, und bald als ein furchtbarer Feind der beiden kriegenden Mächte, eine grosse Rolle zu spielen. Diese Lage hatte die Regierung der Stadt so übermüthig gemacht, daß sie mehr als einmal die Quelle ihrer Grösse vergas, und den Stand der Kaufleute mit dem Stande der Krieger vertauschte, worin sie nicht immer glüklich war. Dännemark hatte sie oft äusserst in die Enge getrieben, und hätte nicht das Interesse der benachbarten Mächte erfordert, ihre Unabhängigkeit zu erhalten, so würde diese stolze Stadt mehr als einmal in Dännemarks Hände gefallen seyn.

Zu dieser Zeit bildete sie sich jedoch ein, daß sie im Stande wäre, Dännemark Geseze vorzuschreiben. Die religiösen nnd politischen Verwirrungen, welche dieses Königreich gegenwärtig zerrütteten, flößten ihrer Regierung den Entschlus ein, Vorteil von denselben zu ziehen. Ihre Absicht scheint dahin gegangen zu seyn, die gegenwärtige Staatsverfassung in Dännemark und Schweden ganz umzuschmelzen. Sie nahm sich nichts geringers vor, als Christian II wieder in beiden Reichen einzusezen. Sie zweifelte kei-

nes

neswegges, daß die Folge dieses Schrittes eine Erneuerung der Feindseligkeiten seyn würde, welche beide Reiche so lange ausgesogen hatten, und daß in dem Falle in Schweden hinfort eben so wohl als vorhin innerliche Befehdungen entstehen würden. Mitlerweile beide Nazionen von neuem in ihren alten Streitigkeiten verwikkelt wären, würde die Stadt Lübek es in ihrer Macht haben, die ganze Handlung der Ostsee an sich zu ziehen, und würde wechselsweise dem schwächern Theile Beistand leisten, und auf die Weise den Zwist unter ihnen verewigen können.

Dies scheint das Endziel der Regierung von Lübek gewesen zu seyn. Sie arbeitete mit ungemeiner Lebhaftigkeit an der Ausführung dieses kühnen Entwurfs. Durch den Vorwand, daß sie Christian II wieder auf den Dänischen Thron sezen wolte, zog sie viele von den Misvergnügten unter der Nazion, und insonderheit den ganzen Rest der Römischen Geistlichkeit in Dännemark nebst den Anhängern derselben auf ihre Seite. Christoph, ein Prinz aus dem Hause Oldenburg, ein unruhiger und ränkevoller Kopf, ward an die Spize des Bündnisses gesezt, das zu Christians Besten errichtet ward. Der abgesezte Erzbischof

von Upsala Trolle, dessen schon so oft Erwähnung geschehen ist, war es müde, ein ruhiges Leben zu führen, und entschlos sich noch einmal die Waffen für den Prinzen zu ergreifen, für dessen Sache er schon so viel gelitten hatte.

Die Verbündeten fingen ihre Unternehmungen damit an, daß sie Christian, des leztverstorbenen Königs Fridrich Sohn, aufforderten, Christian II, welchen er in enger Gefangenschaft hielt, in Freiheit zu sezen. Da er sich dessen weigerte, fielen sie in sein Herzogtum Holstein ein; sie wurden aber von Ranzau, einen General von grossem Ruf und Erfahrung zurük getrieben. Nach diesem ersten glüklichen Erfolg ging Ranzau auf Lübek los, schlug die Verbündeten daselbst zum zweitenmal, und trieb die Stadt sehr in die Enge. Demungeachtet that Christoph von Oldenburg an der Spize einer zahlreichen Flotte und Armee einen Einfal in die Dänischen Provinzen. Er bemächtigte sich Schonens und Seelands. Kopenhagen selbst ward gezwungen, sich zu ergeben, und allenthalben rief er Christian II zum König aus.

Mitlerweile beschlos Jydland, die gröste und ansehnlichste Provinz in Dännemark, und

zugleich mit ihr die Provinz Holstein, Fridrichs Sohn Christian zu ihrem Herrn zu erwählen. Gustaf von Schweden erklärte sich gleichfals für ihn, eilte schnel zur Unterstüzung seines Anhanges in Schonen herbei, und hinderte Christoph von Oldenburg, gegen den Adel dieser Provinz einen Entwurf auszuführen, der mit demjenigen viele Aehnlichkeit hatte, welchen Christian II zu Stokholm befolgte. Dieser blutdürstige Herr ward völlig besiegt, und büssete deu besten Theil seiner Offiziere und Armee ein. Die Lübekschen Truppen waren nicht minder unglüklich in der Insel Fyen: sie stiessen daselbst auf Ranzau, und wurden mit Verlust einer grossen Menge Menschen gänzlich aus dem Felde geschlagen. In dieser lezten Schlacht empfing der Erzbischof Trolle eine Wunde, welche tödtlich ward, und seinem Leben, das mit mannichfaltigen schändlichen Verschwörungen und Ränken gegen sein Vaterland durchwebet war, ein Ende machte.

Mitten in dem Laufe dieser glüklichen Begebenheiten lies Christian sich feierlich zum König krönen. Er that dies, um den Muth seiner Feinde um so mehr niederzuschlagen, und ihnen zu zeigen, wie wenig er befürchtete, daß sie die Oberhand über ihn behalten würden.

Während dem dieses vorging, hatte Kaiser Karl V, dessen ehrgeizige Absichten sich auf jeden Theil von Europa erstrekten, den Entschlus gefast, dem Dänischen Monarchen einen andern Gegner anstat Christians entgegen zu stellen, dessen Gefangenschaft ein unübersteigliches Hindernis für seine Plane war. Eine von Christians Töchtern war mit dem Kurfürsten von der Pfalz verheiratet. Kraft dieser Verbindung beschlos Karl, den Deutschen Fürsten wo möglich auf den Dänischen Thron zu erheben. Er begünstigte und unterstüzte offenbar seine Ansprüche an dieselbe. Aber es war jezt zu spät. Christian III war in dem Unternehmen, seine Staaten von den fremden Eroberern zu befreien, so glüklich gewesen, daß nur ein kleiner Theil derselben sich annoch in ihren Händen befand. Die Regierung von Lübek fühlte die Unmöglichkeit, den Plan, den sie anfänglich entworfen hatte, auszuführen, und wünschte einen kostspieligen und langweiligen Krieg zu enden, von welchem sie nichts als Unglük eingeerndtet, und der sie in die augenscheinlichste Gefahr verwikkelt hatte. Sie schlos Frieden mit Christian, wozu sich dieser um so eher verstand, weil er wuste, daß die gewisse Folge desselben die Eroberung Kopenhagens und die gänzliche Vertreibung Christophs von Oldenburg

seyn

seyn würde, der jezt selbst mit dem Kurfürsten von der Pfalz um den Besiz der Dänischen Krone weteiferte.

Sobald Christian den Vergleich mit Lübek getroffen hatte, schlos er die Stadt Kopenhagen so enge ein und sezte ihr so lebhaft zu, daß die Besazung, die beinahe vor Hunger umkam und aller Hofnung eines Entsazes beraubt war, nicht länger aushalten konte. Christoph von Oldenburg sahe sich genötiget, die Thore zu öfnen, und sich einem Feinde, den er so sehr beleidigt hatte, auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Allein ungeachtet dieser Unglükstifter der vornehmste Urheber aller Unruhen war, welche Dännemark so lange zerrüttet und sogar Christians Ansprüche an die Krone in Gefahr gesezt hatten, so verzieh dieser grosmüthige Monarch ihm dennoch. Eben diese Gnade wiederfuhr verschiedenen andern, welche sich eben so wenig Hofnung dazu machen durften, und insonderheit dem Georg Münter, einem Gutsbesizer aus Schonen, welcher der vornehmste Anstifter des Widerstandes war, den Christian in dieser Provinz antraf, und sich verschiedener grober Ausschweifungen schuldig gemacht hatte.

Nachdem Christian auf die Weise alle seine Feinde besieget und sich auf dem Throne fest gesezet hatte (1537), so war nun die Reihe an ihm, die Dänischen Bischöfe wegen der Erbitterung, die sie gegen seine Person bewiesen, und wegen ihrer Bemühungen, ihn von der Thronfolge auszuschliessen, zur Rechenschaft zu ziehen. Das Betragen seines Alliirten, des Schwedischen Gustafs, der gar nicht gelinde mit ihnen verfuhr, machte ihm um so mehr Muth, sie ebenfals mit Strenge zu behandeln. Nach dem Beispiele dieses Vorgängers beschlos Christian, alle Gewalt und Gerichtsbarkeit der Bischöfe und der Geistlichkeit in weltlichen Sachen aufzuheben. In diesem Unternehmen ward er durch die Mitwirkung des hohen und niedern Adels unterstüzet, welcher eben so sehnlich als er dies schwere Joch abzuschütteln wünschte. Es ward zu dem Ende eine Reichsversamlung berufen, und in derselben beschlossen, daß alle Grundstükke und Besizungen, welche mit der Kirche verknüpfet waren, hinfort mit der Krone verbunden seyn solten. Die Häupter der Geistlichkeit machten gegen diese Verfügung sehr nachdrükliche Vorstellungen: allein sie ging ungeachtet ihres Widerstrebens durch.

Durch diese algemeine Einziehung der Kirchenländereien ward die Römische Geistlichkeit in einen ungemein traurigen Zustand versezet. Ihre Klagen über Christian wurden laut und bitter. Allein dieser Fürst, dessen Widerwillen gegen sie tiefe Wurzel gefasset hatte, war weit entfernt, sich durch ihr Geschrei umstimmen zu lassen: er bediente sich vielmehr der Schmähungen, die sie gegen ihn ausstieß, um sie noch mehr zu demüthigen. Man kan in der That nicht leugnen, daß er seine Rache viel zu weit trieb. Die Beraubung ihrer Reichtümer war sicher genugsame Strafe ihrer Widersezlichkeit gegen seine Erhebung auf den Thron. Allein der König hatte kein Verschonen mit ihr, da er fand, daß er den grösten Theil der Nazion auf seiner Seite hatte. Sehr viele Geistlichen wurden ergriffen und ins Gefängnis geworfen, und verschiedene von ihnen sogar mit vieler Grausamkeit behandelt.

Um das neue Sistem der kirchlichen Verfassung völlig zu Stande zu bringen, wurden gewisse Artikel aufgesezt, und alle Geistlichen in dem ganzen Reiche aufgefordert, sie zu unterschreiben. Alle, die sich dessen weigerten, wurden verbannet. Dies Loos traf eine grosse Anzal

von ihnen, an deren Stelle reformirte Geistliche gesezt wurden.

Diese Einrichtung der kirchlichen Angelegenheiten traf mit einer andern Begebenheit zusammen, welche Christian nicht minder angenehm war. Das Königreich Norwegen hatte sich während der Unruhen in Dännemark unter die Herrschaft des Erzbischofs von Drontheim Olaus schmiegen müssen. Dieser Prälat war ungemein mächtig, und glich in manchen Rüksichten dem berufenen Primas von Schweden, Gustaf Trolle. Eben wie dieser hatte er beschlossen, daß der Fürst die Krone besizen solte, auf dessen Ergebenheit gegen die Geistlichkeit er sich am meisten verlassen könte. Aus diesem Grunde ergrif er die Partei Christians II, und hernach des Kurfürsten von der Pfalz. Christian III hatte Abgeordnete nach Norwegen geschikt, und durch sie die Stände ermahnen lassen, daß sie bei der Vereinigung mit Dännemark beharren mögten. Allein der Erzbischof, der von dem Hause Oesterreich gewonnen war, sezte sich diesem Fürsten offenbar entgegen. Er warf seine Abgeordneten ins Gefängnis, und verübte grosse Grausamkeiten gegen seine Anhänger, in der Hofnung, daß der Kurfürst, der ihn an der Spize einer furchtbaren Flotte und

Armee

Armee zu unterstüzen versprochen hatte, bald zu ihm stossen würde. Als er aber sahe, daß Dännemark ganz unter Christians Gehorsam gebracht, und die Römische Religion abgeschaft war, so sank ihm der Muth, und nun schlug er Vergleichs-Bedingungen vor. Allein der Dänische Monarch hielt es seiner Würde nicht gemäs, mit einem Manne in Unterhandlung zu treten, der durch sein Betragen seiner Landesleute Abscheu auf sich geladen hatte. Er machte vielmehr grosse Rüstungen, in der Absicht, ihn anzugreifen. Dies jagte dem Erzbischof eine solche Furcht ein, daß er alle Gedanken von Widerstand fahren lies: er floh aus dem Lande, und lies Christian in völligem Besiz von Norwegen.

Der rastlose Geist des Kaisers Karl V machte jedoch diesem Fürsten noch immer viel Unruhe (1541). Als Christian II Karls Schwester zur Gemahlin erhielt, hatte er sich verbindlich gemacht, daß wenn aus dieser Ehe keine mänliche Nachkommenschaft erzielet würde, der Kaiser ihm dann in seinen Staaten folgen solte. (*) Karl

*) Woher der Verf. diesen Umstand entlehnet haben mag, weis ich nicht: in Gebhardis und Schlegels ausführlichen Werken finde ich nichts davon.

Karl lies diesem Versprechen zufolge kein Mittel unversucht, sich den Weg zu einer so ansehnlichen Erbfolge zu bahnen. Dies war der Grund, warum er den Kurfürsten von der Pfalz unterstüzte: er schmeichelte sich, wenn er denselben auf den Thron erhoben hätte, durch ihn als seinen Stelvertreter regieren zu können. Diese Betrachtungen trugen viel zu Befestigung der Einigkeit unter Christian und Gustaf bei: denn dieser war bei der Sache eben so sehr interessiret, und gegen ihn waren die Unternehmungen des Kurfürsten und die Absichten des Kaisers eben so wohl gerichtet. Christian erfülte bei dieser Gelegenheit die Pflichten eines treuen Bundesgenossen. Er kam dem Schwedischen Monarchen mit Truppen und Geld zu Hilfe, und trug ungemein viel zu Unterdrükkung einiger sehr gefährlicher Empörungen bei, welche durch die Kunstgriffe ihrer gemeinschaftlichen Feinde angesponnen waren.

Er rüstete ebenfals eine ansehnliche Flotte aus, deren Endzwek war, den König Franz I von Frankreich, der mit den beiden Nordischen Kronen ein Bündnis geschlossen hatte, in seinen Unternehmungen beizustehen. Ihre Bestimmung war gegen die Niederlande gerichtet, und es fielen zwischen den Einwohnern dieses Staa-

tes

tes und den Dänen einige blutige Auftritte zur See vor.

Dies entschlossene und muthige Betragen machte Christian so furchtbar, daß seine Feinde alle Hofnung aufgaben, ihre Absichten auszuführen. Die Folge davon war ein friedlicher Vergleich, dessen sie sehr bedürftig waren. Der Holländische und Flandrische Handel hatte während dieses Krieges sehr gelitten. Christian hatte ihn vermittelst der Herrschaft, welche er über die Ostsee behauptete, ausserordentlich erschweret, und der Vorteil der Niederlande machte es notwendig, den Einbussen, welche ihre Kaufleute täglich von den Dänischen Kapern litten, Ziel zu sezen. Es ward mithin zwischen diesen Provinzen und Dännemark ein Friedenstraktat geschlossen, welchem Karl V nicht lange hernach (1544) in Ansehung seiner übrigen Staaten beitrat.

So ward dieser langwierige und gefährliche Streit geendet, worin Christians Muth, Wachsamkeit und Staatsklugheit sich immer aufs vorteilhafteste zeigten, und ihm eben so viel Ehre als Vorteil erwarben. Der Rest seiner Regierung verflos in grosser Ruhe. Ungeachtet ihm die

Maas=

Maasregeln, welche man in Schweden befolgte, zu grosser Kränkung gereichten, so enthielt er sich doch weislich, sich mit dieser Nazion in Streitigkeiten zu verwikkeln. Die Schwedische Reichsversamlung hatte ein Dekret abgefasset, worin die Krone Gustafs Nachkommen versichert ward. Dies machte allen Hofnungen und Ansprüchen des Hauses Oldenburg ein Ende. Christian war aber zu klug, als daß er hätte in die Fusstapfen der Dänischen Fürsten treten sollen, welche nach der Eroberung jener Monarchie strebten, und darüber beinahe ihre eigene in das äusserste Verderben gestürzt hatten. Er begnügte sich damit, der Schwedischen Reichsversamlung bei dieser Gelegenheit eine nachdrükliche Vorstellung übergeben zu lassen. Um aber auch zu zeigen, daß er sich nicht durch Furcht abhalten liesse, das zu behaupten, was er mit Recht verlangen zu können glaubte, lies er Münzen schlagen, worauf das Wapen von Schweden mit dem von Dännemark ins gevierte zusammengesezt war. Anstat einer unnüzen Empfindlichkeit nachzuhängen, war Christian vielmehr darauf bedacht, das dauerhafte Wohl seiner Unterthanen zu befördern. Diese lobenswürdige Absicht bewog ihn, eine Frage, welche in der Versamlung der Stände von Dännemark aufgeworfen worden, zum Vorteil der Städte

des

des hanseatischen Bundes zu entscheiden. Verschiedene Glieder der Versamlung, erbittert durch die Feindseligkeiten, welche diese Städte in den lezten Zwistigkeiten gegen Dännemark ausübten, hatten den Vorschlag gethan, ihnen die Freiheit, in den Dänischen Staaten zu handeln, zu nehmen. Aber der König besas zu vielen Scharfsin, um nicht einzusehen, daß Dännemark bei diesem Verbot sich selbst durch seine Feinde verwunden würde. Er machte den Ständen diese Wahrheit einleuchtend, und sie fanden es diesemnach rathsamer, sich einer Rache zu enthalten, welche am Ende auf sie selbst zurük fallen würde. Die Hansestädte hatten sich also der ungestörten Fortdauer ihrer vorigen Gerechtsame zu erfreuen.

Diese reife Beurteilungskraft zeigte er in seinem Betragen bis an sein Ende. Er war ungemein aufmerksam auf alle Mittel, welche zu Beförderung eines guten Vernehmens unter allen Parteien beitragen konten, und war eifrig bemüht, alle Veranlassungen zu gegenseitiger Erbitterung zu entfernen. Aus diesem Grunde vermied er stets, nachdem die Ruhe in seinen eigenen Staaten wieder hergestellet war, es bei einigen Gelegenheiten zum Bruch kommen zu lassen,

welche

welche leicht grosse Unruhen hätten nach sich ziehen können, wenn er der Stimme des Ehrgeizes Gehör gegeben hätte. Diese Mässigung und Selbstüberwindung erwarb ihm die Zuneigung seiner Unterthanen und die Achtung aller seiner Nachbaren. Er starb (1557) und hinterlies den Ruhm, daß er der Wahl des Volks, das ihn zu seinem Beherrscher angenommen, Ehre gemacht habe.

Nach Christians III Tode bestieg sein Sohn Fridrich II den Thron, kraft der Wahl, die zehn Jahre vorher vorgenommen worden. Er war von seinem Vater sehr sorgfältig erzogen worden: und dieser bediente sich seiner viel versprechenden Eigenschaften, und der Erwartungen, welche sie im Publico erreget hatten, um ihm den Besiz der königlichen Würde zu versichern. Seine Zuneigung zu diesem Sohn war so gros, daß er ihn sogar zum Mitregenten annahm, und ihn feierlich zum König von Dännemark und Norwegen krönen lies.

Fridrich täuschte die Hofnungen auch nicht, welche man von ihm gefasset hatte. Sobald er alleiniger Besizer des Thrones war, beschlos er, den Anfang seiner Regierung durch irgend eine merk-

merkwürdige Handlung auszuzeichnen. Da er mit Schweden und den Hansestädten in Frieden lebte, und keinen Vorwand hatte, sich auf ihre Kosten Ruhm zu erwerben, so war er genötiget, sich in dem Bezirk seines eigenen Reichs nach den Mitteln zu Befriedigung seiner Wünsche genauer umzusehen. Gegenstände für den Ehrgeiz sind bald gefunden, oder geschaffen: er machte also auch in kurzem einen Schauplaz ausfindig, auf welchem er auf die Art, wie er sich vorgenommen hatte, glänzen konte.

Die Einwohner des Landes Dithmarsen waren seit der schreklichen Niederlage, welche der König von Dännemark Johann Gros-Oheim Fridrichs II lit, in ungestörtem Besiz ihrer Unabhängigkeit geblieben. Stolz darauf, daß sie den mächtigsten Monarchen im Norden besieget hatten, wuchs ihr Muth zu einer ausserordentlichen Grösse. Sie waren stets fertig und gerüstet, ihre Freiheit gegen jeden Angrif zu vertheidigen, und erhielten dadurch den Vorteil, daß man sie während eines Zeitraums von sechzig Jahren eines ununterbrochenen Friedens geniessen lies. Ohne Zweifel trugen auch die Streitigkeiten, worin das Haus Oldenburg verwikkelt war, nicht wenig zu ihrer Sicherheit bei. Nachdem

Christian III in ganz Dännemark eine algemeine Ruhe zuwege gebracht hatte, ward in seinem Rathe in Ueberlegung gezogen, ob er seine Waffen nach dieser Seite hin wenden solte. Sein Bruder Adolf, ein Herr von hiziger und ungestümer Gemüthsart, redete sehr eifrig für die Unternehmung. Allein Christian war mehr geneigt, seine Staaten in Ruhe zu beherrschen, und hintertrieb die Ausführung dieses Plans, so lange er lebte.

Adolf fand bei seinem Neffen Fridrich mehr Bereitwilligkeit, in seine Absichten einzutreten. Man warb eine Armee, und rüstete eine Flotte aus. Diese solte die Dithmarsen von der Seeseite einschliessen, und ihnen alle Unterstüzung zu Wasser abschneiden, indes die Landtruppen sie an der Seite des Ländchens angreifen solten, welche an Deutschland grenzt. Dieser Einfal war ihnen ganz unerwartet. Dennoch verleugnete dies Volk nicht den Charakter von Unerschrokkenheit, den es so lange behauptet hatte. Es faste den herzhaften Entschlus, seinen väterlichen Boden zu behaupten, und den hartnäkkigsten Widerstand zu thun.

Um den Schein von Gerechtigkeit beizubehalten, und die gewöhnlichen Formalitäten zu beobachten, lies man die Dithmarsen durch einen Herold auffördern, Dännemarks Oberherrschaft zu erkennen. Ihre Antwort fiel so aus, wie es einem freien und beherzten Volk ziemte. Sie war in Ausdrükken, die von Gefühl ihrer selbst und Erhabenheit der Seele zeugten, abgefast, verwarf die Ansprüche des Hauses Oldenburg, und berief sich wegen der Unbilligkeit seiner Forderungen auf des Königs eignes Gewissen.

Als sie sich weigerten, sich zu unterwerfen, rükte die Dänische Armee in ihr Land ein, und belagerte Meldorf, den Hauptort desselben. Ob gleich dieser Plaz gar nicht befestigt war, so ward er doch mit gröster Hartnäkkigkeit bis auf das äusserste vertheidiget, und ging nicht eher als nach einem Haupt-Sturm über. Ermuntert durch dieses Glük griffen die Dänen das Hauptcorps der Dithmarsen an. Das Gefecht war sehr lang und blutig. Aber die unglüklichen Dithmarsen traf jezt eben das Schiksal, das sechzig Jahre zuvor den Dalekarlen in der berühmten Schlacht begegnet war, welche sie den Dänen unter den Mauern von Stokholm lieferten: ihre Unerschrokkenheit konte nicht gegen

Kriegskentnis und Kriegszucht bestehen. Die Dänische Armee ward von einem Generale aus dem Geschlechte der Ranzauen angeführet, einer Familie, die den Ruhm hatte, daß sie viele grosse Krieger gezeuget, deren Talenten im Felde das Haus Oldenburg seine gegenwärtige Grösse mehrenteils zu danken hatte. Der Herzog Adolf selbst war ein Herr von mehr als gewöhnlicher Tapferkeit und Einsicht in die Kriegskunst: er hatte in verschiedenen deutschen Kriegen gedienet, und sich in denselben viele Ehre und Erfahrung erworben. Bei dieser merkwürdigen Gelegenheit zeichnete er sich auf eine vorzügliche Art aus. Ungeachtet er bereits eine Wunde empfangen hatte, so blieb er doch immer da, wo das Gefecht am hizigsten war, und sammelte dreimal seine Truppen, welche durch die verzweiflungsvolle Tapferkeit des Feindes zum Weichen gebracht waren. Nach einem heftigen Kampfe erklärte sich der Sieg für die Dänen; er war so volständig und entscheidend, als sie wünschen konten. Die überwundenen Dithmarsen sahen sich genötiget, um einen Waffenstilstand zu bitten. Er ward ihnen zugestanden, und zugleich entwarf man einige Artikel, und verlangte, daß sie denselben förmliche Unterwerfung geloben solten. Da sie fühlten, daß sie nicht im Stande wären,

fernern Widerstand zu leisten, und nirgends eine Aussicht zur Rettung erblikten, so willigten sie in die Bedingungen, welche der Sieger ihnen vorschrieb. Sie leisteten dem Könige von Dännemark, als ihrem rechtmässigen Monarchen, feierliche Huldigung, und schworen einen Eid, daß sie ihm und seinen Nachfolgern stets treu seyn wolten. Sie gelobten, eine Summe Geldes für die Vergütung der Kriegskosten zu bezalen, und gleich den übrigen Dänischen Unterthanen die Contributionen und Abgaben, und andere Lasten, welche die Regierung ihnen auflegen mögte, gehorsamlich abzuhalten. Um der Erfüllung dieser Verpflichtungen gewis zu seyn, begehrte man Geisseln von ihnen. Man muthete ihnen auch zu, ihre Waffen auszuliefern, und bestand auf die Zurükgabe der Standarten und andern kriegerischen Siegeszeichen, welche sie den Dänen seit Christians I Thronbesteigung abgenommen hatten, damit alles Andenken an die über selbige erhaltenen Triumphe so viel möglich ausgelöschet würde. Allen diesen Forderungen waren sie Genüge zu leisten gezwungen.

Auf diese Weise ward die Dithmarsische Republik vernichtet (1559), nachdem sie beinahe vier Jahrhunderte bestanden hatte. Fridrich

hatte unstreitig kein anderes Recht, ihr Land anzugreifen und zu erobern, als das Recht einer überlegenen Macht. Das Geschenk, das ein deutscher Kaiser einem seiner Vorfahren mit dieser Provinz gemacht hatte, war nicht minder ungerecht, als die Schenkung von Amerika, welches der Pabst dem Könige von Spanien zum Eigentum gab. Was auch Fridrichs II Verehrer vorwenden mögen, so kan doch die Erwerbung dieses Ländchens den Verlust der Achtung nicht aufwiegen, den sein Andenken unfehlbar bei der unparteiischen Welt leiden wird.

Die Eroberung von Dithmarschen machte die Aufmerksamkeit seiner Nachbaren rege. Dies gewaltthätige Verfahren war so gut als ein deutliches Geständnis, daß er entschlossen wäre, seine Staaten zu erweitern, so oft sich eine günstige Gelegenheit dazu zeigte. So angenehm diese Neigung seinen eigenen Unterthanen seyn mogte, so unangenehm und beunruhigend war sie für andere, und insonderheit für die Schweden. Diese fingen an, ihn in Verdacht zu ziehen, daß er Absichten hegte, welche dem gemeinschaftlichen Interesse beider Königreiche nachteilig wären.

Der

Der Wiederhersteller der Schwedischen Monarchie, der grosse Gustaf, war nun todt, und sein ältester Sohn Erich war ihm gefolget (1560). Dieser junge Herr wünschte das freundschaftliche Vernehmen beizubehalten, das bis dahin zwischen Schweden und Dännemark zum gegenseitigen Vorteil beider Reiche geherrscht hatte. Allein Fridrich war, wie es scheint, von den ehrgeizigen Absichten seiner Vorweser in Ansehung Schwedens angestekt. Diese Neigung ward noch durch Aufmunterungen verstärkt, die er von Polen und Rusland erhielt: beide Königreiche hatten sich erboten, mit ihm ein Bündnis gegen Schweden zu schliessen. Er trat diesemnach in so weit in ihre Absichten ein, daß er die Russen in ihrem Angrif auf Finland mit einer Anzal Truppen unterstüzte. Er nahm auch die Schwedischen Gesandten gefangen, welche auf der Reise nach Deutschland begriffen waren, und bemächtigte sich aller ihrer Briefschaften, ungeachtet er ihnen selbst ein sicheres Geleit durch seine Staaten versprochen hatte. Dies Benehmen und seine beständige Weigerung, seine Ansprüche auf die Krone Schweden aufzugeben, überzeugten Erich, daß seine Besorgnis, an Fridrich einen äusserst gefährlichen und unruhigen Feind zu bekommen, hinlänglichen Grund hätte.

Um sich zu Ausführung seiner Entwürfe um so mehr zu stärken, war Fridrich bemüht, ein Bündnis mit Lübek zu schliessen. Diese Stadt war gegen die Schweden äusserst aufgebracht, weil sie verschiedene von den Vorrechten aufgehoben hatten, welche Lübek von Gustaf zu der Zeit erpressete, als er des Beistandes ihrer Seemacht bedurfte. Dieser grosse Monarch hatte aber das Seewesen seines Reichs auf einen so guten Fus gesezt, daß die Schwedische Flotte jezt die vereinigten Flotten von Lübek und Dännemark angrif und schlug (1563).

Erich war demungeachtet noch immer geneigt, die Sache gütlich abzumachen; denn er war mit Recht wegen des mächtigen Bündnisses besorgt, das gegen ihn geschlossen war. Er schikte daher einige von seinen vornehmsten Bedienten an Fridrich, und lies ihm sehr vorteilhafte Anträge thun. Allein der Dänische Monarch hatte so grosse Kriegsrüstungen gemacht, und glaubte seinem Feinde so sehr überlegen zu seyn, daß er von keinem Vergleich hören wolte. Er hatte indessen Ursache, seinen Entschlus zu bereuen. Seine Thaten schränkten sich während des nächsten Feldzuges auf die Eroberung einer Stadt an den Grenzen von Schweden ein, und

Erich

Erich beunruhigte dagegen sein Heer so häufig, daß er in dem folgenden Winter geneigt war, sein Betragen zu ändern und sich um Frieden zu bewerben. Jezt hatte Erich eben so wenig Lust dazu, als Fridrich vorhin gezeiget hatte: aber auch er hatte Ursach, es zu bereuen. Seine Armee war zwar zahlreich, konte aber doch nichts von Bedeutung ausrichten, und seine Flotte ward, als sie sich mit der Dänischen in ein Gefecht einlies, gänzlich geschlagen, und büssete über die Hälfte ihrer Schiffe ein (1564).

Diese Begebenheit machte verschiedenen Hansestädten grosse Unruhe. Ungeachtet Lübek mit Dännemark ein Bündnis geschlossen, und überhaupt genommen grossen Einflus auf den Hanseatischen Bund hatte, so gab es doch einige unter den verbündeten Städten, welche ihre Vereinigung mit dieser Krone aus dem Grunde misbilligten, weil sie derselben ein zu grosses Uebergewicht über die Schweden verschafte. Sie beschlossen daher, dem leztgedachten Reiche beizustehen, und es mit den nothwendigen Bedürfnissen zu Ausrüstung seiner Flotten zu versorgen. Dies war auch von so guter Wirkung, daß die Schweden sich bald in dem Stande befanden, den Dä-

nen zur See die Spize zu bieten, und einen Haupt-Sieg über dieselben zu erfechten.

Aber zu Lande war ihr Schiksal nicht so günstig. Stolz auf die Grösse seines Heeres, grif Erich die Dänische Armee an, die ihm an Stärke nachstand, aber von dem grossen Feldherrn Daniel Ranzau angeführet ward, einem Verwandten des berühmten Johann Ranzau, der die Dithmarsen besieget hatte. Der Schwedische Monarch verlor eine Schlacht, worin an beiden Seiten mit grosser Erbitterung gefochten und ausserordentlich viel Blut vergossen ward (1565).

Die beiden folgenden Feldzüge waren Erichen eben so wenig vorteilhaft. Er war nicht im Stande, den Dänen im Felde die Spize zu bieten, und ward bei seinem Angrif auf Norwegen mit beträchtlichem Verlust zurük getrieben. Der nächstfolgende Feldzug (1568) war noch weit unglüklicher. Ranzau drang an der Spize der Dänen in das Herz von Schweden ein, eroberte und zerstörte verschiedene ansehnliche Städte, und verbreitete Schrekken bis an die Thore von Stokholm. Erich brachte eine zahlreiche Armee zusammen, und marschirte in gröster Geschwin-

schwindigkeit auf den Dänischen General los, um sich wegen des erlittenen Verlustes zu rächen, und seinen fernern Fortgang zu hemmen. Aber dieser wachsame und thätige Befehlshaber überfiel den Schwedischen Monarchen, als dieser noch weit von ihm entfernt zu seyn glaubte, und erhielt einen volständigen Sieg. Die Schwedische Armee büssete ihre ganze Artillerie und alles Kriegsgepäkke ein; und die Anzal der Erschlagenen und Gefangenen und insonderheit der leztern war sehr beträchtlich.

Erbittert über diese Niederlage sammelte Erich die Ueberbleibsel des geschlagnen Heeres, zog ansehnliche Verstärkungen an sich, und lieferte dem Sieger noch seine Schlacht, die aber nicht glüklicher ausfiel. Er ward völlig aufs Haupt geschagen, und verlor verschiedene von seinen vornehmsten Offizieren, und insonderheit Bielke, der die Schwedische Armee in der vorigen unglüklichen Schlacht commandiret hatte, und Bannier, einen Vorfahren von dem berühmten Feldherrn dieses Namens, der im folgenden Jahrhunderte in den Schwedischen Kriegen in Deutschland eine so glänzende Rolle spielte. Sie waren beide tapfere und geschikte Offiziere, standen

den aber Ranzau an militärischen Verdiensten weit nach.

Diese wiederholten Niederlagen versezten Schweden in eine sehr traurige Lage. Was dieselben vorzüglich schädlich machte, war die Uneinigkeit, die unter den Schweden herrschte. Der Schwedische König Erich war ein Herr von grossem Muth und verschiedenen Fähigkeiten, aber dabei von so hiziger und heftiger Gemüthsart, daß er bisweilen des Gebrauchs seiner Vernunft beraubet war. Sein Vater, der grosse Gustaf, hatte einst aus Furcht vor den Folgen dieses unglüklichen Charakters den Gedanken geheget, seinen zweiten Sohn Johann, einen Prinzen von einem kühlen und gelassenen Temperament, zu seinem Nachfolger zu ernennen. Erich hatte daher Eifersucht gegen seinen Bruder geschöpft, und ihn aus Verdacht, daß er nach der Krone strebte, ins Gefängnis gesezt. Johann war aber ungleich mehr beliebt, als Erich: seine Anhänger standen nun in grosser Anzal auf, sezten Erich ab, und erhoben ihn auf den Thron.

Diese innerlichen Uneinigkeiten fielen gerade während des Krieges mit Dännemark vor, und erleichterten den Fortgang, den Fridrichs

Waf-

Waffen in Schweden machten. Er ward endlich so furchtbar, daß König Johann, der sich eben erst auf seines Bruders Thron gesezet hatte, aus Besorgnis, daß seine Partei durch neue Unruhen geschwächet werden mögte, in einen sehr nachteiligen Frieden willigte. Er trat Fridrich eine Menge wichtige Pläze in Schweden ab, that Verzicht auf andere, worüber seine Vorfahren lange gestritten hatten, und versprach, die Stadt Lübek wegen der Forderungen zu befriedigen, welche sie an Schweden machte, und die zum Theil höchst übertrieben und unbillig waren. Kurz, er schlug Fridrich fast kein einziges Begehren ab, das dieser zu äussern gut fand. Hätte der Dänische Monarch mehr Mässigung besessen, so würde er einen ruhmvollen Krieg durch einen vorteilhaften Frieden geendiget haben. Als er aber sahe, daß Johann den Frieden für jeden noch so hohen Preis zu erkaufen gesonnen wäre, so beschlos er, seinen Forderungen keine Grenzen zu sezen. Er bestand darauf, daß der Schwedische Monarch ihm die Erlaubnis geben solte, in seinem Wapen das Schwedische Schild mit dem Dänischen zusammen zu sezen, und Johann war schwach genug, in sein Begehren zu willigen. Aber der Schwedische Reichsrath war mit einem so schimpflichen Traktat höchst unzufrieden, und

gab

gab sein Misfallen mit so vieler Festigkeit und Unerschrokkenheit zu erkennen, daß Johann sich genötiget sahe, alles geschehene zu widerrufen. Er that Fridrich andere Anerbietungen: allein dieser schlug sie zornig aus, und beide Theile rüsteten sich zu neuen Feindseligkeiten. Die Schwedische Nazion war durch die Superiorität, die Fridrich durch den lezten Traktat erlangt hatte, so schmerzlich verwundet worden, daß sie die Absichten ihrer Regierung mit ungewöhnlichem Feuer und Lebhaftigkeit unterstüzte. Es ward unverzüglich ein zahlreiches Heer auf die Beine gebracht, welches einen Einfal in die Provinz Schonen that, sich verschiedener ansehnlicher Städte bemächtigte, und dem Feinde in einigen Gefechten mit grossem Muth und Glük die Spize bot. Die Dänen bewiesen ihrerseits eben so viele Tapferkeit: aber ungeachtet sie in einigen Unternehmungen glüklich waren, so traf sie doch das grösseste Unglük, das ihnen in dem ganzen Laufe dieses langen und schreklichen Krieges begegnet war. Ihr berühmter Ranzau, der volkommenste und siegreichste General im Norden, büssete bei Belagerung der Stadt Wardberg an den Grenzen von Schweden sein Leben ein (1569). Dies war unter den damaligen Umständen ein unersezlicher Verlust, da er sowol von den Schweden

den als von den Dänen für den erfahrensten und volkommensten Krieger in beiden Königreichen gehalten ward.

Fridrich bemühete sich während dieser Zeit mit Eifer, Mittel ausfindig zu machen, um Schweden mit noch mehreren Nazionen in Streitigkeiten zu verwikkeln. Die weitläuftige Provinz Livland hatte lange mit Ungeduld das Joch von Rusland, Polen und Schweden getragen, welche sich alle der Oberherrschaft über dieselbe anmaasseten. Die verschiedenen Ansprüche dieser drei Nazionen hatten so manches Elend über dieses Land gebracht, daß die Einwohner es müde waren, der Gegenstand eines steten Zankes zu seyn, und den Entschlus fasten, sich des natürlichen Rechts eines jeden freien Volks zu bedienen, und selbst ihren Regenten zu wählen. Sie ernanten wirklich den Herzog von Holstein Magnus zu ihrem Beherrscher. Er war ein Bruder des Dänischen Königs, und besas die Livländischen Bißtümer Reval, Oesel und Pilten, welche sein Vater Christian III von den Ordensrittern für ihn gekauft hatte. Fridrich nüzte diese Gelegenheit, und beschlos, einen Fürsten zu unterstüzen, der in so naher Verwandtschaft mit ihm stand, und zwischen dessen Staaten und seinen

seinen eigenen eine freundschaftliche Verbindung herrschte, die für beide sehr nüzlich und wohlthätig war. Er hatte hiebei noch einen andern Vorteil vor Augen, daß nämlich die Schwedischen Waffen unfehlbar noch auf einer andern Seite würden beschäftiget werden. Vol von den Erwartungen, welche ihm diese Aussicht verhies, nahm er sich der Sache des Herzogs mit allem ersinlichen Eifer an. Er schikte eine Gesandschaft an den Zaar, um seine Einwilligung in die Wünsche der Livländer zu erhalten. Der Russische Fürst war mit den Bedingungen, welche der König und der Herzog ihm anboten, so wohl zufrieden, daß er in die Wahl des leztern willigte. Dieser begab sich darauf nach Moskau, wo er förmlich als König von Livland erkant wurde: er versprach dagegen, einen jährlichen Tribut an Rusland zu entrichten, wofür er den Beistand dieses Reichs gegen alle seine Feinde zu fordern berechtiget seyn solte. Dieser lezte Artikel war gegen die Schweden gerichtet, und dem zufolge wurden die Truppen und Besazungen, die sie in Livland hatten, unverzüglich von dem vereinigten Dänischen und Russischen Heere angegriffen. Johann sahe bald ein, daß er nicht im Stande wäre, diesem Bündnis zu widerstehen; er beschlos daher, den Traktat wieder her-

vor

vor zu suchen, dessen Verwerfung die Ursache von der Erneuerung des Krieges gewesen war. Er zeigte sich bei dem allen lange nicht so nachgiebig, wie vorhin, und stand Fridrich weit weniger zu, als er verlangte. Dieser erhielt nicht viel mehr, als er bereits vor dem Ausbruch dieses langwierigen und verderblichen Krieges, der am Ende beinahe eben so nachteilig für Dännemark als für Schweden war, im Besiz gehabt hatte (1570).

Die Vereinigung von Livland mit den Staaten des königlichen Dänischen Hauses hätte beinahe sehr nachteilige Folgen für Fridrich gehabt. Sein Bruder war zwar dem Namen nach König; aber der Zaar übte noch immer eine Art von Herrschaft aus, welche für die Einwohner sehr lästig und drükkend war. Die Dänen, die unter Fridrichs und seines Bruders Befehlen standen, betrugen sich in der That eben so wenig mit gebürender Mässigung. So wie es überhaupt selten ist, daß Theilnehmer einer ungesezmässigen Gewalt lange übereinstimmen; so entstanden auch sehr bald aus der üblen Behandlung der Eingebornen Zwistigkeiten unter den Dänischen und Russischen Beamten. Es war augenscheinlich Ruslands und Dännemarks Vorteil,

teil, vereinet zu bleiben, damit sie sich in dem Besiz von Livland behaupten könten; denn die Polen und Schweden waren beide bereit, die erste günstige Gelegenheit zu ihrer Vertreibung zu ergreifen. Diese Betrachtung konte jedoch Fridrich nicht abhalten, es beinahe zu einem offenbaren Bruch mit dem Zaar kommen zu lassen. Dieser war hingegen äusserst erbittert über die Heftigkeit, womit der Dänische König sich der Sache seiner Beamten annahm, und drohete seinerseits, die seinigen nachdrüklich zu schüzen, und sogar die Sachen bis auf das äusserste zu treiben.

Dieser Zank hielt eine Zeitlang mit solcher Heftigkeit an, daß es das Ansehen gewan, als ob die streitenden Theile ihn zulezt in offenem Felde ausmachen würden. Fridrich sahe aber bald ein, daß es ihm schwer seyn würde, der Russischen Macht in so grosser Entfernung von seinem Reiche die Spize zu bieten. Er fing daher eine Unterhandlung mit dem Zaar an, und faste den weisen Entschlus, lieber diesem Fürsten etwas nachzugeben, als sich mit einem so mächtigen und furchtbaren Gegner in Krieg einzulassen.

Das

Das Bewustsein der Nothwendigkeit bewog Fridrich zwar, in Ruslands Forderungen zu willigen: aber dagegen behauptete er in seiner Nachbarschaft die Ansprüche seiner Krone mit einer so ausgedehnten Autorität, als kein Dänischer Monarch vor ihm gewaget hatte. Die Fahrt durch den Oeresund nach der Ostsee hatte seit verschiedenen Jahrhunderten den Königen von Dännemark ansehnliche Einkünfte verschaft. Eine ausserordentliche Aufnahme des Handels und der Schiffart war die Folge von den vielen Entdekkungen zur See und den Verbesserungen des Seewesens, welche der unternehmende Geist dieser Zeiten seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts gemacht hatte, und noch immerfort machte. Dännemark hatte hievon grosse Vorteile eingeerndtet, da jezt eine ungleich grössere Anzal von Schiffen aus allen Theilen von Europa nach der Ostsee ging. Der Einflus dieses Reichs zur See war in jenen Zeiten weit grösser, als er gegenwärtig ist; und es befand sich daher in dem Stande, durch die Gewalt der Waffen die Forderungen durchzusezen, welche es allen Schiffen, die durch den Sund segelten, vorzuschreiben gut fand.

Karl V hatte auf dem grösten Gipfel seiner Macht nicht rathsam gefunden, sich mit Dännemark über diesen Punkt in Streitigkeiten einzulassen. Er hatte stets mit vielem Eifer die Wohlfart seiner Unterthanen in den siebzehn Provinzen der Niederlande zu befördern gesucht, welche zu der Zeit das reichste Land in ganz Europa und der schönste Theil seiner Erbschaft waren. Er war unter ihnen geboren und erzogen worden, und es ist algemein bekant, daß er diesen Theil seiner Staaten vorzüglich liebte, sich so oft daselbst aufhielt, als seine Angelegenheiten es verstatteten, und die Einwohner desselben mehr als seine übrigen Unterthanen begünstigte. Dieser Vorliebe für sie ungeachtet wagte er es doch nie, zu ihrem Besten eine Befreiung von dem Zolle zu verlangen, welcher von allen Handelsschiffen, die durch die Dänischen Gewässer segelten, erhoben ward. Die Ursache dieses Verhaltens war die: Karl wuste, daß Dännemarks Seemacht auf einem sehr guten Fusse stünde, und volkommen im Stande wäre, die Ansprüche dieser Monarchie geltend zu machen. Alles was er that, war, daß er den Betrag der Abgaben nach dem Verhältnis der Grösse der Schiffe und dem Werth ihrer Ladungen zu bestimmen suchte. Der hierüber errichtete Vergleich, dessen Bedin-

dingungen Dännemark ungemein vorteilhaft waren, diente der Schiffart der übrigen Nazionen zum Maasstab, und war das Mittel, durch welches ansehnliche Summen in den Dänischen Schaz flossen.

Als Fridrich den langwierigen Krieg mit Schweden zu seiner Zufriedenheit geendiget, und sich durch ein Bündnis mit Rusland verstärket hatte, fing er an, auf die Verbesserung der inneren Verfassung seines Reichs zu denken. Die Beschüzung und Beförderung des Handels war der erste Gegenstand, auf den er sein Augenmerk richtete. Seit Christians II Vertreibung und Einführung der Reformation in Dännemark hatten Indüstrie und Handels-Betriebsamkeit in dem ganzen Königreiche ungemein zugenommen, ungeachtet wegen der Thronfolge so viele Unruhen entstanden waren. Vielleicht wurden aber sogar diese Bewegungen den Handels-Unternehmungen dadurch vorteilhaft, daß sie allenthalben den Geist der Strebsamkeit und Thätigkeit verbreiteten. Fridrich hatte während seiner Kriege öftere Gelegenheiten gehabt, sich zu überzeugen, wie nüzlich ihm die handelnde Klasse seiner Unterthanen wäre. Sie hatte grosse Geldsummen zu seinem Dienste hergeschossen, und

manche seiner glüklichen Thaten hatte er ihrer zu rechter Zeit geleisteten Unterstüzung zu danken. Er schüzte sie dagegen stets mit der grösten Bereitwilligkeit, und suchte ihr Bestes mit vieler Wärme und Aufrichtigkeit zu befördern. Auf ihren Antrieb lies er zum Behuf des Krieges Schiffe bauen, die alle, welche man bis dahin im Norden oder in irgend einem andern Lande von Europa gesehen hatte, an Grösse weit übertrafen. Hiedurch ward er in den Stand gesezt, die Handlung seiner Unterthanen mit gehörigem Nachdruk zu unterstüzen, und ihnen in den benachbarten Gewässern ein Uebergewicht zu geben, das ihnen unzälige Vorteile in ihren Handels-Unternehmungen verschafte.

Fridrichs Seewesen befand sich um diese Zeit (1583) in einem so blühenden Zustande, daß er jezt ein Vorhaben ausführen zu können glaubte, das er schon seit langer Zeit geheget hatte. Dies war eine Erhöhung der Abgaben, welche für die Fahrt durch den Sund erleget werden musten. Er zweifelte nicht, daß er bei dieser Neuerung Widerspruch finden würde; aber er wuste auch, daß er gerade von denjenigen am wenigsten zu befürchten hätte, welche am wesentlichsten dabei interessiret waren. Die Einwoh-

ner

ner der vereinigten Niederlande, die unter allen Europäischen Staaten den ausgebreitetsten Handel nach der Ostsee trieben, waren mit Spanien in Streitigkeiten verwikkelt, welche sie völlig ausser Stand sezten, sich in eine andere Fehde einzulassen.

Diese Gelegenheit war so günstig, als Fridrich wünschen konte: er bediente sich derselben, unter verschiedenem Vorwande ihre Schiffart mit neuen Taxen zu belegen. Andere Nazionen wurden auf eben die Art behandelt. Dies Betragen gab Gelegenheit zu verschiedenen Vorstellungen von Seiten der bedrükten Handels-Staaten: aber Fridrich achtete wenig darauf. England sogar konte ihn nicht bewegen, diese Verfügung zu ändern. Die Seemacht dieses Reichs war damals nicht so ansehnlich, daß sie ihn von seinem Vorhaben abschrekken konte: überdies verstatteten der Königin Elisabet die weitaussehenden Entwürfe des Spanischen Königs Philip II nicht, in diesem Fal die Würde ihrer Krone und ihres Reichs mit ihrem gewöhnlichen Muth und Entschlossenheit zu behaupten. Was die Hansestädte betrift, so erfuhren sie eine weit härtere Begegnung, als alle übrigen Staaten. Da sie grossenteils Glieder des deutschen Staatskörpers

waren, so hielten sie bei dem kaiserlichen Hofe um Abstellung dieser Neuerung an, und gaben dadurch zu verstehen, daß Dännemark eine Dependenz des Römischen Reichs wäre. Fridrich ward durch diesen Schrit so aufgebracht, daß er zur Strafe für den Schimpf, den sie seiner königlichen Oberherrlichkeit über seine eignen Staaten zufügen wolten, alle ihre Schiffe zu Bezalung der doppelten Taxen anhielt. Die Folge war, daß sie, um die Erlassung dieser drükkenden Abgaben zu erhalten, genötiget wurden, sich gleich allen übrigen Nazionen Fridrichs Forderungen zu unterwerfen.

So wuste dieser staatskluge Fürst jede günstige Gelegenheit zu seinem Vorteil zu nüzen. Er betrug sich bei dem allen mit so vieler Klugheit, war so sorgfältig bemühet, durch scheinbare Gründe die Unzufriedenheit der Fürsten, mit welchen er ein gutes Vernehmen zu unterhalten wünschte, zu mildern, daß er dieser unbilligen Erweiterung seiner Autorität ungeachtet in der Folge eben so vorzüglicher Achtung genos, als vorher, und nichts von dem Einflusse, den er erlangt hatte, einbüssete. Vielleicht liesse sich sogar behaupten, daß eben diese Handlung, so ungerecht sie auch in der That war, ihm dennoch

in den Augen staatskluger Leute mehr Ansehen gab und mehr Ehre machte, als er durch weise Mässigung erlangt haben mögte. Fürsten und Staatsmänner werden überhaupt mehr von der geschikten Ausführung, als von der Rechtmässigkeit und Billigkeit einer Unternehmung zur Bewunderung hingerissen: sie zeigen gemeiniglich eine eingewurzelte Neigung, die Menschen nach dem Ausgang ihrer Entwürfe zu beurteilen; eben so fertig, die unverantwortlichsten Maasregeln, wenn sie gelingen, zu loben, als die preiswürdigsten zu tadeln, wenn sie mislingen.

Nie erhielt ein Dänischer Monarch mehr ehrenvolle Beweise von der Achtung auswärtiger Fürsten. Sein Hof war stets mit Gesandschaften fremder Staaten, insonderheit aus Deutschland angefüllet, wo er als der vornehmste Beschüzer der Lutherischen Kirche betrachtet ward, gegen welche die Römische Partei manche geheime Anschläge schmiedete. Fridrich bediente sich weislich der Achtung, die ihm bei so manchen Gelegenheiten bewiesen ward, seinen Einflus zu vergrössern und zu befestigen. Er war auch so fest gegründet und so weit ausgebreitet, daß Fridrich die Ehre genos, als der Schiedsrichter des ganzen Nordens angesehen,

und in Angelegenheiten, die nicht für Dännemark nur, sondern auch für alle seine Nachbaren von der äussersten Wichtigkeit waren, zu Rath gezogen zu werden. Die mehresten von ihnen bewiesen bei vielen Gelegenheiten durch Befolgung seines Raths, wie hoch sie seine Einsichten schäzten.

In dieser Standhaftigkeit und Festigkeit des Betragens beharrte er bis an seinen Tod: das Ende seiner Regierung zeichnete sich eben so sehr durch Kraft und Muth aus, als der Anfang derselben. Sein Ansehen nahm mit seinen Jahren zu, und mit Recht ward er als einer der weisesten Monarchen in Europa betrachtet. Er empfing auch verschiedene Zeichen von der grossen persönlichen Achtung, welche auswärtige Regenten für ihn hegten. Die Königin Elisabet von England, die unstreitig über Verdienst zu urteilen wuste, erwähnte seiner stets in Ausdrükken voller Hochachtung. Welchen Werth sie auf ihn sezte, bewies sie genugsam dadurch, daß sie ihm den Ritterorden vom Hosenbande übersendete, und eine glänzende Gesandschaft an ihn schikte. Beides waren Beweise, wie hoch er bei dieser berühmten Königin angeschrieben stand, die gewis eben so ökonomisch in Austeilung von Ehren-

renbezeugungen, als in Anordnung ihrer Ausgaben war.

Ein anderer Beweis des hohen Ranges, welchen er in den Augen aller Europäischen Nazionen behauptete, ist der, daß das Schottische Ministerium seine Augen auf ihn warf, als es für seinen jungen König eine, seinen grossen Erwartungen angemessene, Heirat zu treffen suchte. Es betrachtete ihn als den angesehensten unter den auswärtigen protestantischen Fürsten, und hielt ihn mithin am meisten einer Familien-Verbindung mit einem Herrn würdig, der bestimt war, einer der grössesten Monarchen in der Welt zu werden.

Fridrichs II Regierung kan mit Recht für die glüklichste unter allen gehalten werden, deren Dännemarks Jahrbücher gedenken. Die innere Verfassung seines Reichs befand sich in einem blühenden Zustande, und fast immer krönte das Glük seine auswärtigen Unternehmungen. Die Sicherheit, die seine Unterthanen genossen, machte ihnen Muth, verschiedene nüzliche Einrichtungen zu wagen. Sie lebten in einem Stande innerer Glükseligkeit, den man seit langer Zeit in Dännemark nicht kante. Fridrich

war

war nie verdrossen, das zu befördern, was zur Wohlfart des gemeinen Wesens gereichte. Er war von sehr grosmüthiger Gesinnung, und stets geneigt, Personen von ausgezeichneten Verdiensten aufzumuntern und zu belohnen, ohne Unterschied des Faches, worin sie sich hervorthaten. Dieser Neigung hatte er es zu danken, daß er vortrefliche Offiziere sowol in der Armee als bei seiner Flotte hatte, die beide auf einem so regelmässigen und ansehnlichen Fusse standen, als irgend eine andere in dem Zeitpunkt. Nicht minder liebte er Ordnung und Pracht in allem, was ihn umgab: sein Hof war der glänzendste im ganzen Norden. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß er den Wissenschaften eine sehr freigebige Unterstüzung angedeihen lies, ansehnliche Geldsummen zu Beförderung angenehmer und nüzlicher Kentnisse verwendete, und manche Personen von offenem Kopf zu angesehenen und einträglichen Aemtern beförderte. Sein Glük volständig zu machen, starb er (1588) in dem vollen Besiz der Liebe und Zuneigung seines Volks, und mitten im Genus einer vieljährigen Ruhe, welche die gegründete Aussicht einer beträchtlichen Dauer gewährte.

Nie

Nie bestieg ein König von Dännemark den Thron mit grösserm Beifal, als Christian IV. Die Dänen hatten eine tief gewurzelte Neigung zu dem Hause Oldenburg gefasset. Es stand ihnen frei, einen König zu wählen, aus welchem Lande und aus welcher Familie es ihnen gut dauchte: aber sie wareu so wohl mit der Regierung dieser Fürsten zufrieden, daß es ihnen nicht einmal in den Sin kam, die Thronfolge zum Besten einer andern Linie zu ändern. Daher kam es, daß Christian, ungeachtet er kaum aus den Kinderjahren getreten war, mit einstimmigem Beifal und Jubel der Dänen und Norweger als König erkant und ausgerufen ward.

Bei seiner Thronbesteigung bildeten Dännemark und die davon abhangenden Länder einen sehr weitläuftigen und mächtigen Staat. Ausser dem eigentlich so genanten Dännemark, das aus den Provinzen, welche die grosse Halbinsel Jydland ausmachen, und den in der Nähe liegenden Inseln besteht, war er Herr der weitläuftigen und fruchtbaren Landschaften Schonen, Bleking, Halland und Bahns, die an der südlichen und westlichen Seite von Schweden liegen, und ihm in Kriegszeiten einen offenen Eingang in dieses Reich gewährten. Nebst Norwegen besas er

auch

auch die weit ausgedehnte Provinz Jämteland, die nordwärts von Dalekarlien liegt, und hatte mithin einen freien Weg nach den Theilen von Schweden, die an den Bothnischen Meerbusen grenzen.

Christians Minderjährigkeit verflos in ununterbrochenem Frieden. Schweden ward durch innerliche Uneinigkeiten zerrüttet und gehindert, seine Aufmerksamkeit auf auswärtige Angelegenheiten zu wenden. Rusland und Polen befanden sich in eben der Lage, und aus Deutschland hatte Dännemark nichts zu fürchten, weil es alle protestantische Fürsten in dem Römischen Reiche unter seine zuverlässigsten Freunde zälte. In diesem glüklichen Zustande blieb Dännemark nach Fridrichs II Tode ungefähr zwanzig Jahre lang. Während dieses beglükten Zeitraums hatte es die erwünschteste Gelegenheit, allerlei gute Einrichtungen zu treffen, und reich und blühend zu werden. In dieser friedlichen Periode seiner Regierung wendete Christian seine Musse dazu an, seinen Geist auszubilden, und sich sowol durch Studiren als durch Reisen eine Menge nüzlicher Kentnisse zu erwerben. Er that ungewöhnliche Fortschritte in allem, was er in dem Fach der Wissenschaften unternahm, und ward

alge=

algemein für einen der volkommensten Fürsten dieses Zeitalters gehalten.

Die erste Streitigkeit, worin er sich verwikkelt fand, hatte er mit dem Schwedischen Könige Karl IX, der seinen Neffen Sigmund, einen Sohn des obgedachten Königs Johann, der Krone beraubet hatte. Er war ein kühner, thätiger und äusserst ehrgeiziger Herr, und wünschte sehnlich, von Dännemark das wieder zu bekommen, was sein Bruder Johann, durch sein widriges Schiksal gezwungen, fahren lassen muste. Sein Betragen gegen Christian war so anmaassend und beleidigend, daß sie von gegenseitigen Klagen bald zu Feindseligkeiten schritten.

Kalmar war der erste Ort, gegen welchen Christian seine Waffen versuchte: er belagerte und eroberte ihn nach einer lebhaften Vertheidigung. Aber so glüklich waren seine Generale nicht: sie wurden von Karln angegriffen und geschlagen. Christian ersezte indessen diesen Verlust bald durch verschiedene glükliche Verrichtungen zu Wasser und zu Lande. Der Schwedische Monarch, der während seines ganzen Lebens einer ununterbrochenen Glükseligkeit genossen hatte,

ward

ward durch diesen Wechsel des Glüks ausserordentlich beunruhiget und ganz ausser Fassung gebracht. Sein Zorn war so heftig, daß er Christian eine Ausforderung schikte, und in den wütendsten Ausdrükken verlangte, daß er sich zu einem Zweikampf stellen solte. Christian, dessen persönlicher Muth keinem Zweifel unterworfen war, antwortete auf Karls Anmuthen mit der äussersten Verachtung. Er gab ihm zu verstehen, daß sein Betragen nicht aus dem hohen Muthe flösse, der Könige beseelen müste, sondern daß es ihm an Stärke des Geistes fehlte, Widerwärtigkeiten zu ertragen. Karl, dessen Gesundheit schon seit langer Zeit im Abnehmen war, ärgerte sich so heftig über den Ton von Ueberlegenheit, welchen der Dänische Monarch bei dieser Gelegenheit annahm, daß seine Krankheit dadurch schlimmer zu werden schien. Er starb wirklich kurz darauf, und hinterlies die Krone seinem Sohn.

Dieser neue Nebenbuler Christians war Gustaf Adolf; ein Fürst, geboren, das Schiksal von Staaten und Königreichen zu entscheiden, uud Europa eine andere Gestalt zu geben. Schon die ersten Unternehmungen dieses Helden überzeugten Christian, daß er mit einem weit

furcht-

furchtbarern Feinde als vorhin zu thun hätte. Er nahm den Dänen alles wieder ab, was sie seinem Vater entrissen hatten, und hätten nicht Ruslands Entwürfe seine vornehmste Aufmerksamkeit anders wohin gezogen, so würde er nach aller Wahrscheinlichkeit die Dänen äusserst in die Enge getrieben haben. Christian machte sich diese Diversion zu Nuzen, um den Krieg mit mehrerer Gleichheit fortzusezen. Endlich ward derselbe durch Vermittelung seines Schwagers, des Königs Jakob I von England, beigeleget (1613). Dännemark konte aber jezt nicht mehr die Bedingungen in dem hohen Tone vorschreiben, den es unter Fridrichs II Regierung angenommen hatte. Schweden befand sich jezt auf einem ganz andern Fusse: und Dännemark hatte es lediglich Gustafs Mässigung zu danken, daß es einen anständigen Frieden erhielt.

Um die Kosten des Schwedischen Krieges bestreiten zu können, hatte Christian nach dem eben so ungerechten als unpolitischen Beispiele seines Vaters die Abgaben erhöhet, welche die durch den Sund gehenden Schiffe entrichten musten. Die Holländer, die am meisten dabei litten, thaten sehr nachdrükliche Vorstellungen gegen diese Neuerung, und verlangten, daß sie

unverzüglich abgestellet werden mögte. Sie hatten sich jezt aus den Schwierigkeiten herausgewikkelt, welche sie anfangs bei Abschüttelung des Spanischen Joches umringten, und ihre Seemacht war gegenwärtig so stark geworden, daß man von ihnen nicht mehr die geduldige Nachgiebigkeit gegen den Willen des Dänischen Hofes erwarten konte, die sie vorhin gezeiget hatten.

Spanien war froh über diesen Streit zwischen ihnen und einem Fürsten, den man noch immer als den ersten Monarchen im Norden betrachtete. Es hofte, daß es durch Nährung dieses Zwistes im Stande seyn würde, seine rebellischen Unterthanen, wie es die Holländer nannte, zu züchtigen und zum Gehorsam zu bringen. In dieser Hinsicht suchten Spaniens heimliche Abgeordnete Christian gegen dieselben zu erhizen, und dies gelang ihnen so gut, daß er mit Philip III, der damals auf dem Spanischen Throne sas, einen Traktat schlos, worin sie sich gegenseitig verbindlich machten, gegen die Holländer zu offenbaren Feindseligkeiten zu schreiten.

Aber diese waren so weit entfernt, den Muth sinken zu lassen, daß sie vielmehr dem Däni-

Dänischen Monarchen ein sehr entschlossenes Schreiben zustellen liessen und bezeugten, daß sie gesonnen wären, auf ihren Forderungen zu bestehen, und sie im Fal der Noth, wenn ihre Vorstellungen unwirksam wären, mit gewafneter Hand zu behaupten. Die Hansestädte machten bei dieser Gelegenheit mit den Holländern gemeinschaftliche Sache; und die Kriegsrüstungen beider Staaten, und der leztern insonderheit, hatten ein so furchtbares Ansehen, daß Christian es rathsam fand, seinen Entschlus zu ändern, sich zu einem gütlichen Vergleich geneigt zu erklären, und von seinen Forderungen abzustehen. Er war zu weise, als daß er sich mit einem Volke in Streit einlassen solte, von welchem er im Frieden weit mehr als im Kriege gewinnen konte, und hielt es daher nicht für dienlich, die mannichfaltigen Handels-Unternehmungen, mit welchen seine Unterthanen sich jezt beschäftigten, zu stören. Diese würden durch die Hindernisse ausserordentlich gelitten haben, welche die Holländer ihnen ohne Zweifel in den Weg geleget hätten, da jezt die Schiffart dieser Nazion in allen Theilen des Weltkreises ausgebreitet, und ihre Seemacht zu einer solchen Stärke angewachsen war, daß sie das Schrekken ihrer vorigen Beherrscher, der Könige von Spanien, nicht allein in ihren Amerika-

rikanischen und Asiatischen Besizungen, sondern sogar an ihren Europäischen Küsten und selbst im Angesicht ihrer eigenen Häfen geworden war.

Von der Gefahr befreiet, womit ihn dieser Zwist mit Holland bedrohete, hatte Christian nun freie Hände, seine vorigen Entwürfe zu Vergrösserung seiner Macht und Bereicherung seiner Staaten wieder vorzunehmen. In dieser Hinsicht stiftete er eine Ostindische Handelsgesellschaft nach dem Muster derjenigen, welche in England und Holland aufgerichtet waren. Er öfnete auch den Protestanten aus Deutschland, welche durch den Aberglauben des Hauses Oesterreich grausam verfolgt wurden, eine Freistat in seinem Reiche. Mit eben der Aufmerksamkeit machte er sich die unglüklichen Streitigkeiten zu Nuzen, welche in den vereinigten Niederlanden unter den Gomaristen und Arminianern wüteten. Den leztern, welche die schwächern waren, schenkte er eine wohlthätige Zuflucht in seinen Landen, und wies ihnen die Stadt Fridrichstadt zu ihrem Aufenthalte an. Durch ihre Betriebsamkeit ward dieser Ort in kurzem ein sehr wichtiger Handelsplaz. Auf die Weise wendete Christian die Ruhe an, deren er jezt genos. Seine Sorgfalt ward reichlich belohnet: nach Verlauf weni-

weniger Jahre genos er die Zufriedenheit, sein Reich in einem ausserordentlich blühenden Zustande zu erblikken.

Während dem er sich mit diesen innern Verbesserungen beschäftigte, war sein Schwedischer Nachbar Gustaf Adolf in mancherlei kriegerischen Arbeiten und Unternehmungen vertiefet, und legte den Grund zu der Kentnis des Kriegswesens, wodurch er sich nach dem einstimmigen Urteil aller Kenner zu einem der grösten Generale bildete, welche die Welt je hervorgebracht hat, und sich in der Folge in dem Stande befand, über die berühmtesten Feldherren dieses Zeitalters zu triumphiren. Um diese Zeit war er gerade in einem sehr gefährlichen und blutigen Krieg mit den Polen verflochten. Bei dem allen war sein Gemüth nicht so ganz von kriegerischen Thaten eingenommen, daß er darüber der bürgerlichen Pflichten seines Standes vergessen hätte. Nie war ein Schwedischer Monarch aufmerksamer auf die innere Regierung seines Reichs, nie kante einer besser die glüklichen Folgen dieser Aufmerksamkeit. Er sahe die beglükten Wirkungen eines solchen Betragens in dem blühenden Zustande vor Augen, der Christians Bemühungen um die Wohlfart seiner Staaten krönte, und

und ward dadurch um so mehr angefeuert, seinem Beispiele zu folgen: denn er wolte sich von ihm in nichts, was preiswürdig war, übertreffen lassen. Er hatte Gefühl und Scharfsin genug, das zwekmässige und reiflich überdachte in den Handlungen des Dänischen Monarchen einzusehen: aber er besas auch zu viel Grösse der Seele, als daß er seine Verdienste verkennen solte, von welchen er genugsame Proben sowol im Felde, als in verschiedenen äusserst schwierigen und wichtigen Unternehmungen, gesehen hatte.

Durch diese Gründe geleitet war er sorgfältig bemüht, in freundschaftlichem Vernehmen mit Christian zu leben; denn er betrachtete diesen Monarchen mit Recht als seinen furchtbarsten Nebenbuler, der ihm mehrere Hindernisse in den Weg legen könte, als irgend einer seiner andern Nachbaren. Er arbeitete daher mit äusserstem Eifer an der Fortdauer des Friedens, den er mit ihm geschlossen hatte. Um ihn zu überzeugen, wie aufrichtig er dies wünschte, ersuchte er ihn um eine persönliche Unterredung. Hier bot er alle seine Fähigkeiten und seine ganze Beredsamkeit auf, um ihn zu bewegen, daß er auf dem gegenwärtigen freundschaftlichen Fusse unverrükt bleiben mögte, und zum Beweis,

weis, daß er es ernstlich meinete, stand er ihm verschiedene wichtige Vorteile zu. Christian lies es ebenfals nicht an angemessenen Gegenfälligkeiten fehlen, und so schieden sie beide gleich zufrieden von einander.

Dieses Betragen des Schwedischen Königs war für Christians Charakter ungemein rühmlich. Es zeigte deutlich, wie hoch Gustaf ihn schäzte; denn dieser Monarch entschlos sich nicht leicht, jemanden auf die Weise entgegen zu kommen. Zwar lies er sich immer willig von den edelsten Grundsäzen der Billigkeit und Mässigung leiten: aber er hegte auch hohe Begriffe von Ehre, und hätte sich gewis nie herabgelassen, Christian zuerst Anträge zu thun, wenn er nicht seinen ausserordentlichen Muth und grosse Fähigkeiten volkommen empfunden und eingesehen hätte, daß er sich nothwendig seiner Freundschaft versichern müste, um die mannichfaltigen Absichten, die er im Sin hatte, ausführen zu können.

Christians Ansehen war in der That zu einer solchen Höhe gestiegen, daß in diesem kritischen Zeitpunkt die Augen aller Protestantischen Staaten in Europa auf ihn gerichtet waren: sie betrachteten ihn als einen Fürsten, der volkommen

geschikt wäre, an der Spize des Bundes zu stehen, welcher ingeheim errichtet war, um den höchst widerrechtlichen Anmaaßungen des Hauses Oesterreich Einhalt zu thun. Die Kaiser aus dieser Familie hatten, ohne sich an Geseze und Traktate zu kehren, unter verschiedenen unverantwortlichen Vorwänden nach und nach die geheiligtsten Rechte des deutschen Staatskörpers verlezet, und übten in ganz Deutschland eine eben so unumschränkte als grausame Herrschaft aus. Zufolge der hohen Meinung, welche man von Christian hegte, ward ihm von den verbündeten protestantischen Fürsten und Staaten des Reichs die oberste Besorgung ihrer Angelegenheiten anvertrauet (1621). Sie wurden durch Hollands und Englands Waffen und Geld aufgemuntert und unterstüzet: denn beiden Staaten lag ungemein viel daran, daß die protestantische Kirche geschüzet, und die Deutsche Freiheit erhalten würde.

Die erste Absicht dieses Bundes ging dahin, den unglüklichen Kurfürsten von der Pfalz wieder in den Besiz seiner Familien-Staaten zu sezen. Der erste Schrit, den man zu Erreichung dieses Endzweks that, bestand darin, daß man eine Unterhandlung mit dem Kaiser anfing,

und ihn zu bewegen suchte, das über diesen Fürsten ausgesprochene Urteil aufzuheben, worin er für einen Rebellen erkläret und sein Kurfürstentum eingezogen war. Aber der kaiserliche Hof, den eine lange Reihe von Glük aufgeblasen machte, nahm den Vorschlag mit solchem Stolz und Uebermuth auf, daß die Verbündeten wohl einsahen, wie wenig sie sich von dergleichen Anträgen zu versprechen hätten.

Nach vielfältigen ermüdenden Versuchen, was durch Bitten und Vorstellungen auszurichten stünde, zeigte sichs augenscheinlich, daß nichts als offenbare Gewalt das Oesterreichische Ministerium dahin bringen würde, seine Maasregeln zu ändern. Es ward daher eine Armee geworben und das Commando derselben Christian übertragen. Dieser Monarch beschlos, sogleich offensiv zu verfahren. Der Anfang seiner Unternehmungen (1625) war glüklich: er erhielt verschiedene Vorteile über den berühmten Grafen Tilly, einen der tapfersten und geschiktesten Generale dieser Zeit. Aber sein gutes Glük war von kurzer Dauer: der eben so berühmte Wallenstein verstärkte Tilly mit einem sehr zahlreichen Heere, und beide nötigten Christian, sich seinerseits vertheidigungsweise zu verhalten.

Er war um so mehr geneigt, dies zu thun, da der gröste Theil seiner Truppen neu geworben war, die feindliche Armee hingegen mehrenteils aus alten Soldaten bestand, die im Kriege grau geworden und an Siege gewöhnet waren. Aus diesem Grunde enthielt er sich, die Feindseligkeiten mit dem Feuer und Ungestüm zu betreiben, welche bis dahin alle seine Unternehmungen ausgezeichnet hatten. Dies verschafte ihm auf der andern Seite mannichfaltige Gelegenheiten, seine militärischen Einsichten an den Tag zu legen, Klugheit in Stellung seiner Truppen, und reife Beurteilung in den verschiedenen Bewegungen zu zeigen, die er unaufhörlich machen muste, um eine entscheidende Schlacht mit einem, an Anzal und Güte der Truppen ihm so sehr überlegenen, Feinde zu vermeiden.

Der folgende Feldzug (1626) ward nach eben dem Plane angeordnet. Christian ward jezt durch den Grafen Ernst von Mansfeld verstärket, einen Herrn, dessen Genie und Unerschrokkenheit lange die vornehmste und oft die einzige Stüze der gemeinschaftlichen Sache von ganz Deutschland gegen das Haus Oesterreich gewesen waren. Aber die Menge von vortreflichen Offizieren, die sich bei den Oesterreichischen Armeen

befanden, gab diesen ein unwiderstehliches Uebergewicht. Mansfeld ward ungeachtet seines geschikten Verhaltens von Wallenstein zu einem Treffen gezwungen, worin er übermannet und geschlagen ward. Auch Christian konte aller seiner Geschiklichkeit und Vorsicht ungeachtet eine Schlacht nicht vermeiden: Graf Tilly nötigte ihn gleichfals zu einem Gefecht, und erhielt einen volständigen Sieg über ihn.

Obgleich Christian diese unglükliche Schlacht verlor, so zeichnete er sich doch in dem Gefechte selbst durch jeden Beweis von Kaltblütigkeit und Muth aus, den man von einem grossen Feldherrn erwarten durfte. Er that alles, was Tapferkeit und Erfahrung an die Hand geben konten. Aber Tillys Glük, unterstüzt von überlegener Anzal und Kriegeszucht, behielt endlich die Oberhand. Nach einer tapfern und blutigen Gegenwehr ward die verbündete Armee völlig aufs Haupt geschlagen, und beinahe ganz gefangen oder in Stükken gehauen. Mitten in diesem schreklichen Unfal verlor Christian die Gegenwart des Geistes nicht, wodurch er sich in den beiden leztern unglüklichen Feldzügen so vorzüglich ausgezeichnet hatte. Seiner Infanterie und Artillerie gänzlich beraubt, und an allen Seiten von siegreichen

chen Feinden umringt, fand er dennoch Mittel, an der Spize des Ueberrestes seiner Reiterei seinen Rükzug zu bewerkstelligen, mitten durch alle Hindernisse, welche der wachsame und thätige Sieger ihm in den Weg zu legen suchte. Tilly ward wütend, daß Christian ihm auf die Weise entschlüpfte; denn er fühlte, daß er durch Verhinderung seines Rükzugs dem Kriege auf einmal ein Ende gemacht und eine That verrichtet haben würde, die seinem Ruhm den Kranz aufgesezet hätte.

Christian war nun zwar besiegt, aber er lies dennoch den Muth nicht sinken. Er hatte der Welt den Umfang seiner Fähigkeiten gezeiget, da er so lange mit ungeübten Truppen alten versuchten Soldaten, und solchen erfahrnen Generalen, wie Tilly und Wallenstein, die niemanden als Gustaf Adolf nachstanden, die Spize bot. Aber die Angelegenheiten der Union, zu deren Haupt er gewählet worden, gerieten durch diese lezte Niederlage in eine solche Verwirrung, daß keine Hofnung vorhanden war, sie wieder auf einen guten Fus zu sezen. Die kaiserlichen Armeen zerstreueten sich über das ganze Gebiet der alliirten Fürsten, und brachten allenthalben Entsezen und Verzweifelung mit sich. Christian,

ausser Stand, ihnen Widerstand zu leisten, war genötiget, sich in seine eigenen Staaten zurük zu ziehen. Aber Tilly und Wallenstein, deren vereinigte Macht nun unwiderstehlich geworden, folgten ihm auf dem Fusse, und bemächtigten sich des ganzen Herzogtums Holstein.

Diese unglüklichen Begebenheiten wurden noch mehr verbittert durch den Tod des braven Mansfeld, den Christian mit Recht seinen rechten Arm nannte, und als die vornehmste Stüze aller seiner Hofnungen in Deutschland betrachtete. Bei dem allen verlies ihn seine Standhaftigkeit nicht: er bereitete sich mit unerschütterlichem Muth und heiterm Sin, den beiden fürchterlichen Feinden, die in seine Staaten eingedrungen waren, den weitern Fortgang streitig zu machen. Aber er war nicht vermögend, seinen Landesleuten eben den Geist von Unerschrokkenheit einzuflössen, der ihn belebte. Die Dänische Reichsversamlung geriet in Schrekken über die furchtbaren Armeen, welcho ganz Holstein überschwemmet hatten, und Miene machten, in Jydland einzudringen, und alles, was Dännemark auf dem festen Lande besas, an sich zu reissen. Sie stelte Christian die gefährliche Lage, worin das Königreich sich befände, und die Unmöglichkeit

lichkeit vor, der kaiserlichen Macht fernern Widerstand zu leisten.

Aber Christian war bestimt, eine ungleich grössere Kränkung zu erleben. Nachdem er seine Truppen wieder gesamlet, und sie gegen den Feind geführt hatte, ergrif sie bei Tillys Annäherung ein solches panisches Schrekken, daß sie schaarenweise die Flucht ergriffen, und ihn in einem völlig hilflosen Zustande liessen. In dieser traurigen Lage wagten die Stände von Dännemark, zwischen ihrem Könige und dem Kaiser ins Mittel zu treten: sie baten ihn um Gnade in Ausdrükken, die nur zu sehr von Muthlosigkeit und Niedergeschlagenheit zeugten (1627). Das kaiserliche Ministerium betrug sich bei dieser Gelegenheit mit seinem gewohnten Stolz und Uebermuth, und lies die Dänen volkommen fühlen, daß sie durch diese fruchtlose und demüthigende Bitte sich selbst erniedriget hätten.

Christian wuste sehr wohl, daß Suppliken und Vorstellungen bei diesem unerbitlichen Hofe nichts fruchteten: er fing daher die Kriegs-Unternehmungen von neuem mit unermüdetem Eifer an (1628). Er drang in seine Bundesgenossen, ihn mit Nachdruk und ohne Aufenthalt

zu unterstüzen, und überzeugte sie, daß es jezt mehr als je nothwendig wäre, mit Einmüthigkeit und Herzhaftigkeit zu handeln. Er ging ihnen mit seinem Beispiele vor, und grif die Feinde an verschiedenen Orten mit glüklichem Erfolg an. Dies wekte den Muth seiner Soldaten wieder: sie thaten nun den Kaiserlichen bei verschiedenen Gelegenheiten, und insonderheit bei Glükstadt nachdrüklichen Widerstand. Dieser Ort war von den Feinden belagert worden; sie wurden aber daselbst so tapfer empfangen, daß sie nach einem sehr schweren Verlust sich genötiget sahen, wieder abzuziehen. Durch dieses Wiederlächeln des Glüks mit neuem Muth belebet, drang Christian an der Spize einer auserlesenen Anzal Truppen abermals in Deutschland ein. Er that einen Einfal in Pommern, und eroberte einige wichtige Oerter. Aber dieses Glük war nur vorübergehend. Die Oesterreichischen Heere griffen ihn bald in grösserer Anzal an. Nach einem langen und verzweiflungsvollen Widerstande muste er sich alles wieder entrissen sehen, was er in der erstern Hälfte dieses Feldzuges dem Feinde abgenommen hatte.

Christian lies demungeachtet den Muth nicht sinken, und suchte mit seiner gewöhnlichen Thätigkeit

tigkeit den Fortgang seiner Gegner zu hemmen. Er überzeugte sie durch die lebhaften Anstalten, die er allenthalben traf, daß es ihnen ungeachtet der Ueberlegenheit ihrer Heere, und des glüklichen Fortganges ihrer Waffen dennoch sehr schwer fallen dürfte, ihn dahin zu bringen, daß er sich den Bedingungen unterwürfe, welche sie ihm auflegen zu können sich geschmeichelt hatten. Christian befand sich zwar sehr in der Enge, aber er hatte eine fruchtbare Erfindungskraft, die ihm allezeit neue Rettungsmittel an die Hand gab. Es war ihm auch nicht unbekant, daß verschiedene von denen, welche sich mit gröster Wärme für Oesterreichs Sache zu interessiren schienen, ingeheim den schnellen Anwachs der Macht dieses ehrgeizigen Hauses mit besorgten Blikken betrachteten. Auf diese Kentnis der wahren Lage seines Feindes stüzte er sich, und zeigte in seinem Betragen so viele Festigkeit, daß die kaiserliche Partei ihren Herrn ersuchte, dem Könige von Dännemark und den Fürsten, die mit ihm verbündet waren, Vorschläge zum Vergleich zu thun. Der Kaiser bildete sich ein, daß er die Artikel nach seinem Gefallen würde vorschreiben können, und gab ohne Bedenken seine Einwilligung zu Eröfnung der Unterhandlung.

Lübek ward zu dem Orte der Zusammenkunft ausersehen: und nicht lange, so erschienen daselbst Bevolmächtigte von beiden Parteien. Aber die Forderungen des kaiserlichen Hofes waren, wie man erwartet hatte, so überspant und so vol von Uebermuth, daß Christians Minister, von dem Geiste ihres Herrn beseelet, sich weigerten, sie zu unterschreiben. Christian schrieb selbst an verschiedene Glieder des protestantischen Bundes in Ausdrükken voller Entschlossenheit und Festigkeit, und versicherte sie mit wahrhaft königlichem Edelmuth, daß er sich lieber mit ihnen jeder Gefahr aussezen, als den Forderungen des Feindes unterwerfen wolte. Das entschlossene Betragen des Dänischen Monarchen und seiner Bevolmächtigten gereichte seiner Sache eben so sehr zur Ehre als zum Nuzen. Die kaiserlichen Minister liessen von den strengen Forderungen, worauf sie anfänglich bestanden, vieles nach. Der Friedenstraktat war zwar im Ganzen ungemein vorteilhaft für das Haus Oesterreich: wenn man aber das bisherige stete Glük seiner Waffen, und die erstaunende Vergrösserung seiner Kräfte und Macht in Erwägung zieht, so kan man mit Recht behaupten, daß Christian keinen unrühmlichen Frieden schlos, da er alles wieder erhielt, was ihm abgenommen war.

Dieser Frieden schenkte zwar den Dänischen Staaten wieder Sicherheit: aber die schreklichen Plünderungen und Verwüstungen, welche von den kaiserlichen Armeen verübet worden, hatten sie in einen äusserst melancholischen Zustand versezt. Alle Früchte der langen Ruhe, die vor diesem Kriege herging, waren gänzlich vernichtet, insonderheit in den deutschen Provinzen, wo Christian mit vorzüglicher Sorgfalt Handlung und andere nüzliche Anstalten befördert hatte. Um diesen Verlust zu ersezen, erteilte der König denjenigen verschiedene Vorrechte, welche die Einrichtungen, die er zu dem Endzwek gemacht hatte, wieder herzustellen und in Aufnahme zu bringen suchten. Zu ihrem Besten legte er eine Abgabe auf die Schiffe, welche in die Elbe, an deren Mündung diese Werke lagen, einliefen (*).

Dies Verfahren war allerdings ungerecht, ob es gleich wahrscheinlich nur aus Irtum flos, und verwikkelte den König in neue Streitigkeiten (1630). Die reiche und mächtige Stadt Hamburg

*) Vermutlich meint der Verf. hier die Festung Glükstadt, welche einige Jahre vor dem Kriege angeleget, und zum Stapelplaz der neu errichteten Isländischen Handelsgesellschaft gemacht ward.

burg lag in der Nähe dieser Niederlassungen. Ihre Regierung betrachtete dieselben natürlich mit eifersüchtigem Auge, weil sie ihrer Handlung nicht anders als nachteilig seyn konten. Sie erstikte zwar anfänglich ihren Unwillen über diese ihr so unangenehme Anstalt: als aber Christian sich das Recht anmaassete, von den nach Hamburg bestimten Schiffen Abgaben zu heben, konte sie sich nicht länger halten. Man betrachtete dies als eine Handlung der Oberherrschaft, wozu Christian gar kein Recht hätte, und die vielmehr eine offenbare Verlezung der Gerechtsame ihrer Stadt wäre (*).

Abee Christian war, so wie verschiedene seiner Vorweser, keineswegs gesonnen, die gänzliche Unabhängigkeit der Stadt Hamburg zu erkennen. Er bestand in sehr gebietrischem Tone auf die Rechtmässigkeit und Schiklichkeit seines Unternehmens, und behauptete seine Oberherrlichkeit über diese Stadt in sehr kräftigen und entscheidenden Ausdrükken. Von gegenseitigen Beschwerden kam es bald zu offenbarer Gewalt-

 thä-

*) Die Hamburger hatten von dem Kaiser einen so genanten Elbfreiheitsbrif erhalten, vermöge dessen keine Schanzen und Zölle an der Elbe angeleget werden und keine Kriegsschiffe in derselben erscheinen solten.

thätigkeit. Ungeachtet verschiedene von den Hansestädten ins Mittel traten, so beschlos Christian dennoch, die Unverschämtheit der Hamburger, wie er sich ausdrükte, in Person zu züchtigen. In dieser Absicht rüstete er eine furchtbare Flotte aus, womit er sich sogleich in die Mündung der Elbe legte. Hier sties er auf die hamburgische Flotte, und zwang sie nach einem sehr hartnäkkigen Gefecht, sich mit beträchtlichem Verlust weiter hinauf in den Flus zu ziehen. Dieses gute Glük suchte er mit gröster Lebhaftigkeit und Geschwindigkeit zu nüzen. Er sezte eine beträchtliche Anzal Truppen ans Land, und machte Anstalten, Hamburg förmlich zu belagern. Allein von diesem Vorhaben ward er durch verschiedene Umstände abgezogen, welche damals eintraten, und ihn bewogen, seine Maasregeln zu ändern, und seine Aufmerksamkeit anders wohin zu wenden (*).

Gustaf

*) In Gebhardis Erzälung in d. 2. Th. seiner Geschichte S. 989. 90. erscheint des Königs Betragen in einem ganz andern Lichte. Die Hamburger hatten ausser einem sogenanten Convoygelde für jedes von dort die Elbe hinunter gehende Schif einen neuen sehr hohen Salz-Zol eingeführet, und trieben ihn nicht nur von den königlichen Unterthanen, sondern sogar von des Königs eigenen Gütern ein.

Gustaf Adolf war in Deutschland eingerükt. Dieser grosse Eroberer hatte einen so schnellen und unerwarteten Fortgang gemacht, daß er jezt durchgängig als der Held betrachtet ward, der bestimt wäre, den Hochmuth des Hauses Oesterreich zu beugen, und die Freiheit des Römischen Reichs und die Rechte der protestantischen Partei wieder herzustellen, welche beide durch den Despotismus und die Grausamkeiten dieser tirannischen und abergläubigen Familie verlezet und unter die Füsse getreten waren. Die erstaunlichen Fortschritte des Schwedischen Monarchen hatten die Hofnung und den Muth der Union, die unter Christians Anführung so unglüklich gewesen war, aufs neue belebet. Die Fürsten und Stände, aus welchen sie bestand, entschlossen sich, noch einmal ihr Schiksal unter dem neuen

ein. Christian verlangte die Aufhebung dieser Abgabe; da aber der Rath nicht darauf achtete, brauchte er Repressalien und legte zu Glükstadt einen Zol blos für die Schiffe an, die nach Hamburg hinauf nnd von dort hinunter segelten. Die Hamburger griffen nach einigen fruchtlosen Vorstellungen zu den Waffen, und suchten mit Gewalt den Zol abzuschaffen und Glükstadt zu zerstören, welches den König nötigte, ihnen mit einer Flotte entgegen zu gehen. Uebrigens fielen damals ausser der hier erwähnten Schlacht keine weitere Feindseligkeiten vor: die Belagerung, deren der Verf. gedenkt, ist etwa 10 Jahre jünger.

Führer zu versuchen, den das Glük zu ihrem Beistande gesendet zu haben schien. Sie versammelten sich in dieser Absicht zu Hamburg, gerade zu der Zeit, als der Zwist zwischen dieser Stadt und dem Könige von Dännemark ausbrach. Vielleicht war es diesem Monarchen nicht unangenehm, daß er einen so scheinbaren Vorwand bekam, eine Unternehmung fahren zu lassen, von welcher er nach aller Wahrscheinlichkeit wenig Ehre und Nuzen eingeerndtet haben würde. Er ergrif demnach diese schikliche Gelegenheit, und stelte wegen der Anwesenheit seiner alten Bundesgenossen alle Feindseligkeiten gegen Hamburg ein. Der Zwist ward auch, zum Theil durch ihre Vermittelung, für diesesmal beigeleget; und er selbst lies sich bewegen, die Absichten der Zusammenkunft zu befördern (1631).

So vielen Eifer aber auch Christian für eine Sache zeigte, für welche er so viel gelitten hatte, so quälte ihn doch die Erinnerung, daß er einst an der Spize dieses Bundes gestanden, daß er ihn mit in sein unglükliches Schiksal hineingezogen hätte, und daß jezt ein mehr fähiger und glüklicher Anführer an seine Stelle gesezet wäre. Sein Stolz fand sich durch diese Betrachtungen so schmerzlich verwundet, daß er den Ruhm, der

den Schwedischen Monarchen umgab, augenscheinlich mit grossem Widerwillen ansah, ungeachtet dieser Held die gemeinschaftliche Sache aller Protestanten gegen ihren Hauptfeind vertheidigte. Unstreitig war der Neid, den Christian gegen diesen ruhmwürdigen Fürsten hegte, der gröste Flekken in seinem Charakter. Diese unedle Neigung verleitete ihn zu verschiedenen Schritten, welche, fals sie gelungen wären, den edlen Plan vereitelt haben könten, den jener grosse König entworfen hatte, der ein eben so grosser Staatsmann als Krieger war, und sich nichts vorsezte, worin er nicht die Wünsche des weisen und wohldenkenden Theils von ganz Europa für sich hatte.

Die Anhänger des Hauses Oesterreich waren zu scharfsichtig, als daß sie diese neidische Gemüthsstimmung an Christian nicht bemerket und genüzet hätten. Sie nährten sie durch jene verächtlichen aber wirksamen Kunstgriffe, welche man an Höfen so wohl verstehet und so häufig anwendet. Sie erreichten ihren Zwek so gut, daß Christian anfing, die natürlichen und politischen Bande zu vergessen, welche ihn, wo nicht mit Gustaf selbst, doch wenigstens mit der Sache vereinten, für welche er so rühmlich focht. Spa-

niens und Oesterreichs heimliche Abgeordnete wusten in ihm das heftigste Mistrauen gegen den Schwedischen Monarchen zu erregen, und ihm aufs lebhafteste die Gefahr abzumalen, womit ihn die Vergrösserung eines so nahen und beständigen Nebenbulers bedrohen könte. Sie schilderten seine Absichten so, als ob sie auf keine Weise mit Dännemarks Sicherheit bestehen könten. Kurz, sie machten so starken Eindruk auf Christians Gemüth, daß Gustaf selbst über die Veränderung unruhig ward, welche man deutlich in dem Betragen und Gesinnungen dieses Fürsten wahrnahm.

Um ihn gänzlich auf ihre Seite zu ziehen, thaten ihm die Oesterreichischen Minister den Vorschlag, daß sie verschiedene beträchtliche Stifter, welche an seine Staaten grenzten, sequestriren und ihm überlassen wolten. Dies war eine Versuchung, der Christians ehrgeiziger Geist kaum zu widerstehen wuste. Dennoch besas er mitten in dem Tumult der Leidenschaften, welche Nacheiferung und Furcht in seinem Gemüthe erregten, so viel Mässigung, daß er sich nicht eher in ein so bedenkliches Geschäft einlassen wolte, als bis er die Gesinnungen seines Volks über den vorliegenden Fal erforschet hatte. Zu dem Ende berief

er

er eine Nazional-Versamlung, worin die Sache mit aller möglichen Freimüthigkeit und Unparteilichkeit erwogen ward. Der Erfolg war: daß man ihn in den ernstlichsten Ausdrükken ermahnte und bat, sich aller feindlichen Handlungen gegen Gustaf zu enthalten, und nicht sich und sein Reich durch die Verbindung mit Oesterreich in Gefahr zu sezen, da dieses arglistige Haus bei seinen Erbietungen keine andere Absicht hätte, als ihn seinem eignen Vorteile aufzuopfern.

Christian war zwar ein Herr von sehr warmen Temperament und stolzer Gemüthsart: aber äusserlich beobachtete er doch immer eine gelassene und überlegte Zurükhaltung, und wuste seinen Ungestüm zu zähmen, und die Verirrungen, zu welchen Heftigkeit ihn bisweilen fortris, geschwind zu verbessern. Zum Glük für seine Unterthanen fühlte er die Uebereiltheit seines Betragens. Er beschlos daher, es ohne Verzug zu ändern, den Entwürfen, zu welchen er sich von dem kaiserlichen Hofe hatte verleiten lassen, zu entsagen, und die freundschaftliche Verbindung zu erneuern, die zwischen Dännemark und Schweden getroffen war.

Wenn man mit gehöriger Aufmerksamkeit Christians Betragen bei dieser Gelegenheit erwäget, so mus man bekennen, daß es ihm mehr Ehre macht, sich die Befriedigung seiner Neigungen versaget zu haben, sobald er von ihren nachteiligen Folgen überzeuget war, als wenn er nie mit ihnen zu kämpfen gehabt hätte. Es zeigte, daß er eine wahrhaft grosse Seele besässe: denn nichts ist schwerer, als die Aufwallungen einer heftigen und übel verstandenen Begierde zur Nacheiferung zu unterdrükken, und sie des gemeinen Bestens wegen zu Beförderung der Ehre eines Nebenbulers aufzuopfern.

Daß Christian seine günstige Gesinnung für den kaiserlichen Hof so deutlich blikken lies, hatte indessen eine sehr nachteilige Folge. Es erregte Gustaf gegründeten Verdacht; und seitdem wolte er nie wieder einiges Zutrauen auf Christian sezen, ungeachtet dieser ihm häufige Versicherungen von seiner Freundschaft und aufrichtigen Gesinnungen gab. Daher rührte es, daß er mit solcher angenommenen Kälte die Vermittelung des Dänischen Monarchen annahm. Und Schwäche wäre es in der That gewesen, sich auf ihn zu verlassen, da er so augenscheinliche Beweise von seiner Parteilichkeit für das Haus Oesterreich gegeben

ben hatte. Es läßt sich auch nicht in Abrede ziehen, daß Christians Mässigung und Zurükhaltung grossenteils aus Furcht vor Gustaf flossen. Denn er ward gewissermaassen für unüberwindlich gehalten, und drohete jezt in dem Strome unaufhörlicher Siege dem Hause Oesterreich mit gänzlichem Verderben. So lange dieser furchtbare Kriegsheld lebte, entfernte sich Christian nie von der Neutralität, zu welcher er sich anheischig gemacht hatte. Als ihn aber der unerwartete Tod dieses gefürchteten Königs von seinen Besorgnissen befreiete (1632), fing er offenbar an, die Absichten wieder hervor zu suchen, welche er vor der Zeit ingeheim geheget hatte.

Das Herzogtum Bremen war schon bei einer andern Gelegenheit seinem Ehrgeize zur Lokspeise vorgehalten worden. Jezt lies er sich aufs neue dadurch reizen, noch einmal auf dem Krieges-Schauplaze zu erscheinen: er beschlos nämlich, die günstige Gelegenheit zu nüzen, da die Schweden die merkwürdige Niederlage bei Nördlingen litten (1634). Seine Absicht ging dahin, jene Provinz an sich zu bringen, und seinen Sohn Fridrich unter dem Vorwande in den Besiz derselben zu sezen, daß er in diesen Zeiten algemeiner Raubsucht und Verwirrung die Regierung

des

des Landes verwalten und die Einkünfte erheben solte. Schwedens Glük überlebte indes seinen Monarchen. Des Verlustes jener unglüklichen Schlacht ungeachtet betrugen sich die Schwedischen Generals mit der grösten Klugheit und Entschlossenheit; und nach einigen Jahren (1636) hatten sie wieder ein so starkes und entscheidendes Uebergewicht über die Kaiserlichen erhalten, daß Christian es nicht rathsam fand, zu Ausführung seines Lieblings-Vorhabens zu schreiten (*).

Als dieser Entwurf mislang, ward ihm ein anderer vorgelegt, der von sehr sonderbarer Beschaffenheit war: allein seine tief gewurzelte Abneigung gegen Schweden verleitete ihn, sich gegen alle Regeln der Klugheit und Wahrscheinlichkeit in denselben einzulassen. Der Spanische Hof hatte schon lange Christian zu bewegen gesucht, daß er auf seine Seite treten mögte, und hatte zu dem Ende alle Gründe hervorgesucht, welche einigen Eindruk auf diesen Monarchen machen konten. Es war den Spaniern nicht unbekant,

daß

*) Diese Erzälung ist zum Theil ganz verkehrt. Prinz Fridrich war kurz nach der Nördlinger Schlacht zum Erzbischof von Bremen erwälet worden, gelangte aber erst im Jahr 1636 zum Besiz desselben durch einen Vergleich mit den Schweden, welche das Land inne hatten.

daß Christian eben so sehr als sie selbst nach der Demüthigung zweier Mächte dürstete, gegen welche sie beide eine festgewurzelte Feindschaft hegten. Schweden war ohne Zweifel der Hauptgegenstand von dem Widerwillen des Dänischen Königs: aber die Republik Holland war ihm beinahe eben so verhaßt, weil sie sich seinen verschiedenen Versuchen, ihren Handel in der Ostsee zu beschweren, und die Abgaben, welche die durch den Sund segelnden Schiffe entrichten musten, zu erhöhen, mit so grosser Entschlossenheit widersezet hatte. Es wirkten aber noch mehrere Ursachen zu dieser Abneigung gegen die Holländer. Sie waren fest bei ihrem Bündnisse mit Gustaf geblieben, und waren insonderheit behilflich gewesen, die Schwedische Seemacht auf einen guten Fus zu sezen. Sie hatten bei jeder Gelegenheit die gröste Bereitwilligkeit gezeigt, die Hansestädte in ihren Klagen über Dännemark zu unterstüzen. Kurz, sie hatten jeden Anlas begierig ergriffen, Christians politische Entwürfe zu durchkreuzen. Alles dies hatte ihn in so hohem Grade gegen sie erbittert, daß er kaum ihren Namen nennen hören mogte, und oft einen Widerwillen und eine Heftigkeit gegen sie blikken lies, die eben nicht königlich und der Majestät seines Charakters unwürdig waren. Man darf sich daher

her nicht wundern, daß er einem Entwurfe Gehör gab, von welchem er sich die Erfüllung seines heissesten langgenährten Wunsches, nämlich die Vernichtung der beiden Staaten versprach, die er so lange als seine geschwornen Feinde betrachtet hatte.

Der Plan, den Spanien entwarf und Christian annahm, war, erst Schweden anzugreifen und zu erobern. Dann, glaubten sie, würde es keine Schwierigkeit finden, die Holländer ganz von der Ostsee auszuschliessen. Hiedurch würden ihnen alle Mittel abgeschnitten werden, Flotten zu bauen und auszurüsten. Die Vernichtung ihres Handels und ihrer Seemacht würde hievon eine nothwendige Folge seyn; dieser Quelle ihrer Grösse beraubt würden sie in kurzer Zeit in den Zustand der äussersten Schwäche herabsinken, und sich endlich genötiget sehen, sich ihren alten Herren zu unterwerfen (*).

Dem

*) So abentheuerlich dieser Plan nach des Verfassers eigenem Urteile ist, so wenig läßt sich durch giltige historische Beweise darthun, daß Christian so etwas im Sin gehabt habe. Slange hat vielmehr in der Geschichte dieses Königes gezeiget, daß der ganze Entwurf eine leere Erdichtung des herzoglich Gottorfischen Be-

Dem Spanischen Hofe lag diese Angelegenheit eben so sehr am Herzen, als Dännemark. Er ward damals von einem Manne regieret, der bis dahin seinem Posten so vorgestanden hatte, daß man in ihm den Mann von Talenten nicht verkennen konte. Dies war der berühmte Olivarez, der so lange der Günstling und unumschränkte Beherrscher des Spanischen Königs Philip IV gewesen ist. Von dem Anfange seiner Regierung an hatte dieser Monarch sein ganzes Zutrauen auf ihn gesezet, und ihm die oberste und uneingeschränkte Verwaltung aller Angelegenheiten in seinen weitläuftigen Staaten übertragen. Olivarez glich Christian in verschiedenen Rüksichten. Unternehmend wie er, beharrte er mit eiserner Hartnäkkigkeit troz allen Schwierigkeiten auf die Ausführung dessen, was er einmal angefangen hatte: seine feurige Einbildungskraft war nicht minder fertig, vielumfassende Entwürfe zu schmieden, und eben so leicht schmeichelte sich sein sanguinisches Temperament mit Hofnungen eines glüklichen Erfolgs. Diese schädliche Gemüthsstimmung war grossenteils schuld an dem manich-

Bedienten Reusner gewesen, der wegen gewisser betrieglicher Handlungen nach Schweden flüchten muste.

nichfaltigen Elend, das die beiden Monarchien traf, die von ihnen regieret wurden.

Um den ungeheuren Entwurf, den sie gemacht hatten, ohne Verzug ins Werk zu richten, trafen sie so wirksame Anstalten, als ihre übrigen Angelegenheiten verstatteten. Ungeachtet die Spanische Seemacht sich in äusserst schwachem Stande befand, so wendete Olivarez doch so ausserordentliche Bemühungen an, daß er eine Flotte in See stellete, die ganz Europa staunen machte: denn man hatte schon lange in den Gedanken gestanden, daß Spanien ganz unfähig wäre, eine furchtbare Rolle auf dem Ozean zu spielen. Die Staaten von Holland wurden vorzüglich dadurch beunruhiget, und unterliessen nicht, sich ungesäumt in Vertheidigungsstand zu sezen: denn sie fürchteten nicht ohne Grund, daß diese gewaltigen Rüstungen gegen sie gerichtet wären. Sie wusten nichts von der wahren Bestimmung der Flotte, welche dahin ging, sich mit der gesamten Seemacht von Dännemark zu vereinigen, und gerade nach Stokholm zu segeln. Die auserlesensten Truppen des Spanischen Reichs wurden zu diesem Seezuge eingeschiffet. So gros war die Hofnung, die Olivarez, sein Monarch und seine Nazion von dieser Rüstung heg-

hegten, daß sie keine Kosten scheueten, zu Bemannung der Flotte die bravsten und erfahrensten Seeleute und die geschiktesten Land-Offiziere zu bekommen, und daß die Blüte des Spanischen hohen und niedern Adels sich in grosser Anzal und mit dem grösten Eifer anbot, bei dieser wichtigen Gelegenheit freiwillige Dienste zu thun.

Diese furchtbare Flotte lief endlich unter dem Kommando des Herzogs von Oquendo aus. Dieser Herr war allerdings ein tapferer und erfahrner General; aber auf dem Elemente, auf welchem er jezt fechten solte, war er bei weitem nicht dem Gegner gewachsen, den er vor sich fand. Dies war der berühmte Tromp; einer der grössesten Seehelden, die Holland oder irgend ein anderes Land gezeuget haben. Er hatte sich bereits durch verschiedene tapfere Thaten einen Namen erworben, und ward mit gutem Grunde ausersehen, die Ehre und Sicherheit seines Vaterlandes in dieser kritischen Lage zu vertheidigen. Beide schwebten jezt in gleicher Gefahr, und die Augen von ganz Europa waren gegenwärtig eben so sehr auf Spaniens Bewegungen geheftet, als ein halbes Jahrhundert zuvor, da sein Monarch Philip II. England zu unterjochen versuchte.

Diese beiden fürchterlichen Flotten stiessen gerade in den Gewässern auf einander, welche in jenem Zeitpunkte der Spanischen Seemacht so verderblich geworden. Jezt traf sie abermals dasselbe Schiksal. Von beinahe siebzig Kriegsschiffen entkamen nur acht: alle übrigen wurden von den Holländern erobert oder zerstöret. Kurz, es war der volständigste und glorreichste Sieg, den diese Nazion je zur See erfochten hatte. Auch die Folgen dieses Sieges waren gerade die nämlichen, wie unter der Regierung der Königin Elisabet. Die stolzen Erwartungen der Spanier schwanden mit einemmale: ihre Entwürfe wurden augenbliklich zertrümmert, und es blieb ihnen sogar nicht die mindeste Hofnung, sie je wieder hervorsuchen zu können. Von dieser Epoche an ist der gänzliche Verfal der Spanischen Seemacht unter den Königen aus dem Oesterreichischen Hause zu rechnen. Sie blieb seitdem immer in dem Zustande der äussersten Schwäche und Geringschäzung, bis sie unter der Ministerschaft des Kardinals Alberoni ihr Haupt wieder empor hob. Dies geschahe aber erst nach der Zeit, als die Kriege wegen der Erbfolge zu der Spanischen Krone geendiget waren, und das Haus Bourbon ruhigen Besiz von dem Throne genommen hatte.

Mit-

Mitlerweile machte Christian fürchterliche Kriegs-Rüstungen, um die Spanier zu unterstüzen, und nach ihrer Ankunft Schweden zu Wasser und zu Lande anzugreifen. Er vermehrte seine Flotte und seine Armee, und harrte auf sie mit äusserster Ungeduld, als er die Nachricht von ihrer Niederlage erhielt. Dies vernichtete den ganzen Entwurf, an dessen Ausführung er mit solchem Eifer gearbeitet hatte, und nun fing er an, Friedens-Gedanken zu hegen. Allein das Schwedische Ministerium hatte Kundschaft von den verderblichen Absichten bekommen, welche er gegen sie im Sin gehabt hatte, und es beschlos, sich die volständigste Genugthuung zu verschaffen. Dieses Vorhaben ward mit der grösten Verschwiegenheit betrieben. Christian stand in den Gedanken, daß die Schweden von seiner Verbindung mit Spanien nichts wüsten: er suchte daher den Zwist in der Güte beizulegen, und schikte zu dem Ende Bevolmächte nach dem Congres, der zu Osnabrük gehalten ward, um an einem algemeinen Frieden zwischen den kriegführenden Mächten zu arbeiten. Die Schweden bedienten sich seiner Unbesorgtheit, einen plözlichen Einfal in das Herzogtum Holstein zu thun, (1653) dessen beide Regenten, (der König und der Herzog Fri-

 drich

drich von Gottorp) damals in genauer Verbindung mit einander standen.

Dieser Feldzug geschahe unter Anführung des Torstenson, eines Generals, der unter Gustaf Adolf gebildet worden, und ein würdiger Schüler dieses grossen Meisters war. Die Däneu waren nicht im Stande, den Schweden, die unter den Befehlen eines so grossen Generals fochten, Widerstand zu leisten. Er bemächtigte sich der Herzogtümer Holstein und Schleswig, und drang bis in Jydland vor. An der Schwedischen Seite der Dänischen Staaten ward der Krieg mit eben dem Nachdruk geführet. Der berühmte Horn, ein anderer Zögling von Gustaf, that einen Einfal in Schonen (1644), und trieb die Dänen, welche auf einen so schleunigen Angrif gar nicht vorbereitet waren, äusserst in die Enge.

Mitten in diesen unerwarteten Einbussen zeigte Christian die unerschüttertste Standhaftigkeit. Mit der grösten Kaltblütigkeit und Gegenwart des Geistes gab er Befehle und Anweisungen zu Verstärkung unterschiedener Oerter, welche von den Schweden angegriffen waren. Er that mehr als irgend ein Mann in seinen Staaten,

ten, und hemmte durch zwekmässige Anstalten den Fortgang des Feindes. Der gefährlichen Lage ungeachtet, worin er sich befand, fassete er doch einen Entschlus, der ganz das Gepräge von der Grösse der Seele führte, die stets in den schwierigsten Vorfällen sein unterscheidender Charakter gewesen war: er beschlos, in Person die Schwedischen Staaten zum Schauplaz des Krieges zu machen.

Nachdem er sein Reich mit allem, was zu einer lebhaften Vertheidigung erforderlich war, versorget hatte, so verlies er dasselbe und segelte mit einer furchtbaren Flotte nach Gothenburg; eine Stadt, welche in Betracht ihres Reichtums und Handels nächst Stokholm die wichtigste in Schweden ist. Sie war von Karl IX, dem Vater des grossen Gustaf Adolf, in den ersten Jahren von Christians Regierung erbauet worden: er pflegte auch daher zu sagen, so wie er ihre Kindheit gesehen habe, so hoffe er auch noch ihr Ende zu erblikken. Er grif sie mit so vielem Nachdruk und so grosser Hofnung eines glüklichen Erfolges an, daß Horn genötiget ward, seine Absicht, Schonen zu erobern, fahren zu lassen, und in aller Geschwindigkeit zu Gothenburgs Entsaz herbei zu eilen. Aber ungeachtet

der Tapferkeit und Geschiklichkeit dieses Generals würde Christian seine Unternehmung gegen diese Stadt dennoch glüklich ausgeführet haben, wenn nicht die Holländer ein ansehnliches Geschwader zu ihrem Beistande abgesendet hätten. Es kam gerade zu rechter Zeit, die Hofnungen des Dänischen Monarchen zu vereiteln, der nun seinerseits genötiget ward, sich vertheidigungsweise zu verhalten. Er that dies mit so grosser Thätigkeit und Wachsamkeit, daß die Schweden der Hilfe ihrer Niederländischen Bundesgenossen ungeachtet nicht im Stande waren, irgend eine von den Unternehmungen, welche sie gegen die Dänischen Inseln wagten, auszuführen. Im Gegentheil suchte Christian an der Spize seiner Flotte die Schwedische auf. Er fand sie und grif sie mit der edelsten Unerschrokkenheit an. Nie befand sich Christian in so drohender Lebensgefahr: ein Splitter von einem Balken des Schiffes verwundete ihn im Auge, und eine Kanonkugel streifte seinen Kopf. Aber dennoch blieb er auf dem Verdek, und sezte das Gefecht fort, das sich zu seinem Vorteil endete. Der Feind zog sich in den Hafen von Kiel zurük: Christian schlos ihn daselbst ein, und sezte eine Anzal Truppen an Land, welche sich auf einer Anhöhe, die den Hafen bestrich, verschanzte. Hier pflanzten sie eine

Batterie auf, welche in der Schwedischen Flotte grosse Verwüstung anrichtete: aber ihr Hauptverlust war der Tod des Admirals Flemming, des besten See-Offiziers, den die Schweden besassen, und der von dem grossen Gustaf ungemein geschäzet ward.

Aber dieser Vorteile und einiger anderer zu Lande ungeachtet, war doch das Kriegsglük im Ganzen gegen Dännemark. Christians Sohn Fridrich ward in dem Herzogtum Bremen von Königsmark, einem Schwedischen Generale, von grossem Verdienst gänzlich aufs Haupt geschlagen. Die Hilfs-Truppen, welche der Kaiser nach Jydland schikte, richteten ebenfals nichts aus, und wurden durch Torstensons kluges Verhalten gezwungen, sich wieder zurük zu ziehen.

Inzwischen hatten die Holländischen und Schwedischen Flotten sich vereiniget, und waren dadurch den Dänen sehr überlegen geworden. Sie suchten daher die leztern auf. Zum Unglük für die Dänen war ihre Seemacht zerteilet. Die ganze vereinigte Macht des Feindes fiel auf ein Dänisches Geschwader, welches zwar an sich von beträchtlicher Stärke, aber doch weit schwächer

als die feindlichen Flotten war. Sie umringte und grif es von allen Seiten an. Die Dänen leisteten tapfern und entschlossenen Widerstand, wurden aber endlich gezwungen, der überlegenen Anzal zu weichen. Von dem ganzen aus siebenzehn Schiffen bestehenden Geschwader entkamen nicht mehr als zwei. Aber der Sieg kam den Feinden theuer zu stehen. Die alliirte Flotte ward so beschädiget, daß sie lange Zeit still liegen muste, um sich auszubessern. Dies und die Annäherung des Winters hinderten sie, sich den erfochtenen grossen Sieg zu Nuzen zu machen: und Christian gewan dadurch Zeit, sich einigermaaßen zu erholen.

Mit der grösten Geschwindigkeit und Sorgfalt sezte er alle Oerter in den Stand, daß sie den Angrif des siegreichen Feindes aushalten konten. Aber ungeachtet aller seiner Bemühungen fand er doch bald, daß Frieden allein ihn retten könte. Die Schweden hatten in dem nächstfolgenden Frühjahre (1645) eine furchtbare Flotte auslaufen lassen. Die Holländer waren im Begrif, mit einer Flotte von funfzig Segeln zu ihnen zu stossen. Dännemark hatte dagegen der Seemacht dieser beiden Nazionen kaum dreissig Schiffe entgegen zu stellen. Diese Betrachtungen bewogen den Dänischen

schen Monarchen, sich die angebotene Vermittelung der Krone Frankreich gefallen zu lassen. Dieses Reich wünschte einen Vergleich unter den beiden Nordischen Mächten zu bewirken, damit Schweden um so mehr freie Hände hätte, den Krieg gegen den Kaiser fortzusezen, nach dessen Demüthigung beide Staaten mit gleichem Eifer trachteten.

Endlich kam der Frieden zu Stande (1645), aber unter Bedingungen, welche für Christians stolzen Geist äusserst kränkend waren. Dieser Monarch, dessen Alter jezt nahe an siebzig Jahre gränzte, hatte noch das ganze Feuer und allen Ungestüm seiner Jugend. Keine Unternehmung, von was für Beschaffenheit sie auch seyn mogte, konte ihm Furcht einjagen, oder die Thätigkeit seines Geistes dämpfen. Nicht ohne den bittersten Kummer sahe er sich jezt gezwungen, seine kriegerische Hize zu mässigen, und der Nothwendigkeit zu weichen, damit sein Reich vor gänzlichem Verderben bewahret würde. Nichts als dieser Grund hätte ihn bewegen können, die Bedingungen, welche man ihm vorschrieb, einzugehen, und Schweden die Provinzen Halland, Jämteland und Herjedal abzutreten. Sie waren alle drei von grossem Umfang und von gros-

ser Wichtigkeit. Insonderheit war die Lage der erstern ungemein vorteilhaft für die Handlung: sie erstrekte sich längst der westlichen Küste von Schweden, und verband die Dänischen Besizungen, die der Ostsee gegen Norden lagen, mit dem Königreich Norwegen. Der empfindlichste Verlust war jedoch die Abtretung der Insel Gotland, die in der Mitte der Ostsee liegt, und für die Schiffart auf diesem Meere äusserst wichtig ist. Sie war unter der Regierung der berühmten Margarethe, Waldemars III Tochter, an Dännemark gekommen, und seitdem stets in dänischen Händen geblieben, ungeachtet die Schweden öftere Versuche machten, sie wieder zu bekommen. Alles dieses waren ungemein kränkende Umstände für Christians hohen Geist. Sie wurden noch schmerzhafter durch die Erinnerung, daß er diesen lezten Krieg mit den schönsten Aussichten eines glüklichen Erfolges unternommen hätte, da Schwedens Angelegenheiten sich in einer so mislichen Lage befanden (*).

Die

*) Der lezte Gesichtspunkt mögte wohl nicht für richtig gelten können. Es läßt sich nicht behaupten, daß die Schweden sich bei dem Ausbruch des Dänischen Krieges in einer mislichen Lage befanden. Sie waren vielmehr nie glük-licher

Die Betrachtung seines unglüklichen Schiksals verbitterte den Ueberrest seines Lebens ausserordentlich. Auch wider seinen Willen stelten sich seinem Gemüthe Dännemarks blühender Zustand bei seiner Thronbesteigung, die Macht, welche es in der Ostsee besas, und der Einflus, den es auf alle seine Nachbaren hatte, vor. Er hatte einst gesehen, daß die ganze Handlung Europens durch den Sund sich Dänischen Vorschriften unterwerfen muste, und erinnerte sich der Zeit ganz wohl, da Schweden unstreitig ein minder mächtiges Reich war, als das seinige. Aber er hatte gelebt, um erstaunende Veränderungen zu sehen. Die Holländer, die er vorhin nach Gefallen lenken konte, waren nun eben so unversöhnliche als gefährliche Feinde geworden. Schweden, worüber Dännemark so lange das Haupt zu erheben gewohnt gewesen, war jezt zu einer Ueberlegenheit empor gestiegen, die ihm die äusserste Unruhe

licher als unter Torstensons Anführung. Dännemark war hingegen in einer schlechten Verfassung. Die Festungen, die von den Lehnsmännern aus Furcht vor Vermehrung der königlichen Macht vernachlässiget worden, waren ohne Besazung und von allem entblösset; das Land stand allenthalben offen, und keine oder wenige Truppen waren da, die dem Fortgang des Feindes hemmen konten.

ruhe erwekte. Anstat, wie in vorigen Zeiten, blos vertheidigungsweise zu gehen, und zu dulden, daß ihr Land unaufhörlich der Schauplaz von Feindseligkeiten und Verwüstungen wäre, hatten die Schweden ihre siegreichen Waffen bis in die Mitte seiner Staaten verpflanzet, und ihn der bessern Hälfte des Dänischen Reichs beraubet.

Jezt war er volkommen überzeugt, daß es, um die Wunden seines Landes zu heilen, nothwendig wäre, Ruhe zu erhalten. Er fast daher den Entschlus, sich durch keine Veranlassung zu fernern Streitigkeiten hinreissen zu lassen, bis der Zustand seines Reichs ihm erlauben würde, ein günstigeres Schiksal zu hoffen. Sein hohes Alter verstattete ihm jedoch nicht, der Hofnung nachzuhängen, daß er diese bessern Zeiten erleben würde. Alles was er thun konte, war, daß er seine Unterthanen durch sein Beispiel ermunterte, mit unermüdeter Sorgfalt die erlittenen Unfälle zu ersezen.

In diesem heilsamen Werke fuhr er der Last des Alters ungeachtet bis an seinen Tod mit allem ersinlichen Eifer fort. Lebhaft und wachsam, wie in der Blüte seiner Jahre, verab-

säum-

absäumte er keine Gelegenheit, seine Staaten in die bestmöglichste Verfassung zu sezen: denn er wünschte, nach seinem Tode alles in so gutem Stande zu hinterlassen, als es die Umstände erlauben würden.

So war das Ende von Christians IV Regierung beschaffen. Der Charakter dieses berühmten Fürsten läßt sich in den wenigen Zügen darstellen, daß er einer der verdienstvollesten Monarchen seiner Zeit war, ungeachtet er dem Lächeln des Glüks nur wenig zu danken hatte. Seine ganze Regierung, die längste in der dänischen Geschichte, ist eine beinahe ununterbrochene Reihe wichtiger Thaten. Mannichfaltig waren die Unternehmungen, die er zum Besten seiner Staaten theils selbst ausführte, theils durch seinen Schuz begünstigte; mannichfaltig die Entwürfe, die er zur Ehre seiner Krone machte. Was zu diesen Endzwekken irgend beitragen konte, war ihm immer vorzüglich wichtig. Ungeachtet seine Regierung mit manchen unglüklichen Vorfällen durchflochten war, so hielt doch sein Charakter die Probe des unfreundlichen Schiksals, und zeigte sich stets über Widerwärtigkeiten erhaben. Unerschüttert und standhaft in Verfolgung dessen, was er für schiklich und seiner würdig hielt, be-

trug

trug er sich bis an sein Ende mit unüberwindlichem Muth und Kraft, und starb mit dem Ruhm, der denjenigen gebührt, die ihren Posten mit Würde bekleiden.

Dännemark genos unter seiner Regierung lange Zeit eines sehr blühenden Zustandes. Im Ganzen war er zwar in seinen auswärtigen Unternehmungen mehrenteils unglüklich: aber seine Unterthanen dachten dennoch so billig, daß sie die Schiklichkeit seiner Entwürfe nicht nach ihrem üblen Ausgange beurteilten. Sie wusten sehr gut, daß er selbst dann, wenn er am unglüklichsten war, doch selten sein widriges Schiksal durch Mangel an gehöriger Ueberlegung und Vorsicht verschuldet hätte.

Zufolge der guten Meinung, welche seine Unterthanen von ihm hegten, bezeigten sie sich nie abgeneigt, seine Entwürfe, so viel in ihrem Vermögen stand, zu befördern und thätig zu unterstüzen. Seine Forderungen an die Stände wurden ehrerbietig erfüllet. Nicht nur wurden die Auflagen, welche von der Regierung angeordnet wurden, freudig entrichtet, sondern er konte sich auch jederzeit fest darauf verlassen, daß er bei jedem unvermuteten Bedürfnis sogleich die

herz=

herzlichste und schleunigste Unterstüzung von allen Ständen und Klassen erhalten würde. Jede Stadt, jede Gemeinschaft und Zunft zeigte dann die gröste Bereitwilligkeit, und schos zu seinem Dienste so beträchtliche Summen her, als sie aufzutreiben vermogte.

Nie bestrebte sich aber auch ein Dänischer Monarch mit grösserm Eifer, durch dankbare Vorsorge für seine Unterthanen sich dieser steten Beweise ihrer Ergebenheit und Zuneigung würdig zu machen. Ungeachtet er durch die Geseze in dem Umfang und der Ausübung seiner Macht eingeschränkt war, so suchte er doch nie irgend eines, das er als wohlthätig für den ganzen Staat ansah, abzuschaffen; und wendete seinen Einflus, so gros er auch war, nie zu irgend einer Art von Unterdrükkung an. Der einzige Gebrauch, den er von seiner Gewalt über die Gemüther seiner Unterthanen machte, bestand darin, daß er sie zu Befolgung derjenigen Maasregeln bewog, welche nach seiner Meinung zu Beförderung ihres Bestens oder Erhöhung ihres Ruhms gereichten. Nie suchte ein Monarch so sehr seine Unterthanen durch die Kraft seines eigenen Beispiels zu beleben. Er trug freudig einen grossen Theil jeder Bürde in Gemeinschaft

mit

mit ihnen, und war stets bereit, seine Person jeglicher Beschwerlichkeit und Gefahr auszusezen.

Durch standhaftes Beharren in diesem Betragen erwarb er sich einen Namen, der noch jezt von den Dänen in der grösten Verehrung gehalten wird. Sie scheinen aus einstimmiger Neigung ihn allen seinen Nachfolgern vorzuziehen, weil er in weit höherem Grade die Tugenden des guten Königs mit den grossen Eigenschaften des Helden vereinte. Kurz, er bleibt immer der vorzüglich geliebte Gegenstand ihres Andenkens, und wird stets als ein Fürst erwähnet, dessen Beispiel von allen Regenten, welche sich der unverstelten Zuneigung ihrer Unterthanen würdig zu machen wünschen, nachgeahmet zu werden verdiene.

Dies ist Christians IV Bild, wie es von dem grösten Theile der Dänischen Nazion entworfen wird. Auch ist es im Ganzen keine ungetreue Schilderung dieses Fürsten, dessen Charakter, einige Fehler und Schwachheiten, die sich oft mit den besten Gemüthsarten gatten, abgerechnet, durchgängig wahrhaft edel und heroisch war. Man mus jedoch zu gleicher Zeit bekennen,

daß

daß sein Andenken in diesem Reiche grossenteils darum so werth gehalten wird, weil es sich erinnert, daß er der lezte König war, unter welchem es einer gesezmässigen Freiheit genos (*).

Es wird nicht undienlich seyn, noch dieses hinzuzufügen, daß Christian IV eine vorzügliche Hochachtung für die Brittische Nazion hegte. Vielleicht war seine Verwandschaft mit Jakob I, seinem Zeitgenossen, und dem Gemahl seiner Schwester, die erste Veranlassung zu dieser ausgezeichneten Liebe. Aber bei einem Fürsten von so grossem Scharfsin muste diese Achtung gewis noch auf andern Gründen gebauet seyn.

*) Dies mögte schwerlich ein anderer als ein Engländer einräumen. Noch seufzen wir nicht so unter dem Druk des Despotismus, daß wir jene Zeiten sogenannter Freiheit zurük wünschen solten. Nur der Adel war damals wirklich frei, der übrige Theil der Nazion mehr oder minder abhängig oder Slav. Selbst die Macht des Königs war für das Beste des Staats nur zu sehr eingeschränkt. Christian IV, dieser grosse Monarch, wäre in dem lezten Kriege gewis nicht so unglüklich gewesen, wenn er mehr, und die Grossen des Reichs minder Macht besessen hätten. Ihre unverantwortliche Sorglosigkeit in Unterhaltung der festen Pläze, und ihre Weigerung, von den Krongütern, die sie lehnsweise besassen, Steuern zu entrichten, und Truppen zu halten, diese waren hauptsächlich schuld daran, daß die Schweden allenthalben offenen Eingang fanden.

seyn. Die Einsichten und Kentnisse, die er besas, lehrten ihn ohne Zweifel vorteilhaft von einem Volke denken, dessen Fähigkeiten und Muth unter Leitung der Königin Elisabet so sehr erhöhet waren, und sich so vorzüglich ausgezeichnet hatten, daß sie die Aufmerksamkeit und Bewunderung von ganz Europa auf sich zogen. Man darf sich daher nicht wundern, daß Christian seine Verwandschaft mit Jakob, dem er übrigens mit aufrichtiger Neigung zugethan war, begierig ergrif, um ein Land zu besuchen, dessen Einwohner einen so grossen Ruf erlangt hatten. Er befriedigte hiedurch eine lobenswürdige Neugier, und erzeigte zugleich der Englischen Nazion grosse Ehre: denn es ist sicherlich ein Beweis von nicht gemeinen Vorzügen, wenn ein Volk die Aufmerksamkeit solcher Regenten auf sich zieht.

Fridrich III folgte auf dem Throne zu einer Zeit, da die grössesten Fähigkeiten erfordert wurden, um den Uebeln abzuhelfen, die durch den lezten schreklichen Krieg erzeuget waren. Ausserhalb seines Reichs hatte er eine ganz neue Laufbahn der Staatskunst anzutreten, und innerhalb desselben die Würde seiner Krone zu behaupten. Beides Gegenstände, die eben so schwer als wichtig waren.

Der

Der Dänische Adel war so mächtig, und zugleich so übermüthig geworden, daß er nach Christians Ableben den Vorsaz fassete, das Zepter den Händen des Grafen Waldemar, eines natürlichen Sohns dieses Monarchen, zu übergeben. Die Grossen hatten hiebei den Endzwek, sich selbst die oberste Gewalt zu sichern: denn das Bedürfnis ihrer Unterstüzung, dachten sie, würde den Grafen nötigen, sich die Abhängigkeit von ihnen gefallen zu lassen. Fridrich hatte zwar diesen Entwurf vereitelt, aber er fand demungeachtet das Gewicht ihrer Macht sehr schwer, und sehnte sich nach einer günstigen Gelegenheit, es abzuwerfen. In dieser Hinsicht war er nach äusserstem Vermögen bemühet, sich bei dem grössern Haufen in Gunst zu sezen, und dies gelang ihm so volkommen, als er nur wünschen konte. In kurzer Zeit gewan er ihre Zuneigung in so hohem Grade, daß der Adel seinerseits anfing, die Besorgnis zu hegen, daß seine Absicht wohl weiter gehen mögte, als blos sich allen Eingriffen in die gesezmässigen Vorrechte, die mit seiner Würde verbunden waren, zu widersezen.

Inzwischen hatte Fridrich den weisen Entschlus gefast, in eine enge Verbindung mit den Holländern zu treten, weil er mit jedem Tage

fester überzeugt ward, daß ihre Freundschaft von grossem Nuzen für ihn seyn würde. Der berühmte Westphälische Frieden war vor kurzem (1648) geschlossen worden. Durch diesen Traktat waren Ruhe und Ordnung in Deutschland wieder hergestellet, und die Republik Holland von Spanien förmlich als ein freier und unabhängiger Staat erkant worden. Der Zuwachs von Macht, den Schweden durch die Provinzen erlangte, welche es durch diesen Frieden an den Deutschen Küsten der Ostsee und in der Nachbarschaft der vereinigten Niederlande erhalten hatte, machte ein Bündnis zwischen diesem Staate und Dännemark für beide gleich vorteilhaft, um ihr beiderseitiges Gebiet gegen die Angriffe jener Macht zu schüzen (*). Denn sie schien jezt geneigt, die Absichten der Krone Frankreich zu befördern, deren anwachsende Grösse Holland mit Recht Besorgnis erwekte.

Die-

*) Diese Besorgnis konte wohl nicht bei den Holländern statfinden. Die Herzogtümer Bremen und Ferden, welche Schweden in dem Westphälischen Friedenstraktat erhielt, liegen nicht so nahe bei den vereinigten Niederlanden, wie der Verf. zu glauben scheint. Aus dem folgenden erhellet, daß die Holländer bei diesem Bündnis hauptsächlich die Erhaltung des Gleichgewichts in der Ostsee zum Augenmerk hatten.

Dieses Betragen machte Fridrich in den Augen des einsichtsvollern Theiles der Welt ungemein viel Ehre. Er konte nicht zu viele Vorsicht anwenden, um sich gegen einen so fürchterlichen Nachbar, als Schweden jezt geworden war, zu dekken. Die Macht abgerechnet, welche es neulich erlanget hatte, genos es noch das Glük, von einigen der grösten Köpfe in der ganzen Christenheit regieret zu werden. Der berühmte Kanzler dieses Reichs, Oxenstierna, hatte lange alle Angelegenheiten desselben sowol innerhalb als ausserhalb Landes mit so vieler Weisheit und so glüklichem Erfolge verwaltet, daß er sich den Ruhm des volkommensten Staatsmannes in Europa erworben hatte. Er war es, der nach Gustafs Tode würdig gehalten ward, die Entwürfe dieses Helden auszuführen; und dieses schwere Geschäft hatte er auf eine solche Art vollendet, daß er in gleichem Grade von Freunden und Feinden bewundert ward. So lange er die Zügel der Regierung führte, genos das Schwedische Reich einer nie gekanten Wohlfart und Glükseligkeit, und behauptete auswärts ein Ansehen, das es nie, weder vor noch seit der Zeit, hatte.

Die berühmte Christine, Gustafs Tochter und Nachfolgerin, ahmte dem Beispiel ihres

Vaters nach, und bewies dem Oxenstierna gleiche Achtung und Folgsamkeit. Diese Prinzessin lies keine Neigung blikken, Schweden in neue Feindseligkeiten zu verwikkeln. Als aber nach ihrer Abdankung (1654) Karl X, ein Neffe von Gustaf, auf dem Thron folgte, beschlos er, den Krieg zu erneuern, welchen Gustaf ehedem mit Polen geführet hatte. Er that einen Einfal in dieses Reich (1654) an der Spize einer Armee, die grossenteils aus jenen versuchten Offizieren und Soldaten bestand, welche so erstaunende Thaten in Deutschland verrichtet hatten. Nichts konte ihm widerstehen. Seine Fortschritte waren so schnel und erstaunend, daß sie das ganze nordliche Europa beunruhigten.

Es war weder Dännemarks noch Hollands Vorteil angemessen, daß Karl im Besiz der weitläuftigen Provinzen bliebe, die von seinen Waffen unterjochet waren. Die Niederländer, die mit ernstlicher Sorgfalt über die Erhaltung des Gleichgewichts in der Ostsee wachten, rüsteten ein zahlreiches Geschwader aus, um seinen weitern Fortgang zu hemmen. Er hatte sich jezt beinahe der ganzen südlichen Küste der Ostsee bemächtiget, und war im Begrif, Danzig zu belagern (1656), als Opdam, ein Holländischer

Ab-

Admiral von grossem Ruf, im Angesicht dieser Stadt mit einer Flotte erschien und den Schwedischen Monarchen nötigte, seinen Entwurf aufzugeben.

Fridrich bemerkte mit grossem Vergnügen, daß die Absichten dieses Fürsten vereitelt wurden. Er harrte mit brennenden Verlangen auf die kritische Stunde, wo er ihn mit wahrscheinlicher Hofnung eines glüklichen Erfolgs überfallen könte, und ward zu diesem Vorhaben nicht nur von den Holländern, sondern auch durch die Intrigen des kaiserlichen Hofes und der Russen gereizet. Der Kaiser hegte nämlich von Natur einen Grol gegen die Schweden, weil sie seine Grösse in Deutschland vernichtet hatten. Rusland hingegen hatte einen sehnsuchtsvollen Blik auf die weitläuftigen und fruchtbaren Provinzen Livland und Ingermanland geworfen; durch ihre Erwerbung hofte es einen Zutrit zu der Ostsee zu bekommen, von welcher es sich mit äusserster Ungeduld so lange ausgeschlossen sehen müssen.

Aber Fridrich bedurfte nicht einst, von andern aufgemuntert zu werden: er hatte selbst Gründe genug, einen Bruch mit Schweden zu wünschen. Die Provinzen, die Dännemark in

dem lezten Kriege entrissen waren, beschäftigten sein Gemüth unaufhörlich, und erfülten es mit dem leidenschaftlichen Wunsch, sie wieder zu bekommen. Karls Glük, den man jezt anfing als einen zweiten Gustaf zu betrachten, dünkte zwar verschiedenen Mitgliedern seines Raths ein unübersteigliches Hindernis zu seyn: aber Fridrichs Muth und Entschlossenheit konte diese Schwierigkeit nicht erschüttern. Er war auf alle Fälle entschlossen, mit dem Schwedischen Monarchen in die Schranken zu treten, und keine Gründe waren vermögend, ihn von diesem Vorhaben abzulenken. Sobald er mit den Holländern den Plan ihrer gemeinschaftlichen Unternehmungen verabredet hatte, kündigte er Karln förmlich den Krieg an (1657). Eine Dänische Armee rükte sogleich in das Herzogtum Bremen, das den Schweden in dem Westphälischen Friedenstraktat abgetreten war. Auf diese Art entzündete sich einer der heftigsten Kriege, die je zwischen Dännemark und Schweden geführet worden.

Karl befand sich damals in Polen auf der offenen Bahn des Glüks. Kein Feind getrauete sich, ihm in freiem Felde die Spize zu bieten. Ihre äussersten Bemühungen liefen dahin aus, daß sie ihn auf Märschen beunruhigten und seine

Truppen durch plözliche und unregelmässige Angriffe zu ermüden suchten. Fridrichs Betragen brachte ihn um so mehr auf, da er verschiedene fruchtlose Versuche gemacht hatte, sich seiner Freundschaft zu versichern. Eben so klug und vorsichtig im Kabinet als im Felde sahe er bald ein, daß es ihm nichts nüzen würde, in Polen zu bleiben, da Dännemarks ganze Macht ihn in seinen eigenen Staaten bedrohete. Er gab daher weislich die Absicht auf, in so grosser Entfernung von seinem Reiche fernere Eroberungen zu machen, und kehrte in aller Geschwindigkeit zurük, um seinem neuen Feinde die Spize zu bieten.

Fridrich konte es keineswegs mit Karln aufnehmen, der einer der grössesten Generale dieser Zeit war. Eben so wenig waren die Dänen mit den Schweden in Ansehung der Kriegskentnis und Tapferkeit zu vergleichen. Das Schiksal des Krieges war bei Annäherung des Königs von Schweden geschwind entschieden: er machte es dem Dänischen Hofe bald fühlbar, daß sein Friedensbruch ein sehr falscher Schrit gewesen sei. Das Schrekken seines Namens war so gros, daß die Dänische Armee es nicht wagte, ihm eine Schlacht zu liefern. Sie zog sich zu-

rük, so wie er vorrükte; und beinahe ganz Holstein fiel ohne den mindesten Widerstand in seine Hände. Auf eben die Weise jagte sein vornehmster General Wrangel, ein in Gustafs Schule gebildeter Krieger, die Dänen aus dem Herzogtum Bremen, verfolgte sie bis an das Ufer des Belts, und eroberte Frideriks-Odde, einen sehr festen und beträchtlichen Ort in Jydland.

Zur See waren die Dänen jedoch glüklicher. Sie schlugen die Schweden in einem Haupttreffen, und richteten ihre Flotte so übel zu, daß sie genötiget ward, sich in die nächsten Häfen zurük zu ziehen. An den Schwedischen Grenzen wurden die Schweden ebenfals aufs Haupt geschlagen: sie litten einen so beträchtlichen Verlust, daß sie ausser Stand waren, in der Gegend während des übrigen Theils des Feldzugs einige weitere Unternehmungen zu wagen.

Aber Karl, dessen unerschrokkener Geist stets auf ausserordentliche Unternehmungen dachte, hatte ein Vorhaben gefast, das dem Kriege weit schneller ein Ende machte, als Freunde und Feinde sich einfallen liessen. Nachdem die Dänen von dem festen Lande vertrieben waren, und sich auf ihre Inseln gezogen hatten, bilde-

ten sie sich ein, gegen fernere Unternehmungen an der Seite von Frideriks-Odde völlig gesichert zu seyn, weil sie zur See die Oberhand behaupteten. Vol von diesem Vertrauen machten sie sich gefaßt, ihr Glük noch einmal im Felde zu versuchen, und warteten ohne einige Furcht vor den Schweden auf die Ankunft der Holländischen Hilfstruppen, welche bei dem Anbruch des Frühlings zu ihnen stossen solten.

Aber der Schwedische Monarch war nicht gesonnen, den Dänen so viel Zeit zu gönnen, daß sie sich erholen könten: er faste daher den kühnen und erstaunenden Gedanken, mitten im Winter, wenn die See gefroren seyn würde, seine Armee über das Eis zu führen und in das Herz von Dännemark einzudringen. Diesen kühnen und gefahrvollen Entwurf hielt Karl in seiner Brust verschlossen, bis der Augenblik zur Ausführung da war. Selbst seine Generale, gewohnt unter seiner Anführung ausserordentliche Thaten zu verrichten, würden bestürzt, als sie sahen, wohin er sie führen wolte. Aber das Glük schien Wohlgefallen daran zu finden, seine Unerschrokkenheit zu rechtfertigen. Er kam glüklich nach Fyen über (1658), welches nächst Seeland die grösseste und wichtigste unter den

Dänischen Inseln ist, eroberte sie, und machte ein zahlreiches Heer Dänen gefangen. Mit eben dem Glük kreuzte er auch nach Seeland hinüber, und lagerte sich im Angesicht von Kopenhagen.

So sahe sich Fridrich sogar in seiner Hauptstadt von einem siegreichen und erbitterten Feinde angegriffen, der völlig entschlossen zu seyn schien, ihn auf keine Weise zu schonen, und auch in der That Ursache genug hatte, ihn mit äusserster Strenge zu behandeln. Seine Lage ward dadurch noch trauriger, daß seine Bundesgenossen so weit von ihm entfernt, und völlig ausser Stand waren, ihm einige Erleichterung zu verschaffen. Die Truppen, welche Karl in Polen zurük gelassen hatte, um seine dortigen ansehnlichen Eroberungen zu dekken, gaben den Polen zu Hause genug zu thun, und die Strenge des Winters war in allen nordlichen Gewässern so heftig, daß die Holländer jezt von diesem Elemente gänzlich ausgeschlossen waren. Was aber seine Verfassung vorzüglich bedenklich machte, war der äusserst nachteilige Umstand, daß Kopenhagen sich in dem elendesten Zustande und ganz ohne Vertheidigung befand, die Besazung schwach und muthlos war, und unter den Einwohnern Murren und Misvergnügen herrschten. Es

fehlte

fehlte beinahe gänzlich an Lebensmitteln und andern nothwendigen Bedürfnissen, eine noch so kurze Belagerung auszuhalten, und die Festungswerke waren alt und kaum des Namens werth.

In dieser so gefahrvollen Lage lies Fridrich sich gern jede Bedingung gefallen, um nur einen Vergleich mit Karln zu erhalten. Es ward demnach unter Englands Vermittelung ein Traktat geschlossen, worin Dännemark an Schweden alles, was es an der nördlichen Seite der Ostsee besas, nämlich die Provinzen Schonen, Bleking und Bahus feierlich und gänzlich abtrat. Norwegen ward ebenfals bei dieser Gelegenheit zerstükket, und die weitläuftige Provinz Drontheim den Schweden überlassen. Diese Bedingungen waren hart; aber sie waren der einzige Preis, für welchen Karl Frieden bewilligen wolte. Fridrich war also gezwungen, sie einzugehen, um sein Reich zu retten, das unfehlbar eine Beute seines Feindes geworden wäre, wenn er die mindeste Bedenklichkeit geäussert hätte, sich ihnen zu unterwerfen. Der Verlust so vieler Provinzen war unstreitig eine bittere Kränkung für Dännemark. Die beiden erstern insonderheit waren nicht allein sehr reich und von grossem Werth, sondern verschaften auch den Dänen

einen

einen offenen Eingang in das Herz von Schweden. Ueberdies waren sie ein Denkmal der ehemaligen Herrschaft und Ueberlegenheit der Dänischen Nazion über die Schwedische.

So muste Dännemarks Glük, das so lange dem Schwedischen überlegen gewesen war, und ihm bis jezt das Gleichgewicht gehalten hatte, sich endlich vor Karls siegreichem Gestirne beugen, der mit Recht der erste scharfe Zuchtmeister der Dänen genennet werden kan. Denn nie sind sie seit der Zeit im Stande gewesen, die verlornen Provinzen wieder zu gewinnen, oder im Felde ihre vorige Gleichheit wieder zu erlangen.

Obgleich der Frieden zwischen beiden Königen wieder hergestellet war, so blieben doch noch immer in beider Herzen bittere Empfindungen zurük, die sich nicht so leicht unterdrükken liessen. Fridrich fühlte mit äusserster Ungeduld und Unruhe das harte Schiksal, worin er durch den unglüklichen Ausgang des lezten Krieges gerathen war. Karl hingegen wähnte, er hätte die so nahe und günstige Aussicht verscherzet, die Krone der drei Nordischen Reiche auf sein Haupt zu sezen; und aus dem Grunde bildete er sich ein, daß er sich zu leicht zu Vergleichsbedingungen

gen verstanden hätte. Diese gegenseitige Erbitterung ward noch durch verschiedene Schwierigkeiten vermehret, die sich bei Volstrekkung des Friedenstraktats hervorthaten. Die Schweden waren durch ihr Glük aufgeblasen geworden, und nahmen in ihrem Betragen einen Ton von Ueberlegenheit an, der die Dänen äusserst aufbrachte; und diese, die bereits über ihren Verlust empfindlich waren, wurden durch dies Benehmen noch stärker gereizet, und widersezten sich den Ansprüchen der Schweden mit gleicher Heftigkeit und Bitterkeit.

Aus diesen und andern Gründen lies Karl seine Truppen noch immer in den Dänischen Staaten stehen, unter dem Vorwand, daß die Bedingungen des lezten Friedens noch nicht erfüllet wären. Allein die wahre Ursache war die: er fürchtete, daß Dännemark die Feindseligkeiten von neuem anfangen mögte, sobald Fridrich Freiheit bekäme, seine Gesinnungen öffentlich an den Tag zu legen. Er wuste, daß die Holländischen Gesandten an dem Hofe dieses Fürsten sehr geschäftig wären, die so eben erstikte Flamme wieder anzufachen. Er kante den heftigen Widerwillen, welchen das Haus Oesterreich gegen ihn hegte, und war überzeugt, daß es nichts unversucht

sucht lassen würde, ihm fern von dem Römischen Reiche Beschäftigung zu geben. Es war ihm ebenfals nicht unbekant, daß die vornehmsten Glieder dieses mächtigen Staatskörpers, die ehedem so freundschaftlich gegen Schweden gewesen waren, jezt ihre Gesinnungen sehr geändert hatten; daß sie nunmehr, da sie den Beistand dieses Reichs nicht mehr nötig hatten, auch nicht geneigt waren, sich für dessen Bestes zu verwenden; und daß sie im Gegenteil seine neu erworbenen Besizungen in Deutschland mit neidischen Augen betrachteten, ungeachtet sie nur eine sehr mässige Belohnung der unaussprechlichen Dienste waren, welche der grosse Gustaf und Schwedens Waffen und Rathschläge dem Deutschen Reiche geleistet hatten.

Nachdem er alles dieses erwogen hatte, fassete er den Entschlus, unverzüglich den Schauplaz zu eröfnen, und mit dem Feinde anzufangen, von welchem er den geringsten Widerstand zu erwarten hatte. Dieser Feind war augenscheinlich Dännemark. Der grösseste Theil dieses Reichs befand sich schon in seinen Händen, und der Rest war nur schwach vertheidiget. Fridrich glaubte, daß Karl Ursache genug hätte, mit den erhaltenen Vorteilen zufrieden zu seyn: er

er lies sichs daher nicht in den Sin kommen, daß er feindliche Absichten gegen sein Reich hegte, und hielt es folglich nicht für nötig, ein zahlreiches Heer auf den Beinen zu halten. Aber dieses friedfertigen Anscheins ungeachtet war Karl doch fest überzeugt, daß Dännemark sein unversöhnlicher Feind und ingeheim entschlossen wäre, ihm nach äusserstem Vermögen zu schaden, ob es gleich gegenwärtig aus Gefühl seiner Ohnmacht seine feindlichen Gesinnungen nicht zu erkennen geben wolte.

Aufgemuntert durch seine bisherigen Siege, und vol von der sanguinischen Hofnung, daß das Glük ihm ferner eben so günstig seyn würde, als es bis dahin gewesen war, beschlos er, ohne Verzug den Frieden zu brechen, welchen der Dänische Hof aus Noth gedrungen für einen so theuern Preis erkaufet hatte. Seine Absicht war, mit einemmal einen entscheidenden Streich zu thun, den Krieg in den Mittelpunkt von Dännemark zu verpflanzen, und die Hauptstadt desselben zu belagern, da das Schr kken, welches seine Triumphe verbreitet hatten, noch nicht verschwunden war, und noch immer einen tiefen Eindruk auf das Gemüth seiner Feinde machen konte. Diese Entschliessung ward mit solcher Schnelligkeit und

Lebhaftigkeit gefast und ausgeführet, daß er schon in Seeland gelandet war, ehe noch irgend eine Anzeige von seinem Vorhaben Kopenhagen erreichen konte.

Diese ganz unerwartete Erneuerung der Feindseligkeiten beunruhigte alle seine Nachbaren. Seine zahlreichen Feinde schilderten ihn jezt als einen Fürsten von dem unersätlichsten Ehrgeiz, und beschuldigten ihn, daß er ganz unbegrenzte und auf keine Weise zu rechtfertigende Absichten hegte. Diejenigen, welche man ihm beimisset, sind aber in so hohem Grade romanhaft und schimärisch, daß es höchst unwahrscheinlich ist, daß ein so vernünftiger und scharfsichtiger Herr sich damit befasset haben solte. Man trug sich nämlich mit der Sage, er habe sich dazu auserſehen geglaubt, die Reiche und Eroberungen eines Alarichs und Attila wieder zu erneuern, und als unumschränkter Gebieter über ganz Europa zu herrschen.

Dies ist jedoch höchst wahrscheinlich, daß er die Eroberung von Dännemark als gewis betrachtete. Seine Zuversicht in diesem Punkte war so gros, daß er die vornehmsten Amtmanschaften dieser Monarchie zum voraus an seine

vorzüglich geliebten Generale und Hofleute vergab. Er nahm sich sogar vor, den Siz seines Reichs von Stokholm näher an die Grenzen von Deutschland zu verlegen. Man darf sich daher nicht wundern, daß er, vol von diesen hochfliegenden Gedanken, Fridrichs Vorstellungen und Vorwürfe mit Uebermuth und Verachtung aufnahm, und seinen Abgeordneten mit der äussersten Geringschäzigkeit und Stolz begegnete.

Fridrich ward durch dieses übermüthige Betragen zwar bestürzt, aber nicht in Furcht gesezt: er machte sich vielmehr gefast, bei den gegenwärtigen kritischen Umständen die Pflichten des Königs sowol als des Soldaten zu erfüllen. Dieser Fürst war zwar überhaupt genommen im Felde ein unglüklicher General; aber man mus ihm demungeachtet die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sein persönlicher Muth keinem Zweifel unterworfen war, und daß er überdies eine Standhaftigkeit des Geistes besas, die sogar durch die widerwärtigsten Begebenheiten nicht besieget werden konte. Dies hatte er in dem ganzen Laufe des vorhergehenden Krieges bewiesen; seine Unerschrokkenheit trug nicht wenig dazu bei, daß seine Unterthanen den Muth nicht sinken liessen, und Kraft genug besassen, den

Feinden bei verschiedenen Gelegenheiten entschlossenen Widerstand zu leisten.

Bei diesem schreklichen Vorfal zeigten sich sein Muth und die Grösse seiner Seele in ihrem grösten Glanz, und erwarben ihm die algemeine Zuneigung und das unbegrenzte Vertrauen seiner Unterthanen, so wie die Achtung und Bewunderung von ganz Europa. Sobald des Feindes Absichten auf die Hauptstadt bekant wurden, riethen ihm verschiedene von seinen Hofleuten und Ministern, daß er sich nach einem sichern Orte begeben, und sich nicht den Gefahren des Krieges aussezen mögte, weil der Unfal, der ihn träfe, ohnfehlbar das gänzliche Verderben des Königreichs nach sich ziehen würde. Aber Fridrich verwarf den Rath ohne Bedenken; denn er sahe weislich voraus, daß seine Entfernung seine Unterthanen äusserst muthlos machen würde. Er faste vielmehr auf der Stelle den Entschlus, seine Hauptstadt in Person bis auf den lezten Blutstropfen zu vertheidigen. Er versammelte seinen Rath, die vornehmsten des Adelstandes und die angesehensten Einwohner, und machte ihnen seine Entschliessung bekant. Zugleich ermahnte er sie in einer Rede, die ganz den Geist und die Entschlossenheit athmete, die sich für

seine

seine Lage schikten, und in Ausdrükken, die eines Königs volkommen würdig waren, daß sie ihre Schuldigkeit thun und sich wie Männer betragen mögten, deren ganze Wohlfart auf dem Spiel stünde, und die nichts weiter zu verlieren hätten, wenn sie sich von dem gegenwärtigen Unfal besiegen liessen.

Fridrichs Rede und Betragen hatten die erwünschteste Wirkung. Sie belebten den Muth des Dänischen Adels aufs neue, und flösseten ihm den Entschlus ein, sich lieber bis auf den lezten Mann aufzuopfern, als Kopenhagen den Schweden zu übergeben. Sie thaten aber noch mehr: sie bewogen den Adel, sich der Vorrechte zu begeben, die er so lange und mit so hartnäkkiger Eifersucht sich allein zugeeignet hatte. Um die Einwohner von Kopenhagen zu einer herzhaften Vertheidigung der Stadt zu ermuntern, faste er die grosmüthige und einstimmige Entschliessung, daß sie hinfort das Recht haben solten, auf eben dem Fus, wie die Adelichen, Ländereien und Güter zu besizen. Er versprach auch, daß er seinerseits zu den Abgaben verhältnismässigen Beitrag leisten wolte.

Belebt durch die Rede und das Beispiel des Königs und die ehrenvolle Begegnung des Adelstandes, fasten die Bürger in einer feierlichen Versamlung der verschiedenen Zünfte den Schlus, regelmässige Kompagnien unter sich aufzurichten, und jede Last der Vertheidigung gemeinschaftlich mit dem Kriegsstande zu tragen. Sie warteten dem Könige auf, thaten ihm die ritterliche Erklärung, daß ihr Leben ihm zu Diensten stünde, und versicherten ihn mit Edelmuth, er könte sich fest darauf verlassen, daß sie lieber mit dem Degen in der Hand sterben als den Untergang ihres Vaterlandes überleben wolten.

Fridrich began von diesem Augenblikke an, sich günstigere Hofnungen zu machen, als er bis dahin geheget hatte. Um durch seine Handlungen zu zeigen, auf welche Weise er den Feind zu empfangen dächte, und wie er wünschte, daß seine Unterthanen sich betragen mögten, lies er auf den Wällen von Kopenhagen sein Zelt aufschlagen und seine königliche Standarte aufstekken. Er that hiebei die heldenmüthige Erklärung, er wolle, daß keiner von ihnen grösserer Gefahr ausgesezt seyn solle, als er selbst, und ihn gezieme es, an der Spize seines Volks zu stehen oder zu fallen.

Diese

Diese Beispiele von Fridrichs Edelmuth kamen gerade zu rechter Zeit. Nichts geringers konte in der That die Hauptstadt von Dännemark vor dem Schiksal, in die Hände der Schweden zu fallen, bewahren: denn ihr Angrif war so unerwartet, daß Fridrich kaum so viel Zeit gewinnen konte, sich mit den in grössester Eil zusammen geraften Truppen in die Stadt zu werfen. Die ganze Besazung bestand aus nicht mehr als zweitausend dienstfähigen Köpfen, die Bürger nicht mit gerechnet.

So wie es nur wenige unangenehme Begebenheiten giebt, die nicht durch irgend einen Vorteil gemildert würden, so hatte auch der Verlust der Dänischen Besizungen in dem südlichen Theile von Schweden eine gute Wirkung zu Dännemarks Besten hervorgebracht. Kopenhagen lag nun nicht mehr in dem Mittelpunkte dieses Reichs, sondern war im Gegenteil die erste Grenzstadt gegen Schweden geworden: es war mithin nothwendig, sie zu befestigen und zu verstärken, da man nach aller Wahrscheinlichkeit vermuten muste, daß hinfort die ersten Angriffe des Feindes gegen sie gerichtet seyn würden. Fridrich hatte dem zufolge den ganzen Zeitraum zwischen dem lezten Frieden und dem

gegenwärtigen Bruch angewendet, die Festungswerke seiner Hauptstadt auszubessern und zu verstärken. Er hatte sie innerhalb dieser Zeit in so guten Vertheidigungsstand gesezet, daß man ungeachtet der Bestürzung, welche die plözliche Landung der Schweden verursachte, doch keineswegs zweifelte, daß sie stark genug wären, den Angrif des Feindes gehörig abzuhalten.

Bei dem allen war dieser Schwedische Einfal eine sehr gefährliche und beunruhigende Sache. Er verlezte den Friedenstraktat, der so eben zwischen den beiden Kronen geschlossen war, und auf welchen der Dänische Hof sich mit der ruhigsten Sicherheit verlies. Es ward die gröste Eilfertigkeit erfordert, um alles in nothdürftigen Vertheidigungsstand zu sezen. Und hier zeigte Fridrich eine Sorgfalt und Wachsamkeit, wie sie das wichtige Geschäft forderte, welchem er sich unterzogen hatte. Er besichtigte jeden Posten in eigner Person, und suchte mit der genauesten Aufmerksamkeit für jeden möglichen Fal dienliche Vorkehrungen zu machen. Kurz, er zeigte eine Thätigkeit des Geistes und Körpers, die einem jeden Leben und Muth einflössete. Die Anstalten zur Gegenwehr wurden mit so grosser Lebhaftigkeit betrieben, daß der Feind, als er

sein

sein Lager vor der Stadt aufschlug, gewahr ward, daß er ganz andern Widerstand finden würde, als er sich eingebildet hatte. Denn er verlies sich auf die Nachricht, daß Kopenhagen nicht genugsam befestiget wäre, um eine regelmässige Belagerung auszuhalten.

Fridrich besas indessen zu viele Einsicht, als daß er sich gänzlich auf Kopenhagens Stärke verlassen, und ohne weitern Beistand ein so furchtbares Heer, wie das Schwedische, zurük zu treiben gehoffet hätte. Sobald er die Nachricht bekam, daß die Schwedische Armee in Seeland gelandet wäre, fertigte er den Minister der vereinigten Niederlande an seinem Hofe, den berühmten Beuningen, nach Holland ab, um der Regierung anzuzeigen, daß es unumgänglich nothwendig wäre, ihm die schleunigste Hilfe zu schikken. Dieser geschikte Staatsmann kante den Vorteil seines Vaterlandes zu gut, als daß er sich in einer Sache, woran ihm so viel gelegen war, saumselig gezeiget hätte. Er stelte sie den Staaten mit solchem Nachdruk vor, daß seine Forderungen bewilliget wurden. Die Holländer, volkommen überzeugt, daß Kopenhagen in Ermangelung eines zeitigen Beistandes nach aller Wahrscheinlichkeit in Karls Hände fallen würde,

gaben Befehl, daß in aller Geschwindigkeit eine grosse Flotte ausgerüstet, und eine ansehnliche Anzal Landtruppen in marschfertigen Stand gesezet werden solte. Sie waren, um ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, damals eine sehr thätige und entschlossene Nazion, und stets fertig, ihren Vorteil oder ihre Würde zu verfechten, wie die mehresten Potentaten in Europa gelegentlich erfahren hatten.

Während der Zeit sezten die Schweden die Belagerung von Kopenhagen mit der hartnäkkigsten Wut fort. Sie fanden indes von Seiten der Dänen eben so tapfere Gegenwehr, und unter diesen zeichnete sich keiner so sehr aus, als ihr König. Er war Tag und Nacht beschäftiget, sein Volk zu ermuntern und jede Bewegung selbst anzuordnen. Er unterzog sich jeder Art von Arbeit gemeinschaftlich mit den geringsten Soldaten. Er war allenthalben gegenwärtig, wo der Feind weiter vorrükte. Stets sahe man ihn in den heissesten Scharmüzeln vorne an, und konte im eigentlichsten Verstande sagen, daß er in jeder Gefahr den Vorsiz hätte.

Karl hatte sich die Eroberung der Dänischen Hauptstadt als eine leichte Sache vorgestellet,

und ward nun über die Vereitelung seiner Hofnung eben so verwirrt, als erbittert. Er bot bei dieser Gelegenheit alle seine militärischen Talente auf, und that, um seine Absicht zu erreichen, alles, was ein grosser General irgend thun konte. Aber die Dänen liessen sich jezt nicht mehr wie vorhin durch seine Unternehmungen schrekken. Sie hatten während des lezten Krieges durch die verschiedenen Scharmüzel mit den Schwedischen Truppen sehr viel gelernet, und waren nun in dem Geschäfte des Fechtens so wohl erfahren, daß Karl anfing, sie in einem ganz andern Lichte zu betrachten als vorhin. Sie widerstanden nicht allein allen Angriffen, die er unaufhörlich bald auf dieser bald auf jener Seite der Stadt unternahm, sondern thaten sogar viele verzweifelte Ausfälle auf die Belagerer, worin diese gewöhnlich am meisten litten.

Um aber das Ansehen seiner Waffen zu behaupten, uud den Schein von Ueberlegenheit zu erhalten, lies Karl durch ein ansehnliches Heer, welches er von seiner Haupt-Armee absonderte, die Festung Kronborg berennen, die für stärker gehalten ward als Kopenhagen. Durch ihre Eroberung hofte er der Besazung der Hauptstadt Schrekken einzujagen, und sie zu überzeugen,

daß sie früh oder spät das nämliche Schiksal treffen würde. Er war nun zwar in dieser Unternehmung glüklich: aber anstat irgend einen wesentlichen Nuzen von derselben einzuerndten, ward vielmehr seine Armee durch den Verlust der Mannschaft geschwächt, welche vor dem eroberten Orte ihr Leben einbüssete. Karln wuchs jedoch der Muth wieder durch diese glükliche That, und er verdoppelte nun seine Bemühungen gegen Kopenhagen.

Jezt beschlos er, einen lebhaften Sturm gegen eine Gegend der Stadt zu unternehmen, die nach seiner Meinung weniger befestiget war, als die andern. Zu dem Ende wählte er die tapfersten Soldaten aus, und übergab sie der Anführung der erfahrensten und unerschrokkensten unter seinen Offizieren: er selbst übernahm die oberste Aufsicht bei dem ganzen Angrif. Der Sturm geschahe mit jenem Ungestüm und jener Entschlossenheit, welche Menschen, die lange die Waffen geführet haben, zulezt zur Gewohnheit werden. Aber Fridrich hatte zum voraus vermutet, daß er an der Seite würde angegriffen werden, und hatte so gute Anstalten dagegen getroffen, daß die Schweden nach einem langen und blutigen Kampfe mit Verlust verschiedener

ihrer

ihrer besten Offiziere und Soldaten zurük getrieben wurden.

Karls nächstfolgender Angrif war gegen die Insel Amager gerichtet, welche mit der Stadt vermittelst einer Brükke zusammenhängt, und sie mit einem grossen Theil der benötigten Lebensmittel versorgte. Er landete auf derselben mit einem auserlesenen Heere, und zwang das Dänische Corps, welches daselbst zur Bedekkung lag, sich zurük zu ziehen. Aber Fridrich, der mit Ungeduld auf eine Gelegenheit wartete, mit seinem Gegner persönlich zusammen zu kommen, that einen Ausfal mit einem starken Heere, und grif den Feind mit gröster Lebhaftigkeit an. Karl focht mit seiner gewöhnlichen Unerschrokkenheit, und hatte überdies noch den Vorteil der überlegenen Anzal: aber demungeachtet erklärte sich das Glük an diesem Tage für Fridrich. Die Dänen richteten ihren Angrif mit so vieler Klugheit ein, daß die Schweden sich in gröster Eil zurük zogen. Fridrich hätte beinahe die Ehre gehabt, Karln zu seinem Gefangenen zu machen; und nur mit genauer Noth entging er dieser Gefahr durch die Treue seiner Leibwache, die sich beinahe bis auf den lezten Mann für seine Erhaltung aufopferte.

Die Belagerung hatte jezt zwei Monate gewähret. Die Schwedische Armee war durch das schrekliche Blutvergiessen in so manchen Stürmen und Ausfällen sehr zusammengeschmolzen. Bis dahin hatten die Belagerten sich mit vielem Muthe nnd Glük vertheidiget: aber jezt begann es ihnen an Lebensmitteln zu fehlen; denn die Schwedische Flotte hielt den Kopenhagener Hafen so enge eingeschlossen, daß es unmöglich war, von der Seite einige Zufuhr zu erhalten. Sie befanden sich in grosser Noth, und fingen an zu fürchten, daß Hunger sie endlich zwingen würde, sich zu ergeben. Einige Tage lang schmachteten sie in dieser traurigen Lage, und standen beinahe schon auf dem Punkt zu verzweifeln, als die frohe Zeitung kam, daß die so lang verheissene und erwartete Holländische Flotte angelangt wäre, und mit vollen Segeln nach Kopenhagen eilte.

Sie ward von eben dem Opdam kommandiret, der vor nicht langer Zeit Karln abgehalten hatte, Danzig zu belagern. Dieser berühmte Admiral hatte jezt wieder die Ehre, die Absichten jenes kriegerischen Fürsten zu vereiteln und ihn zu Aufhebung der Belagerung von Kopenhagen zu zwingen. Das Schwedische Geschwader lag in seinem

nem Wege, und ward von dem grossen Wrangel kommandiret, der sich durch seine Tapferkeit zu dem Posten eines Grosadmirals von Schweden hinaufgeschwungen hatte, und das zu einer Zeit, wo bei allen militärischen Beförderungen blos auf Verdienst gesehen ward. Beide Flotten waren beinahe von gleicher Stärke. Opdam grif die Schweden mit grosser Entschlossenheit an, und nach einem scharfen Gefechte, worin an beiden Seiten nicht wenig Blut vergossen ward, erkämpfte er glüklich den Eingang in den Kopenhagener Hafen. Dies entschied auf einmal das Schiksal dieser Stadt, und befreiete sie von aller Besorgnis, in die Hände der Schweden zu fallen.

Aber Karl war der Mann nicht, der eine so lang und mit so vieler Zuversicht genährte Hofnung so leicht aufgab. Er beharrte noch immer auf dem Entschlus, Kopenhagen wo nicht zu belagern, doch wenigstens enge einzuschliessen. Zu dem Ende verstärkte er seine Armee durch ansehnliche Haufen zu Pferde und zu Fus. Seine Absicht war, die Mitte des Winters abzuwarten, um dann nochmals einen Versuch gegen Kopenhagen zu wagen. Diese Jahreszeit war seinen Unternehmungen stets günstig gewesen.

Ueber

Ueber eine Brükke von Eis hatte er bei seinem ersten Einfal in Dännemark und bei verschiedenen andern Unternehmungen einen Weg gefunden. Er schmeichelte sich, daß er auf eben die Art auch in seinem gegenwärtigen Vorhaben glüklich seyn würde, welches nichts geringers war, als Kopenhagen mit Sturm zu erobern.

Der Entwurf, mit welchem er jezt umging, war der lezte, und der einzige, worauf seine Hofnungen sich stüzten, weil, wenn dieser mislang, auch alle übrigen fruchtlos seyn musten. Er verabsäumte nichts, was auf irgend eine Weise zu dessen glüklicher Ausführung beitragen konte. Eine Menge Werkzeuge und Maschinen von allerlei Art wurden zu dem Ende verfertiget und erfunden, und seine Truppen unablässig in dem Gebrauch derselben geübet.

Um während der Zeit Fridrich hinzuhalten, und seine Aufmerksamkeit von dem, was er im Sin hatte, abzulenken, lies er ihm unter der Hand Friedens-Vorschläge thun, und begleitete dieselben mit hingeworfenen Winken von der Stärke und Güte seines Heeres. Dies geschah in der Absicht, den Dänischen Monarchen zu schrekken, und ihn wo möglich dahin zu bringen,

daß

daß er die demüthigenden Bedingungen eingienge, welche ihm von Karln angeboten wurden. Aber Fridrichs Muth und Scharfsichtigkeit hielten die Probe seiner List sowol als seiner Drohungen. Er gab ihm zu verstehen, daß er den Geist eines Königs besässe, und sich nicht durch Furcht zu irgend etwas bewegen liesse, das niedrig und unanständig wäre. Man sagt sogar, sein Zorn und Unwille über diesen Antrag wären zu einer solchen Höhe gestiegen, daß er Karln sagen lassen, er wünschte sehnlich zu wissen, wann und wo er seinen nächsten Angrif zu thun dächte, damit er das Vergnügen haben könte, ihm in Person mit dem Degen in der Hand entgegen zu kommen. Karl sol hierauf mit seinem gewöhnlichen Muth geantwortet haben: Fridrich würde ihn allenthalben finden, wo Gefahr und Ruhm anzutreffen wären.

Der Schwedische Monarch war nunmehr überzeugt, daß keine weitere Hofnung für ihn wäre, als der kühne Plan, welchen er entworfen hatte. Seine Soldaten waren jezt hinlänglich unterrichtet, wie sie die mannichfaltigen Werkzeuge, deren man sich in solchen Vorfällen zu bedienen pflegt, handhaben müsten. Nachdem er die Besazung durch verschiedene verstelte Angriffe

beunruhiget hatte, um sie zu verwirren und ihre Wachsamkeit zu hintergehen, nahm er sich endlich vor, seinen Entwurf wirklich zur Ausführung zu bringen.

Es war jezt (1659) im Anfange des Februars, ein Monat, in welchem die Strenge des Winters in jenen nördlichen Himmelsstrichen am heftigsten ist. Die Festungs-Graben von Kopenhagen waren gänzlich mit Eis überlegt, und der ganze Raum zwischen der Stadt und dem Schwedischen Lager eine ununterbrochene Fläche gefrornen Schnees. Das war es, worauf Karl so ungeduldig gewartet hatte. Die Wälle waren von den Schwedischen Batterien so heftig beschossen worden, daß sich an verschiedenen Orten beträchtliche Oefnungen fanden, wodurch Karl in die Stadt einzudringen hofte.

Um die Belagerten, wenn es sich thun liesse, unvermutet zu überfallen, fand man es rathsam, den Sturm bei Nacht zu unternehmen. Der zehnte des Monats ward dazu angesezet. Bei Anbruch des Abends rükte Karl mit seiner ganzen Armee aus, die in drei furchtbare Haufen abgeteilet war, und lies auf einmal den Angrif an drei verschiedenen Orten anfangen. Kaltblü-

blütigkeit und Unerschrokkenheit waren an beiden Seiten gleich. Die Schweden rükten der erhaltenen Vorschrift gemäs in der tiefsten Stille vor, und kamen unter dem Schuz der Dunkelheit an den Fus der Wälle, ehe man sie gewahr ward. Aber die Dänen, die sich lange auf sie gefast gemacht hatten, nüzten diesen kritischen Augenblik, und machten ein fürchterliches Feuer von jeder Stelle, von welcher man sie erreichen konte. Beinahe kein einziges Mittel der Zerstörung blieb von den Belagerten bei diesem blutigen und merkwürdigen Kampfe ungebraucht. Da der Vorteil der Lage ganz auf ihrer Seite war, so bestand ihr einziges Geschäft darin, ihrem Feuer die Richtung zu geben, daß es die möglichst gröste Wirkung unter dem Feinde thäte. Diesen Zwek erreichten sie volkommen. Die Maschinen, welche die Schweden mitgenommen hatten, um sich unter ihrer Bedekkung den Sturm auf die Wälle zu erleichtern, wurden zerschmettert, und unter den Stürmenden ein schrekliches Blutbad angerichtet.

Karl schonte seine Person bei dem Angrif nicht. Er war stets, so lange der schrekliche Kampf währete, jeder Gefahr ausgesezt, und verrichtete, nachdem die Umstände es erforder-

ten, bald die Pflichten eines Soldaten, bald die eines Befehlshabers. Nie hatte er mehr Ursache, mit dem Betragen seiner Truppen zufrieden zu seyn. Sie verrichteten erstaunliche Thaten der Tapferkeit: aber die Hindernisse, mit welchen sie zu kämpfen hatten, waren unübersteiglich. Dennoch liessen sie den Muth nicht sinken. Ihre Angriffe waren so heftig und so anhaltend, daß sie nach dem Ausspruch einiger einsichtsvoller Richter, welche Augenzeugen ihres Verhaltens waren, sich der Stadt bemächtiget haben würden, wenn nicht ihre mehresten Offiziere getödtet oder verwundet gewesen wären.

Dieser berufene Sturm dauerte die ganze Nacht lang. Bei dem Anbruch des Tages sahe Karl sich genötiget, Befehl zum Rükzug zu geben. Der Entwurf, auf welchen er seine lezten Hofnungen gegründet hatte, war nun gänzlich vernichtet. Aber noch weit schlimmer war dies, daß eine Menge von den braven Leuten, welchen er seine Siege und seinen Ruhm zu danken hatte, auf dem Plaz geblieben war, und daß er seine vornehmsten Generale, Steenbok und Banner eingebüsset hatte, zwei Namen, die in der Schwedischen Kriegsgeschichte ungemein glänzen. Der erstere von ihnen ward getödtet, und der zweite gefangen.

Fri-

Fridrichs Verhalten bei dieser wichtigen Gelegenheit war dem seines Gegners völlig gleich. Der Schwedische Monarch schien zum angreifen, der Dänische zum vertheidigen geschaffen zu seyn. Diese verschiedenen Charaktere zeigten sich bei der gegenwärtigen schweren Probe in einem vorzüglichen Lichte. Beide betrugen sich auf eine solche Art, daß man ihnen durchgängig das Zeugnis gab, die unerschütterliche Beharrlichkeit der Schweden bei einem so langwierigen und blutigen Angrif sei die Frucht von der Wärme und Thätigkeit gewesen, womit ihr König alle ihre Bewegungen leitete, so wie der feste und entschlossene Widerstand der Dänen von der sich stets gleichen Gelassenheit und Gegenwart des Geistes, womit ihr Monarch jeder Schwierigkeit und Gefahr entgegen ging. Kurz, kein Fürst schien von Natur besser zu der kritischen Lage ausgerüstet zu seyn, worin das Schiksal ihn versezet hatte. Seine Fähigkeiten schienen zu wachseu, so wie die Gefahr zunahm: sein Eifer und Muth erhoben ihn sogar über das Gefühl von Ermüdung. Die Beschwerden, welchen er sich während dieser langen Belagerung unterzog, waren in der That so vielfältig, und wegen der Strenge der Jahreszeit so empfindlich, daß sie seine Leibesbeschaffenheit schwächten und sein Ende be-

schleunigten. Aber er empfand stets einen edlen Stolz über die Ursache seines schlechten Gesundheitstandes, und pflegte zu sagen, er stürbe auf die Weise den Tod eines Helden.

So wie Fridrich unstreitig das vornehmste Lob gebüret, daß die Feinde in diesem entscheidenden Gefecht zurük getrieben wurden, so kan man auch mit Recht behaupten, daß das ausgezeichnete Beispiel, womit er einem jeden vorging, und die Standhaftigkeit und Tapferkeit, mit welchen er während des ganzen Krieges jeder Gefahr, jedem Unfalle Troz bot, mehr als alles andere zu Erhaltung seines Reichs beitrugen. Nach gleichzeitigen Nachrichten ist es sogar wahrscheinlich, daß verschiedene von den traurigen Vorfällen, die seinem Vaterlande begegneten, abgewendet seyn würden, wenn man die Wünsche, welche er bei verschiedenen Gelegenheiten äusserte, erfüllet hätte. Wenn ihn aber dann der Unfal traf, so vergas er grosmüthig, daß andere mehr dazu beigetragen hatten als er selbst, und unterlies nicht, ihm mit mänlicher Entschlossenheit zu begegnen.

Durch diesen fürchterlichen Sturm schmolz die Schwedische Armee so sehr zusammen, daß

Karl

Karl sich genötiget sahe, seine Absichten auf die Dänische Hauptstadt fahren zu lassen. Bei dem Eintrit des Frühlings schikten die Holländer Fridrich noch eine Flotte unter den Befehlen des berühmten Ruyter zu Hilfe. Dies gab den Schweden einen so heftigen Stos, daß ihre Flotten es nicht wagen durften, sich in offener See zu zeigen.

Während der Zeit hatten der Kaiser und der Kurfürst von Brandenburg, welche die Schweden beide in gleichem Grade hasten und fürchteten, ein zahlreiches Heer zu Dännemarks Erlösung zusammengebracht. Diese Armee hatte die Schwedischen Truppen gezwungen, alle ihre Eroberungen in Holstein und Jydland zu räumen, und sich auf die Dänischen Inseln zurük zu ziehen. Ihre Anzal war durch die vielen Scharmüzel und Gefechte, die jeden Tag vorfielen, und die mannichfaltigen Unternehmungen, welche sie bald gegen diesen bald gegen jenen Ort machten, so erstaunend vermindert worden, daß sie sich jezt gänzlich ausser Stand befanden, dem zahlreichen Heere der Feinde die Spize zu bieten, und genötiget waren, allenthalben blos vertheidigungsweise zu gehen.

Um sich ihre Ueberlegenheit zu Nuzen zu machen, und zugleich mit einemmal einen entscheidenden Schlag zu thun, beschlossen die Verbündeten, die Insel Fyen anzugreifen, woselbst ein auserlesenes Schwedisches Heer in einem verschanzten Lager stand. Sie landeten auf derselben unter Bedekkung der Holländischen Flotte. Die Schweden erwarteten sie ihrer geringern Anzal ungeachtet ohne Furcht. Sie machten die Blüte von Karls Armee aus, und waren seit langer Zeit gewohnt, über weit grössere Heere zu siegen, als das, mit welchem sie jezt fechten solten. Im Vertrauen auf ihr gutes Glük und ihre Kriegserfahrenheit empfingen sie die Verbündeten mit der unerschrokkensten Tapferkeit, und fochten mit so grosser Hartnäkkigkeit und Standhaftigkeit, daß die Kaiserliche Infanterie, welche das Mitteltreffen ausmachte, und die Dänische Reiterei, die auf dem rechten Flügel stand, gänzlich getrennet und in die Flucht getrieben wurden. Der Anführer der Schweden, Pfalzgraf Philip von Sulzbach, ein Deutscher Kriegsheld, der bei Karln in grosser Achtung und Gnade stand, glaubte nun schon den Sieg völlig in Händen zu haben. Den Kriegsregeln gemäs, welche der grosse Gustaf eingeführet und Karl treulich befolget und empfohlen hatte, lies er den

in Unordnung gerathenen Feind fliehen, ohne ihn zu verfolgen, und rükte mit seiner ganzen Macht gegen diejenigen an, welche noch ihren Plaz behaupteten. Zum Glük für die Verbündeten befand sich in ihrer Armee eine beträchtliche Anzal von jenen versuchten Brittischen Soldaten, welche in Holländischem Solde standen, und den vereinigten Staaten in den Niederländischen Kriegen so grosse Dienste geleistet hatten. Ihr Verhalten in diesem Treffen entsprach volkommen der Erwartung, welche man von ihnen hegte. Sie machten den linken Flügel des verbündeten Heeres aus. Nachdem die Dänen und Kaiserlichen in die Flucht getrieben waren, fiel der Schwedische General mit dem ganzen Gewicht seiner siegreichen Truppen auf dieses Corps. Aber es stand felsenfest, und hielt den Angrif mit so vieler Entschlossenheit und Standhaftigkeit ab, daß der Rest der verbündeten Armee hinlängliche Musse hatte, sich zu sammeln und das Treffen wieder anzufangen. Jezt waren die Schweden so ermüdet, und ihre Anzal so beträchtlich vermindert, daß sie nicht im Stande waren, dem Angrif einer so grossen Menge von Feinden zu widerstehen. Sie wichen an allen Seiten, und litten endlich eine so volständige Niederlage, daß blos Sulzbach und ungefähr zwölf

der vornehmsten Offiziere von der Wahlstat entkamen. Ungeachtet diese Schlacht für ihn unglüklich ausfiel, so machte ihm doch sein Verhalten in derselben viele Ehre, und bestätigte den Ruhm eines tapfern und entschlossenen Befehlshabers, den er sich schon vorhin erworben hatte.

Dies war die gröste und ausgezeichnetste Niederlage, welche Karls Waffen je betroffen hatte. Sie vernichtete alle seine Entwürfe und vereitelte seine gesamten Hofnungen. Er ertrug sie indes mit der ihm eignen Grösse der Seele. Er war zu vernünftig, um sich noch ferner mit der Hofnung zu schmeicheln, daß er Dännemark bezwingen würde; aber demungeachtet blieb er bei dem Vorsaz, festen Fus in diesem Reiche zu behalten, bis ein Frieden zustande käme, der ihm sowol Ehre als Nuzen brächte. Allein er überlebte den Wechsel seines Glüks nicht lange.

Nach seinem Tode (1660) ging die Schwedische Nazion, des vieljährigen und langweiligen Krieges gegen so viele Mächte müde, mit Freuden einen algemeinen Frieden ein: aber Fridrich hatte nicht Ursache, mit demselben zufrie-

den

den zu seyn. Holland, für welches Dännemark sich beinahe aufgeopfert hatte, betrug sich gegen dieses Reich auf eine äusserst ungrosmüthige Art. Die Verbündeten waren in ihren Unternehmungen gegen Schweden so glüklich gewesen, und dieses Reich befand sich so wenig in dem Stand, dem Strom so vieler Feinde zu widerstehen, daß Fridrich mit dem grösten Recht die völlige Zurükgabe aller Provinzen erwarten konte, welche die Schweden in dem vorigen Frieden ihm abgedrungen hatten. Aber er ward seinen gegründetsten Hofnungen entgegen gänzlich verlassen. Nur die einzige Aenderung ward in dem gegenwärtigen Traktat gemacht, daß Schweden an Dännemark den Drontheimischen Distrikt in Norwegen zurük gab. — So endigte sich der blutigste und verderblichste Krieg, worin Dännemark je verwikkelt gewesen ist. Es büssete alle seine Besizungen in Schweden ein, und was noch weit schlimmer ist, es verlor die Gleichheit in dem algemeinen Sistem von Macht und Ansehen, welche es so lange gegen seinen alten Nebenbuler behauptet hatte.

Nachdem der Frieden zwischen den beiden Nordischen Kronen geschlossen war, ward in Dännemark ein ganz ausserordentlicher Schau-

plaz

eröfnet, wie man ihn hier noch nie gesehen hatte. Seit Fridrichs III Thronbesteigung hatte der Dänische Adel bei verschiedenen Gelegenheiten ein Verhalten beobachtet, das nicht den König nur, sondern auch seine Unterthanen sehr beleidiget hatte. Die mehresten von ihnen waren äusserst misvergnügt über den unrechtmässigen Anteil von Autorität, welchen die Adelichen besassen, und zu algemeiner Bedrükkung und Unzufriedenheit misbrauchten.

Diese Autorität stand jezt in keinem Verhältnis mehr gegen das, was sie ursprünglich gewesen war, und hatte sich weit über die Schranken ausgedehnet, welche ihr in vorigen Zeiten von den Gesezen bestimmet worden. Aus Patronen nnd Beschüzern der untergeordneten Stände waren die Adelichen stufenweise ihre Unterdrükker und Tirannen geworden, und hatten in dem Laufe des leztverflossenen Jahrhunderts vermittelst ihrer unermeslichen Reichtümer nach und nach fast das ganze Vermögen des Staats an sich gebracht.

Die Monarchen, welche in diesem Zeitraume regierten, und alle Männer von eben so vielem Verstande als Muth waren, hatten die stand-

standhaftesten und entschlossensten Bemühungen angewendet, ihren unrechtmässigen Eingriffen Einhalt zu thun. Die Klugheit und Staatskunst dieser Fürsten hatte es dahin zu bringen gewust, daß die übrigen Glieder des Staatskörpers sich ihnen mit eben dem Nachdruk widersezten. Sie traten häufig zusammen, um die Krone zu unterstüzen, fasten manchen Beschlus zu ihrem Vorteil, und schüzten ihre Vorrechte mit grossem Eifer. Bisweilen hatten sie sogar soviel Ansehen und Geschiklichkeit, daß sie ihre Gerechtsame erweitern konten. Sie unterliessen selten, diese Maasregel zu befolgen, wenn die Umstände der Ausführung günstig waren: denn sie betrachteten dieselbe als wohlthätig für das gemeine Beste, und hatten um so mehr Ursache dazu, da die Macht des Königs in der That das einzige Gegengewicht gegen die drükkende Gewalt des Adels war.

Durch diese wiederholten Kämpfe für die Vertheidigung der königlichen Würde und Autorität ward soviel bewirket, daß sie sich auf ihrem Plaz behauptete. Indes der Adel, unterstüzt durch das Uebergewicht, welches grosse Reichtümer und weitläuftige Besizungen geben, in die Gerechtsame und Freiheiten der übrigen Stände Eingriffe

griffe zu thun versuchte, war die Krone ihrerseits eben so thätig, ihre Vorrechte zu befestigen und zu erweitern. Der Fortgang, den sie darin machte, geschahe zwar ohne Geräusch und war dem Ansehen nach nicht beträchtlich; beunruhigte aber doch die scharfsichtigeren unter dem Adel. Sie konten die anwachsende Neigung der Nazion gegen den Hof nicht bemerken, ohne wegen ihrer Folgen Unruhe zu empfinden.

Bei dem allen genossen sie noch immerfort eines so grossen Anteils an der obersten Gewalt, daß die algemeine Wohlfart des Reichs unmöglich damit bestehen konte. Die Thronfolge hing gewissermaassen ganz von ihrer Wilkühr ab. Sie nötigten die Könige bei ihrer Erwälung, ihnen so viele Vorrechte zu bewilligen, als ihnen zu fordern gut dünkte. So wurde bei dem Anfang jeder Regierung immer etwas zu der ohnehin schon übermässigen Anzal ihrer besondern Vorrechte hinzugefüget. Auf die Weise hatte die Dänische Staatsverfassung eine ganz andere Gestalt bekommen, als sie in den vorigen Zeiten gehabt hatte. Aus einer eingeschränkten Monarchie, wo die Regierung unter dem Könige, dem Adel und den geringern Volksklassen gleich geteilet war, war sie beinahe in eine Aristokratie umge-

geformet worden. Denn oft rissen die Adelichen die Gerechtsame des Fürsten sowol als des Volks an sich, und übten ausschlieslich die Autorität aus, welche diesen beiden Zweigen der gesezgebenden Macht zukam.

Gegenwärtig waren die Ausschweifungen, welche sie sich in diesem Punkt zu Schulden kommen liessen, um so auffallender und unleidlicher, da ihr Einflus, ungeachtet des Tons von Oberherrschaft, den sie bei solchen Vorfällen annahmen, sehr zu sinken began, und mehr aus Nachsicht der übrigen Stände, welchen er so nachteilig geworden war, als aus Unfähigkeit ihn zu vernichten, fortdauerte. Kurz, sie regierten nur noch durch die Macht der Verjährung: man gehorchte ihnen mehr aus Gewohnheit, als aus Ehrerbietung oder Furcht.

Endlich fiel aber das unvernünftige und übermüthige ihres Betragens so stark in die Augen, und zog so verderbliche Folgen nach sich, daß der ganzen Nazion herzlich verlangte, diesen offenbaren Misbrauch der Gewalt abgestelt zu sehen. Die geringern Stände klagten, daß ihre Gerechtsame wesentlich verlezet, und ihnen der Anteil an der Regierung des Staats geraubet würde, den ihre Vor-

fäh-

fahren so lange besessen, und mit so grossem Eifer behauptet hätten. Der König beschwerte sich eben so sehr über die schädlichen Folgen dieser ungerechten Verteilung der Macht. Er hatte das Vorhaben des Adels, ihn von dem Throne auszuschliessen, nicht vergessen, und längst bei sich beschlossen, sich an diesem unruhigen Stande zu rächen. Das Volk kante seine Gemüthsstimmung, und er wuste eben so wohl, daß es mit dem Betragen des Adels überhaupt unzufrieden wäre. Hieraus lies sich nun leicht abnehmen, daß bei der ersten Veranlassung ohnfehlbar ein heftiger Zwist entstehen würde.

In den leztverflossenen Jahren hatte diese gegenseitige Erbitterung manches Unheil verursachet. Sie erzeugte eine Ungeneigtheit und Uneinigkeit unter den höhern und niedern Volksklassen, die bei verschiedenen Gelegenheiten dem gemeinen Besten nicht wenig nachteilig ward. Sie brachte eine Gleichgiltigkeit gegen die Wohlfart des ganzen Staats hervor, die, wie stets geschieht, in Schwachherzigkeit und Muthlosigkeit ausartete. So war der Nazional-Geist gesunken, und die Wohlfart des Staats vernachlässiget worden, weil eine Klasse von Menschen von ungemessenem Ehrgeiz hin-

hingerissen, ihr Vaterland jederzeit auf die unverschämteste und beleidigendste Weise ihrer eigenen Vergrösserung aufopferte, und durch ihr Betragen algemeines Misvergnügen erregte.

Ehe der Dänische Adel sich dieser schädlichen Eingriffe in die Rechte seiner Mit-Unterthanen schuldig machte, waren die Dänen ein Volk, dessen Entschliessungen und Handlungen sowol im Innern des Reichs als auswärts freie Wirkungen einer Nazional-Berathschlagung waren. Sie waren nicht, so wie jezt, beinahe blos leidende Werkzeuge des Willens und Gutdünkens der Adelichen. Was im Namen und unter der Autorität des gemeinen Wesens geschehen solte, muste zuförderst die ungezwungene Genehmigung des ganzen versammelten Volks erhalten. Eben die Entschlossenheit, welche in diesen Versamlungen den Vorsiz hatte, begleitete und lenkte ihre Unternehmungen im Felde. Dies war nichts mehr als eine natürliche Selbstfolge. Die Adelichen, welche die vornehmste aber keine unumschränkte Autorität besassen, waren Männer von hohem Muth. Da sie bei der Armee die vornehmsten Posten bekleideten, so brachten sie jene kühne und entschlossene Gemüthsstimmung, welche sie im Lager angenommen hatten, mit in den

Senat, und waren mithin volkommen geschikt, in beiden Fächern zu glänzen. Die Klasse der Gemeinen stand zwar nicht auf eben der Stufe des Ranges und der Vorrechte; aber sie hatte doch unleugbar, als politischer Körper betrachtet, vielen Einflus auf die Versamlung, und behauptete stets mit grossem Nachdruk die Gerechtsame und Vorzüge, die ihrem Stande eigen waren. Alles dieses flössete ihnen einen angemessenen Grad von Erhabenheit des Geistes ein: denn es ist algemein bekant, und bedarf keiner Erleuterung, wie sehr des Menschen Brust mit Muth und Kraft erfüllet wird, wenn er sich von andern geachtet sieht, und sich als eine Person von Wichtigkeit und Einflus betrachtet.

Aus allen diesen Gründen machten die Dänen in jenen Zeiten eine sehr auszeichnende und ansehnliche Figur. Ihr Betragen im Frieden und im Kriege gab ihnen Würde und Ansehen, und erwarb ihnen das sehr verdiente Lob einer tapfern und weisen Nazion. Zu Hause lebten sie in einem Stande von Freiheit und Ueberflus; und auswärts ward ihre Tapferkeit in manchen merkwürdigen Vorfällen bewährt gefunden.

Dem Hofe, dessen Autorität in sehr enge Gränzen eingeschränket war, ward inzwischen kein anderer Einflus verstattet, als der von selbst aus der Weisheit seiner Entwürfe für die Wohlfart des Staates flos. Die Könige waren sogar genötiget, um die ihrer Person schuldige Achtung zu erhalten, in ihrem Betragen sowol gegen Privatpersonen als in Staatsangelegenheiten die gröste Behutsamkeit zu beobachten. Die Krone hing, wie bekant, von der Wahl des Volks ab. Bisher war zwar in der geraden Thronfolge vom Vater auf den Sohn keine Aenderung gemacht worden, weil man keine Einwendung gegen den persönlichen Charakter der Regenten hatte. Aber diese wusten doch, daß wenn sie dem Volke misfällig würden, es lediglich bei ihm stünde, hierin eine Aenderung vorzunehmen, sobald es ihm rathsam schiene. Sie wusten, daß es sich dieser Macht in einigen Gelegenheiten bedienet hatte, und aus dem Grunde suchten sie ihr Betragen so einzurichten, daß sie sich die Gunst und Zuneigung ihrer Unterthanen erwarben: denn sie sahen volkommen ein, daß ihr Gehorsam sich blos auf die gute Meinung gründete, welche sie von ihren Beherrschern hegten.

So waren die Könige von Dännemark gewöhnlich Männer von grosser Mässigung und Klugheit, und überhaupt in ihrem Betragen sehr herablassend, weil die Umstände sie nötigten, mit allen Parteien und allen Klassen ihrer Unterthanen auf einem freundschaftlichen Fusse zu leben. Sie genossen einer vorzüglich guten Erziehung, aus dem sehr einleuchtenden Grunde väterlicher Zärtlichkeit. Jeder Monarch bestrebte sich natürlich, seinem Sohne die Thronfolge zu sichern, und wendete jedes Mittel an, ihn der Wahl des Volks würdig zu machen. Es ward daher nichts verabsäumet, ihm die erforderlichen Eigenschaften für einen Thron zu verschaffen: keines Privatmanns Erziehung war so sorgfältig, als der Personen, die zur königlichen Familie gehörten. Die Wirkungen dieser Sorgfalt waren ungemein rühmlich, und leuchteten der ganzen Welt in die Augen. Keine Fürsten in Europa übertrafen die Könige von Dännemark in den Kentnissen und Wissenschaften, welche sich für gekrönte Häupter schikken. Verschiedene von ihnen zeichneten sich besonders durch ihren Fortgang in den schönen Künsten und durch den Schuz aus, welchen sie den Wissenschaften theils durch Unterstüzung, theils durch eigenes Beispiel angedeihen liessen.

Ein

Ein anderer, für den Charakter der Könige in Dännemark ungemein vorteilhafter, Umstand war das liebreiche und freimüthige Betragen, das seit langer Zeit zwischen ihnen und ihren Unterthanen geherrschet hatte. Sie suchten begierig die Gegenwart ihres Königs, und naheten sich ihm mit einem beinah kindlichen Zutrauen. Man betrachtete ihn, und gewis ohne Verstellung, als den Beschüzer seines ganzen Volks und insonderheit der geringern Stände, welche oft durch seine Vermittelung von ihren bisweilen nur zu strengen Obern, dem Adel, wirkliche Abstellung ihrer Beschwerden erhielten.

Diese und andere mitwirkende Ursachen, wie die Gastfreundschaft, Güte und Freigebigkeit, welche sie in ihrer häuslichen Lebensart zeigten, und vor allen die grosmüthige Gesinnung, die sie in jeder öffentlichen Angelegenheit hervorscheinen liessen, diese, sage ich, halfen ihnen einen so grossen persönlichen Einflus erlangen, daß ihre Lage so volkommen wünschenswerth, ihr Stand so wahrhaft gros war, als vernünftiger Ehrgeiz verlangen konte. Zwar fehlte ihnen das, was billig kein menschliches Wesen besizen, und kein guter Fürst wünschen solte, die Macht, in allen Dingen blos nach ihrem Willen zu handeln.

Aber sie konten dagegen sicher seyn, daß ihre Plane nie durchkreuzet würden, so lange sie mit Gerechtigkeit und Einsicht regierten, und das Beste ihrer Unterthanen ernstlich suchten. Diese waren so bereitwillig, ihre Anweisungen zu befolgen, daß sie selten von der Meinung ihrer Regenten abwichen, und kaum ein einzigesmal Neigung blikken liessen, ihnen Zwang anzulegen.

Diese nachgiebige Gesinnung des Dänischen Volks flos keinesweges aus blinder Parteilichkeit für die Person seiner Monarchen. Die wahre Ursache war: die leztern vermieden mit äusserster Sorgfalt, in Plane einzutreten, welche Eifersucht zwischen ihnen und ihren Unterthanen erzeugen konten: und in der That hielt sie auch die glükliche Unmöglichkeit, schädliche Absichten zur Ausführung zu bringen, ab, dergleichen Ideen zu fassen. Der Erfolg war, daß beide Theile keinen Anlas zu Erbitterung, Argwohn und Unruhe gaben und bekamen. Frieden und Eintracht im Innern des Reichs waren auf dem festesten Grunde erbauet, auf gegenseitigem Zutrauen zwischen dem Monarchen und seinen Unterthanen, und dieses gründete sich auf unverworrener und wohl überlegter Vereinigung ihres beiderseitigen Vorteils, und auf einer herzlichen Neigung, jede Gelegen-

legenheit zu ergreifen, wo sie einander Beweise von Wohlwollen und Zuneigung geben konten.

So war im algemeinen der Charakter, so der Zustand der Dänischen Nazion und Monarchie beschaffen, insonderheit seitdem das Haus Oldenburg den Thron bestiegen hatte.

Die Regierung war also auf obgedachte Weise zu algemeiner Zufriedenheit des Fürsten und der Unterthanen eingerichtet. Die Nazional-Glükseligkeit volständig zu machen, war jedoch noch übrig, sie gegen jede wahrscheinliche Möglichkeit einer Veränderung zu sichern, die Grundstüzen, worauf sie ruhete, zu befestigen, und den geringeren Ständen mehrere Vorrechte und Freiheiten zu bewilligen. Daß so etwas nothwendig wäre, hatte man bei verschiedenen Gelegenheiten zu verstehen gegeben, und war selbst von einigen aus dem Adelstande, entweder aus Beweg-Gründen der Menschlichkeit oder der Politik, eingeräumet worden. Vielleicht hatten die leztern Gründe das Uebergewicht. Die auszeichnende Wärme, womit das gemeine Volk in manchen Vorfällen den Monarchen begünstigte, erwekte bei einigen vom Adelstand, welche die andern an Kentnis und Scharfsin übertrafen, eine

Besorgnis, daß wenn sie sich einen so grossen Theil der algemeinen Wohlfart ausschlieslich zueigneten, die übrigen Stände in einer Anwandlung von Unwillen sich an ihnen rächen, und die Volwerke, die zwischen der Krone und unumschränkter Macht aufgeführet waren, niederreissen mögten, um den Adel zur Gleichheit mit ihrem Stande herab zu bringen.

Glüklich wären alle Theile und insonderheit die Adelichen gewesen, wenn ihr ganzer Stand diese weisen und lobenswürdigen Gesinnungen angenommen hätte. Aber jener unmässige Geist des Eigennuzes, der eben so oft ganze Versamlungen als den Busen einzelner Personen erfüllet, hielt den Adel ab, diese Schritte zu thun, die doch zu Erhaltung seiner eigenen Wohlfart nothwendig waren. Er beharrte auf dem verderblichen Entschlus, von der Freiheit des ganzen Staats, soviel als möglich an sich zu reissen.

Diese unselige Eigennüzigkeit verrieth sich bei jeder Gelegenheit. So oft auch die geringern Klassen ihre Ungeduld über die drükkende Last, die man ihnen aufbürdete, blikken liessen, so räumten die Adelichen ihnen dennoch nicht das

 min-

mindeste ein, ausser wenn die Zeitumstände sie unumgänglich dazu nötigten. Selbst dann hatte ihre Nachgiebigkeit ein so ungefälliges Ansehen, daß die Gemeinen sie keinesweges als eine ihnen erwiesene Verbindlichkeit betrachteten. Vielmehr sahe sie volkommen so aus, als ob sie, wie auch die Wahrheit war, durch das Geschrei der Geringern erpresset und lediglich ein Werk der Nothwendigkeit wäre.

So wurden in jedem Zwiste zwischen den Adelichen und Gemeinen durch das ungefällige Betragen und den Unterdrükkungs-Geist der erstern die Bande der Vereinigung nach und nach schlaffer: so wurden dem Hofe beständig Gelegenheiten verschaft, in allen ihren Streitigkeiten Schiedsrichter zu werden. Dies war in der That eine natürliche Folge derselben: denn der Hof war das einzige Tribunal, an welches beide Theile sich zulezt wenden konten. Was am Ende hieraus werden würde, sah jeder Denkende mit leichter Mühe ein. Aber der gröste Theil der Adelichen war so unaussprechlich bethöret, daß er die Gefahr, welcher er sich aussezte, entweder nicht sah, oder aus Uebermuth und Empfindlichkeit gering achtete, bis sie so gros und mächtig ward, daß aller Widerstand vergeblich war.

Diese unverzeihliche Behandlung der geringern Klassen zeigte sich nie in einem stärkern und widrigern Licht, als in jenem berühmten Reichs-Schlus, durch welchen Fridrich I nach Verjagung des grausamen Christian II auf den Thron erhoben ward. Da er die Krone lediglich als ein Geschenk des dänischen Volks betrachten muste, und blos darum erwählet ward, weil er keinen andern Anhang in dem Reiche haben konte, als diejenigen, welche seinen Vorweser vertrieben hatten, so befand er sich völlig ausser Stand, die Forderungen zu verweigern, die seine Unterthanen ihm vorzulegen dachten. Dies wusten sie sehr gut, und waren entschlossen, sie so weit als möglich auszudehnen. Der Adel und die Geistlichkeit traten also bei dieser kritischen Gelegenheit zusammen, und verlangten und erhielten ausser ihren bisherigen Vorrechten, welche gros und zahlreich waren, noch eine Menge anderer. Kurz, was sie begehrten, ward zugestanden. Der neue König, der blos das Geschöpf ihrer Wahl war, konte unter den Umständen keinen eigenen Willen haben, und war froh, für jeden Preis ein Diadem zu erwerben. Er überlies es seinen Nachkommen, das Maas der königlichen Gewalt zu erweitern, oder hofte vielleicht bei irgend einer günstigen Gelegenheit sie selbst wo mög-

möglich zu vergrössern. Die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit wurden nun zwar in dieser Handfeste (Versicherungs-Akte) feierlich bestätiget und vermehret; aber die Gemeinen beinahe ganz vergessen. Was für sie geschah, war in der That eine unbedeutende Kleinigkeit. Wirklich hatte es das Ansehen, als ob der Adel und die Geistlichkeit sich vereinbaret hätten, die Regierung zu einer wahren Aristokratie umzuformen. Zwar konte man sich nach den Gesezen nicht entlegen, die Bitschriften und Vorstellungen der geringern Stände anzunehmen und zu erwegen: aber sobald es zur Entscheidung kam, fanden sie nur geringe Aufmerksamkeit und Unterstüzung. Einige wenige Verfügungen ausgenommen, welche man ihnen nicht versagen konte, ohne augenscheinlich gegen Gerechtigkeit und Anständigkeit zu sündigen, ward ihnen nicht der geringste Vorteil zugestanden. Sie sahen also bald ein, daß ihre Wohlfart und Ruhe lediglich von dem Muth abhingen, mit welchem sie ihre Gerechtsame vertheidigen würden; und daß sie den Adelstand und die Geistlichkeit nicht als Freunde betrachten müsten, sondern als Theilnehmer an dem unbilligen Vorhaben, sie auf alle mögliche Weise zu belasten und zu unterdrükken.

Von

Von diesem merkwürdigen Zeitpunkte an äusserten sich der gegenseitige Has und das Mistrauen der höhern und niedern Stände stärker als je. Dies war blos eine unvermeidliche Folge von dem, was so eben erzählet worden. Da die Adelichen ihre Absicht, kleine Tirannen zu spielen, so deutlich merken liessen, so war es nicht möglich, daß die Gemeinen irgend ein Zutrauen zu ihnen fassen konten. Auch wird man es ihnen keinesweges verdenken, daß sie ihrerseits alles, was in ihrer Macht stand, versuchten, um denen, die sie als Sklaven behandeln wolten, kräftigen Widerstand zu leisten.

Dies waren die Ursachen jener Feindschaft, deren Folgen mit der Zeit beiden Theilen so schreklich wurden. Mit jedem Tage gewan sie neue Stärke. Bei jeder Versamlung der Staaten gab der ungereimte Stolz der Adelichen den Gemeinen neue Ursachen zu Misvergnügen; zumal da sie ihren Einflus und ihr Ansehen auf alle Weise zu verringern und sogar bei Gelegenheit lächerlich zu machen suchten. Dieses Benehmen war eine Beleidigung, welche die geringern Klassen aufs tiesste verwundete: denn Beschimpfungen und Verachtung sind das, was der Mensch am schwersten verzeihet, und was den stärksten

und bleibendsten Eindruk auf sein Gedächtnis macht. Auch läst es sich nicht vermuten, daß in Streitigkeiten, die mit so vielem Grol geführet wurden, nicht dann und wann persönliche Beleidigungen vorgefallen wären. Die Adelichen trugen zwar wegen ihres grössern Reichtums und Einflusses in den mehresten dieser Zänkereien den Sieg davon. Aber die Gemeinen fanden immer Mittel, sich einigermaassen, wo nicht durch Thaten, doch wenigstens durch Schmähungen und Vorwürfe zu rächen, die stolzen Gemüthern oft eben so schmerzhaft und nachteilig sind, als wirklicher Schaden.

Aber das schlimste bei diesen unaufhörlichen Fehden im Staate war, daß das Schiksa immer dasselbe blieb, und zulezt dem belasteten und verlierenden Theile unerträglich ward. Wenn die Gemeinen in ihren gesezmässigen Versamlungen bei einander waren, unterliessen sie nie, ihre Gerechtsame mit grosser Festigkeit und Entschlossenheit zu verfechten: aber getrennt waren sie allezeit zu schwach, ihre Ansprüche zu behaupten, und sich den Anmaassungen der Höhern zu widersezen. Die Adelichen achteten mit ihrem gewohnten Stolz und Uebermuth die Verfügungen geringe, welche durch blosse Vorstellungen, die

keine

keine andere Stüze als Gerechtigkeit hatten, erzeuget waren.

Eine Zeitlang ward der Adel in diesem Misbrauch der Macht durch den Beistand der Geistlichkeit kräftig unterstüzet: denn diese machte gewissermaassen einen Theil des Adelstandes aus, da sie sehr angesehene und erhabene Würden bekleidete, und weitläuftige Güter besas. Dies verband sie beide genau mit einander. Das Gefühl der Nothwendigkeit, sich einander gegenseitig zu unterstüzen, erzeugte unter ihnen ein gemeinschaftliches Interesse, und machte sie geneigt, ein stilschweigendes Angrifs- und Vertheidigungs-Bündnis gegen die geringern Stände des Reichs einzugehen.

Durch die Reformation ward diese Verbindung vernichtet. In dem benachbarten Deutschland, wo sie zuerst entstand und sich nach und nach ausbreitete, hatte der Adel sich durch die Beute der Geistlichkeit bereichert, und dies erwekte bald bei dem Dänischen Adel ein Verlangen, diesem einträglichen Beispiel zu folgen. Die Grundsäze der Reformation wurden folglich eben sowol aus Gründen des Eigennuzes, als aus Trieb des Gewissens und der Frömmigkeit in

Dän-

Dännemark angenommen und eingeführet. Die Folge dieser grossen Veränderung war, daß das Vermögen der Geistlichen sehr beschnitten ward, und sie selbst aus Männern von der grösten Wichtigkeit schnel zu Leuten von ganz gewöhnlichem Stande herabsanken.

Allein diese Revoluzion war mit einer andern vergeselschaftet, an welche die Adelichen vor gar zu grosser Gierigkeit damals nicht im mindesten dachten. Ihre Einkünfte vermehrten sie zwar; aber sie beraubten sich auch selbst einer sehr mächtigen Stüze, da sie das Interesse der Geistlichen von dem ihrigen trennten. Dies war eine natürliche Folge davon, daß sie denselben einen so grossen Theil ihrer Besiztümer entzogen. Zwar konte es eben nicht für eine grosse Ungerechtigkeit gelten, daß sie sich diese Güter wieder zueigneten, da sie in ältern Zeiten von ihren Familien aus Unwissenheit und Aberglauben veräussert worden. Aber die Geistlichen litten jezt doch immer einen wirklichen Verlust, und sahen sich von dem Stande grosser Macht und Wohlhabenheit gewaltsamerweise zu einem Stande von Niedrigkeit oder höchstens von Mittelmässigkeit herabgestürzet. Diese Begegnung konten sie dem Adel unmöglich verzeihen. Sie sahen inzwischen wohl ein, daß

dieses

dieses Verfahren nach dem herrschenden Geist dieser Zeiten und der damaligen algemeinen Denkart der Nazion einstimmig für recht und nothwendig angesehen werden müste. Sie machten also aus der Noth eine Tugend, und trugen ihr Schiksal mit so vieler Ergebung, als man bei Menschen vermuthen darf, die es fühlen, daß aller Widerstand vergeblich seyn werde.

Diejenigen, welche diese Veränderung der kirchlichen Verfassung bewirkten, bewiesen jedoch so viele Enthaltsamkeit, daß sie verschiedene Vorrechte der Geistlichkeit unverlezt liessen. Das Recht, einen Theil der Stände des Reichs vorzustellen, blieb ihnen nebst einigen andern; und sie fühlten bald, daß sie sich desselben nüzlich bedienen könten, schwere Rache an dem Adelstande auszuüben. Einige vom Adel hatten in der That Scharfsicht genug, um voraus zu sehen, daß die Geistlichkeit ein unversöhnlicher Feind ihres Standes seyn würde, der die vornehmste Triebfeder ihrer Demüthigung gewesen war. Sie fasseten auch wirklich den Gedanken, ihr alle Mittel zur Rache zu benehmen, sie auf den Fus gewöhnlicher Unterthanen zu sezen, und ihr das Recht, einen abgesonderten Zweig der gesezgebenden Macht zu bilden, gänzlich zu entziehen. Aber sei es, daß

der

der grössere Theil der Nazion glaubte, daß sie bereits genug eingebüsset hätte, und daß diese Neuerung zu bedenklich wäre, oder daß sie die Geschiklichkeit besas, den drohenden Sturm abzuwenden, genug sie behielt ihren Siz in den Versamlungen der Stände, und ward nun der schärfste Dorn in des Adels Seite.

Diese merkwürdige Veränderung der Kirchen-Verfassung des Reichs ereignete sich unter der Regierung Christians III. Diesem Fürsten fehlte es nicht an Scharfsin; er sahe also wohl voraus, daß sie früh oder spät einer andern eben so wichtigen Begebenheit den Weg bahnen würde, nämlich der Erweiterung der Macht und der Vorrechte der Krone. Um den Fortgang derselben zu befördern, zeigte er bei Gelegenheit viele Bereitwilligkeit, diejenigen unter der Geistlichkeit, welche bei der algemeinen Zerstreuung ihrer Güter am meisten gelitten hatten, zu unterstüzen und aufzurichten. Er nüzte jede bequeme Veranlassung, ihnen Gefälligkeiten zu erzeigen, und brachte es in kurzem dahin, daß sie in ihm mehr einen Freund und Wohlthäter sahen, als einen Monarchen, der zur Vernichtung ihres Reichtums und Einflusses die Hände geboten hatte. Auf die Weise ward der Grund zu der unauslöschlichen

Feindschaft gelegt, welche seitdem unter dem Adel und der Geistlichkeit herrschte.

Nichts hätte den Gemeinen mehr Stärke geben können, als dieser Beitrit der Geistlichkeit. Sie ward jezt in der That ein Mitglied von diesem Theile des Staatskörpers, und bewies bei jeder Gelegenheit allen möglichen Eifer zu Unterstüzung desselben. Sie konte dies mit desto grösserer Wirkung thun, da die Ehrenbietung, welche man für ihren Charakter hegte, in die Schaale der Partei, welche jezt von ihr begünstigt ward, ein Gewicht legte, das sie vorhin nie gehabt hatte. Aber dies hatte gegenwärtig keine andere Folgen, als daß der Zorn des Adels rege ward, und seine Erbitterung gegen die übrigen Stände aufs höchste stieg. Die Streitigkeiten unter ihnen wurden nun weit häufiger, heftiger und gefährlicher als vorhin, und droheten mehr als einmal allen Ständen mit gänzlicher Vernichtung ihrer Freiheit.

Der Hof verabsäumte indes nicht, von diesen Uneinigkeiten Nuzen zu ziehen: seine Macht begann auch nach und nach aus der Mittelmässigkeit empor zu kommen, worin sie die Verträge mit Fridrich I eingeenget hatten. Sein Sohn

Christian III vergas nicht, wie ich bereits erwähnt habe, sich der günstigen Gelegenheit, welche die Reformation ihm darbot, zu bedienen, und die Geistlichkeit auf die Seite der Krone zu ziehen. Als er starb, war sein Einflus so sehr erweitert worden, daß sein Nachfolger Fridrich II bei seiner Thronbesteigung ein Sistem und Verhältnis von Macht vorfand, das zwar durch die Anmaaßungen der Adelichen viele Einschränkungen leiden muste, aber ihm doch freie Hände lies, mit seinen Absichten über den Umfang von Dännemark hinaus zu gehen, und Entwürfe zu Vergrösserung seiner Krone durch auswärtige Eroberungen zu machen. Diese Lage ermunterte ihn, die Anspürche seiner Vorfahren auf Schweden wieder hervor zu suchen, und verwikkelte seine Unterthanen in einen langwierigen Krieg mit diesem Reiche. Der Ausgang desselben entsprach zwar nicht seinen Wünschen, aus Schweden wieder eben das zu machen, was es vorhin gewesen war, eine Dependenz von Dännemark: aber er zog andere Folgen nach sich, welche zu Vermehrung der königlichen Macht wesentlich beitrugen. Schon die lange Dauer dieses Krieges bewirkte dies in hohem Grade. Die vielen militärischen Unternehmungen, die natürlich von den königlichen Ministern geleitet wurden, gewöhnten die

Unterthanen, die Krone nicht allein für den Haupt-Urheber und Führer derselben, sondern auch für die vornehmste Quelle anzusehen, woraus alle öffentliche Berathschlagungen und Entschliessungen ausströmen müsten. Man kan sogar sagen, daß selbst der Entschlus, diesen Krieg zu wagen, ein Beweis war, wie sehr der Einflus der Krone sich vergrössert hatte. Der Krieg an sich war gewis ein ganz unnöthiges Unternehmen. Die Dänische Nazion konte sich keinen Vorteil davon versprechen, da Erfahrung gezeiget hatte, daß der Frieden zwischen Dännemark und Schweden für beide Reiche gleich wohlthätig wäre. So dachte auch die Nazion im Ganzen, und dennoch ward zu Feindseligkeiten geschritten. Dies allein beweiset, wie mächtig die Hofpartei in der Reichsversamlung geworden war.

Die königlichen Vorrechte, die Fridrich II auf obgedachte Weise vermehret und befestiget hatte, verloren nichts in den Händen seines Nachfolgers Christian IV. Dieser Fürst beobachtete in dem ganzen Laufe seiner vieljährigen Regierung so viele Klugheit und Vorsicht, daß er die Autorität der Krone ungleich weiter als seine Vorfahren ausdehnen konte. Zu seiner Ehre mus ich jedoch bemerken, daß er seinen grossen

sen Einflus mehr dem Vertrauen zu danken hatte, das man mit vollem Recht auf seine Tugenden und seine Mässigung sezte, als den an Höfen so gewöhnlichen schädlichen Intrigen. Seine Unterthanen kanten seinen Charakter zu gut, und waren fest überzeugt, daß ihm nichts ernstlicher am Herzen läge, als die Wohlfart seines Reichs.

Und dennoch mus ich hier erinnern, (wiewol ohne den Werth dieses Monarchen herabzusezen, der gewis das gröste Lob verdient,) daß er ohne es zu wollen die Ketten schmiedete, mit welchen sein Nachfolger so bald nach seinem Ableben die Dänische Nazion zu binden wuste. Wahr ist es, sein Leben flos gröstenteils unter steter Thätigkeit in auswärtigen Angelegenheiten hin: und hieraus mögten einige vielleicht folgern, daß er keine günstige Veranlassung gehabt habe, an Vergrösserung der königlichen Macht in dem Innern des Reichs nach einem überlegten Plan zu arbeiten, weil seine Aufmerksamkeit zu stark auf das geheftet gewesen sei, was unter seinen Nachbaren vorging. In so weit scheint er freilich ganz schnldlos zu seyn, daß er keinen bestimten Entwurf gefasset hatte, sich mächtiger zu machen, als die Geseze und die Verfassung des Staats erlaubten. Man mus ihn um so bereitwilliger von dem Ver-

 dacht

dacht freisprechen, daß er Absichten von dieser Art geheget habe, da er keine Ursache hatte, einiges Misvergnügen unter seinen Unterthanen zu befürchten, von deren Herzen und Zuneigung er so volkommen Herr war. Aber es giebt einen andern Weg, ein Volk in Sklaverei zu führen: ein Weg, der eben so fern von Gewaltthätigkeit ist, als sicher zum Ziele führet: ein Mittel, dessen sich von jeher alle, welche die Leidenschaften des Menschen zu ihren Absichten recht zu nüzen verstanden, als des wirksamsten bedienet haben. Dieses Mittel besteht darin, dem Volke die Ueberzeugung einzuprägen, daß in allem, was geschiehet, sein Nuzen, sein Ruhm hauptsächlich zu Rath gezogen werden; vorzüglich aber darin, beständig ein leutseliges Betragen zu zeigen, und geflissentlich jede Gelegenheit, Freigebigkeit und Wohlthätigkeit auszuüben, zu ergreifen. Die Alten berichten uns von dem grossen Scipio, daß er seine Thaten in Spanien und die Vertreibung der Karthager aus diesem Lande hauptsächlich dem Rufe seiner Wohlthätigkeit und leutseligen Gemüthsart zu danken gehabt, und über Hannibal mehr durch des gemeinen Soldaten feste Anhänglichkeit an seine Person als durch überlegene Kriegeskentnis triumphiret habe. Diese Zuneigung hatte er durch ein Betragen vol von Leutseligkeit

erwor-

erworben, durch ein ungezwungenes herablassendes Wesen, das jeden Privatmann in eine Klasse mit ihm selbst zu sezen schien; kurz, durch Beweise eines zärtlichen Gefühls für seine Nebenmenschen, das ihn allen, die sich ihm naheten, theuer machte. Durch dieses Betragen wurden die Armeen, die unter seinem Kommando standen, mehr seine eigenen, als der Republik ihre: die Liebe des Generals ward für die Soldaten ein Gegenstand von grösserer Wichtigkeit, als der Dienst des gemeinen Wesens. Dies glänzende Beispiel, das Scipio den Römischen Generalen aus edeln und uneigennüzigen Beweggründen gab, ward in der Folge aus ganz andern Absichten nachgeahmet: man brauchte es, die Herzen der Soldaten zu gewinnen, um sich ihres Beistandes zu den schlimsten Endzwekken zu bedienen. Auf eben die Weise läst sich von Christian IV sagen, daß er sich durch die Vortreflichkeit seines persönlichen Charakters in der Armee eine Autorität zu verschaffen wuste, die sogar von denjenigen, über welche sie sich erstrekte, nicht nach ihrem ganzen Umfange eingesehen ward. Er selbst war zwar ein zu rechtschaffener Mann, um despotische Absichten gegen sein Vaterland zu nähren: aber die weit ausgedehnte militärische Macht, welche er durch die beständigen langwierigen Kriege erlangt

hatte, gewöhnte einen grossen Theil seiner Unterthanen an einen Gehorsam gegen ihren Monarchen, der die verderblichsten Folgen nach sich zog, als die oberste Gewalt in andere Hände fiel, die sich gleich ihm bei dem Kriegsheere in Gunst zu sezen wusten, aber nicht so viele Rechtschaffenheit besassen, seine Billigkeit und Mässigung nachzuahmen (*).

Nicht minder wahr ist die Bemerkung, daß diese langwierigen Kriege die Macht des Adels beträchtlich schwächten, indem sie Mistrauen und Zwiespalt unter ihm erzeugten. Da sehr viele vom Adelstande nicht in der Armee dienten, so begannen diejenigen, welche es thaten, nicht allein sich als nüzlichere Mitglieder des Staats zu betrachten, sondern sich auch einzubilden, daß sie allein das Recht hätten, über Sachen zu berathschlagen, von welchen die andern blos theoretische Kentnisse hatten. So gerieth die Besorgung des Kriegswesens nach und nach unter die alleinige Oberaufsicht solcher Personen, die zu dem

*) Eine harte Aeusserung, wenn sie, wie es scheint, auf Fridrich III gehen sol. Freiheitsliebe macht den Verfasser hier so wie an vielen folgenden Stellen ungerecht und heftig im Ausdruk.

dem Kriegsstande gehörten. Hiebei trat noch ein Umstand ein, der dem Adel höchst nachteilig war. Es war nothwendig, Tapferkeit zu belohnen und aufzumuntern, und daher gelangten oft einzelne Personen, die nicht aus der Klasse der Adelichen waren, zu Bedienungen von der grösten Wichtigkeit. Die Adelichen betrachteten dieselben nicht als Personen, die durch ein gemeinschaftliches Band mit ihnen verbunden, und an Stand und Würde ihnen gleich wären: sie liessen vielmehr ein Bewustsein ihres eigenen Vorzuges und ein Mistrauen gegen sie blikken, welches sie äusserst beleidigte. Hieraus entstand eine gegenseitige Zurükhaltung, welche dem Adel höchst schädlich ward: denn sie nötigte verschiedene der besten Offiziere in der Armee, zu der Gegen-Partei über zu treten.

Noch ein Grund von der Abnahme des Einflusses, welchen die Adelichen so lange behauptet hatten, war ihre Abneigung, zu den Bedürfnissen des Staats soviel, als in ihrem Vermögen stand, beizutragen. Christian IV beschwerte sich nicht selten hierüber, und oft war er auf gewisse Weise genötiget, sie durch die Offenheit und Grosmuth, womit er von seinen eigenen Einkünften steuerte, zur Scham und zu Erfüllung ihrer

Pflicht zu bringen. Eine Art zu verfahren, welche mit seinem gewöhnlichen milden Betragen gegen seine Unterthanen volkommen übereinstimte: denn er vermied sorgfältig, sich in heftige Streitigkeiten mit ihnen zu verwikkeln, und wolte sie lieber durch Ueberredung lenken, als durch den Gebrauch seiner Autorität erbittern.

Aus dieser kurzen Darstellung der Begebenheiten, welche sich vor der berühmten Revoluzion, die der alten Staatsverfassung von Dännemark ein Ende machte, ereigneten, leuchtet deutlich hervor, daß diese wichtige Veränderung nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur beinahe eine nothwendige Folge von dem, was vorherging, war, wenn sie gleich manchem plözlich und unvorbedacht scheinen mögte. Alle Umstände schienen dahin abzuzwekken, und dies sahen diejenigen wohl ein, welche Scharfsin genug besassen, die Gemüthsstimmung der Menschen in diesem Zeitpunkte zu durchschauen. Die Unterdrükkungen, der Uebermuth und vor allem andern die innere Uneinigkeit des Adels; der Einflus des Hofes auf die beiden andern Stände; endlich das Misvergnügen derselben über die Adelichen, ein Misvergnügen, das um so mehr zu fürchten stand, da es volkommen gegründet war, und

die Geistlichkeit in Gemeinschaft mit dem Bürgerstande den festen Entschlus gefasset hatte, es den Adel empfinden zu lassen, sobald sich eine günstige Gelegenheit dazu fände.

Jezt durften die Adelichen diesen Entschlus nicht mehr wie in vorigen Zeiten im Vertrauen auf ihre Macht übersehen und gering achten. Das Feudal-Sistem, an dessen Ausbreitung der Adel seit dem erstaunenden Zuwachse von Vermögen, welchen er bei der Reformation erhielt, eifriger als je arbeitete, hatte kräftigen Widerstand gefunden, und viel von seiner Herrschaft verloren. Die Aufnahme der Handlung, und die algemeinere Verbreitung der Reichtümer hatten die Erbauung und Bevölkerung neuer Städte zur Folge: und ihre Einwohner fühlten sich im Vertrauen auf ihre glükliche Lage mehr als vorhin fähig, ihre Rechte zu behaupten und den Anmaassungen der höhern Stände Einhalt zu thun. Der Hof sahe diese Uneinigkeiten, und hegte die Absicht, Vorteil von ihnen zu ziehen. Die Schwäche desselben und der Mangel der Macht, wornach er strebte, flossen aus der übermässigen Gewalt des Adels, und diese konte lediglich durch Erhebung der Geistlichkeit und der Gemeinen vermindert werden. Aus diesem Grunde nahm

der

der Hof sich ihrer Sache bei jeder Gelegenheit mit Freuden an, weil er von der Seite allein die Hilfe erwarten konte, deren er zu Erreichung seiner Endzwekke bedurfte.

Die Armee war indes der Bundesgenosse, auf welchen der Hof sich mit dem grösten Rechte vorzüglich verlies. Zwar bestand sie grösstenteils aus Dänen: aber es waren auch viele Ausländer unter ihr, die schon für sich allein ein ansehnliches Corps bilden konten. Wären aber auch keine als Eingeborne unter ihr befindlich gewesen, so hatte doch der gemeine Soldat, der aus den geringern Volksklassen ausgehoben ward, so wenig Achtung für die Adelichen, und fühlte ihr ungerechtes und übermüthiges Betragen gegen die Geistlichkeit und die Gemeinen so stark, daß er fest entschlossen war, im Fal eines Zwistes auf die Seite der leztern zu treten. Eben so eifrig als diese wünschte er, daß der Adel gedemüthiget und dahin gebracht würde, minder verächtlich von den niedern Ständen zu denken, als bis dahin geschehen war. In diesen Gesinnungen ward er von seinen Offizieren möglichst unterhalten und bestärket. Die mehresten von ihnen kanten kein anderes Erwerbmittel als den Degen, und waren mithin ganz für obgedachte Maasregeln

geln eingenommen, von welchen sie sich im Fal eines glüklichen Erfolgs die grösten Vorteile versprechen konten. Sie wusten, daß die Demüthigung des Adels blos durch gewaltsame Mittel erhalten werden könte, und daß die Armee das einzige kräftige Werkzeug zu Ausführung dieses Vorhabens wäre. Belebt von jenem ehrgeizigen und kühnen Geiste, der Militärpersonen eigen ist, zeigten sie durch ihre Bereitwilligkeit, die Beschwerden der Gemeinen zu rechtfertigen, daß sie ihnen, sobald es verlangt würde, willig und mit Freuden den nachdrüklichsten Beistand leisten würden.

Als Fridrich III den Thron bestieg, fand er, daß die Uneinigkeiten unter den verschiedenen Ständen seines Reichs weiter als je um sich gegriffen hatten. Die alte Regierungsform bestand zwar noch: aber er sahe, daß sie von dem grösten Theile der Nazion wenig geachtet ward, und schlos also, daß es nicht schwer seyn würde, einem Gebäude, daß schon so lange gewanket hatte, und auf so schwachen und hinfälligen Grundpfeilern ruhete, den lezten Stos zu geben. Ausser den Einwendungen, welche er gemeinschaftlich mit seinen Unterthanen gegen die übermässige Gewalt der Adelichen machen konte, hatte

er noch Privat-Ursachen, sie in einem gehässigen Lichte zu betrachten, und zwar solche Ursachen, die in dem Gemüthe eines ehrgeizigen Fürsten immer oben an stehen. Er konte ihnen die Intrigen nicht verzeihen, welche sie, wie oben gemeldet worden, zum Besten seines natürlichen Bruders Waldemar gespielet hatten. Hauptsächlich aus diesem Grunde hegte er einen unversöhnlichen Has gegen sie, und war fest entschlossen, seine Rache über sie auszuschütten, sobald er dazu einen scheinbaren Vorwand und eine passende Gelegenheit fände.

Es war zwischen ihm und denjenigen, welche sein engstes Vertrauen besassen, verabredet worden, den Adel der Macht und der Autorität zu berauben, welche er durch eine vieljährige Kette glüklicher Anmaassungen erlanget hatte. Der Uebermuth und Muthwillen dieses Standes gab täglich hinreichende Veranlassung, ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Allein da Menschen gewöhnlich nicht alle Vorteile einsehen, die sie in Händen haben, so wenig wie sie auf einmal ihre ganze Schwäche entdekken, so hielt auch der Hof für rathsam, so lange zu warten, bis ein und anderes auffallendes Beispiel von dem unschiklichen und unverantwortlichen Betragen der Adelichen

chen

chen ihm die ungezweifelte Hofnung gewährte, daß der Entwurf, mit welchem er schwanger ging, glüklich würde ausgeführet werden.

Fridrichs Ministerium bestand aus verschiedenen schlauen Männern, die insgesamt dem Adel nicht genigt waren, und sich gröstenteils durch die Talente emporgeschwungen hatten, welche an Höfen am schönsten blühen, List, Kunst sich nach den Umständen zu schmiegen, und Intrige. An ihrer Spize stand Gabel, als königlicher Kabinets-Sekretär. Er war ein Mann von niedriger Geburt *, aber mit ungewöhnlicher Scharfsicht und Thätigkeit begabet. Da die Fortdauer seiner Macht lediglich von der Gunst seines Herrn abhing, so war er unermüdet in dem Bestreben, die königliche Autorität über jede Einschränkung zu erheben. Der König, umringt von einem Schwarm von Hofleuten gleichen Schlags, die unaufhörlich durch Reden und Einblasungen seinen Unwillen gegen die Adelichen nährten, sog natürlich ihre Ideen ein, und lies sich durch ihren Rath leiten.

Es ereigneten sich überdies verschiedene Vorfälle, welche die Unternehmung, die dem Hofe so sehr am Herzen lag, ungemein beförderten.

*) Eigentlich ein Edelmann aus Bremen.

Die Unverschämtheit, womit die Adelichen den geringern Ständen begegneten, war oft gar zu auffallend und unerträglich: auch konte man sie bisweilen nicht ganz von dem Vorwurf eines übermüthigen Betragens gegen den König selbst freisprechen. Einer unter ihnen hatte ihn insonderheit auf die beleidigendste Weise gereizet. Dies war Ulfeld, ein Edelmann, der grosse Talente, aber auch einen unmässigen Stolz besas. Er war Reichs-Hofmeister gewesen, und dieser Posten, der ihm grossen Einflus und ungemeines Ansehen gab, hatte seinen natürlichen Hochmuth so sehr vermehret, daß er Fridrich zulezt unausstehlich ward. Der Monarch faste endlich einen solchen unversöhnlichen Widerwillen gegen ihn, daß er es rathsam fand, aus Dännemark zu entweichen, um sich gegen die Folgen verschiedener Anklagen, die gegen ihn eingebracht waren und von dem Könige begünstiget wurden, in Sicherheit zu sezen. Aber diese freiwillige Verbannung machte der leidenschaftlichen und unehrerbietigen Widersezlichkeit kein Ende, die er zu Hause gegen Fridrich bewiesen hatte. Eben der Geist begleitete ihn ausser Landes. Er unterhielt einen Briefwechsel mit allen Misvergnügten in seinem Vaterlande, und arbeitete mit allen seinen Kräften und Fähigkeiten seinem Monarchen

allent-

allenthalben Feinde zu erwekken. Zum Unglük für ihn selbst gelang ihm dieses unnatürliche Vorhaben nur zu gut: aber er ward zugleich das vornehmste Werkzeug, dem Adelstande, dessen Haupt und Rathgeber er war, algemeinen Has und übeln Ruf zuzuziehen.

Was aber Fridrichs Absichten mehr und wirksamer als alles andere beförderte, war der Krieg, der zwischen Dännemark und Schweden ausbrach, und die darauf folgende Belagerung von Kopenhagen. Fridrich erwarb sich in dem ganzen Laufe dieses verderblichen Krieges ungemeine Ehre durch den Muth, den er bei verschiedenen Gelegenheiten blikken lies. Insonderheit ward er seinem Volke während dieser merkwürdigen Belagerung unaussprechlich theuer durch die heldenmüthige Beharrlichkeit und Grösse der Seele, die er in den schreklichsten Vorfällen zeigte. Seine Tapferkeit machte ihn zum Abgot des Kriegsstandes, und alle Stände gaben ihm das ungeheuchelte Zeugnis, daß seine Gegenwart allein so viel werth gewesen wäre als eine Armee. Unstreitig legte sein edles Verhalten in diesem kritischen Zeitpunkt den unmittelbaren Grund zu den folgenden Veränderungen. Die Augen des ganzen Reichs waren jezt auf ihn gerichtet, und be-

trachteten ihn als einen Mann, der zu der Krone, die er trüge, eben so sehr durch seine Thaten als durch Geburt berechtiget wäre. Er war jezt mehr als König; er war der Retter seines Reichs geworden. Die Grösse der Schwierigkeiten, mit welchen er umringt gewesen, hatte Tugenden und Fähigkeiten in ihm aufgewekket, die bis dahin geschlummert hatten. Sie hatten ihm denn, wie gewöhnlich in solchen Fällen geschieht, nicht allein verdiente Bewunderung erworben, sondern auch die Erwartung der Welt rege gemacht, die stets bereit ist, in Rüksicht des Vergangenen Kredit für die Zukunft zu geben. Die glänzende Lage, worin Fridrich sich befand, war also die Folge der glorreichen Befreiung seines Reichs von den Drangsalen und Schwierigkeiten, worin es so tief verwikkelt gewesen war. Des Volkes Dankbarkeit wuchs mit den Gefahren, welche er mit ihm theilte. Da er zur Zeit der Noth so viel zu dessen Vertheidigung und Errettung gethan hatte, so glaubte es, daß er eben so fähig wäre, den Uebeln abzuhelfen, welche durch die vorhergehenden Unfälle veranlasset waren. Ganz natürlich schmeichelte es sich mit der Vorstellung, daß ein Fürst, der in Widerwärtigkeit so manche grosse und gute Eigenschaften gezeiget hatte, gleichfals einen zwekmässigen

Ge-

Gebrauch von den Vorteilen machen würde, die aus einem Zustande von Glükseligkeit entsprossseten.

Auf die Weise ward der Krieg mit Schweden, der Dännemark zu einem sehr geringen Staate heruntersezte, für Fridrich eine Quelle grossen Ansehens und Ruhms. Seit diesem Zeitpunkte ward er in einem weit vorteilhaftern Lichte als vorhin betrachtet, und befand sich in dem Besiz einer grössern Macht und eines mehr ausgebreiteten Einflusses, als er wahrscheinlich ohne diesen Vorfal erlanget hätte.

Gleich nach dem Schlus des Friedens zwischen Dännemark und Schweden faste Fridrichs Ministerium, durch obgedachte Gründe aufgemuntert, die Entschliessung, die vorläufigen Unternehmungen anzufangen, um seinen geheimen Plan zur Reife zu bringen. Es began damit, dem Adel nachteilige Gerüchte auszubreiten, und des Königs Betragen während des Krieges zu erheben. Die Gründe, welchen der Hof den scheinbarsten Anstrich zu geben wuste, waren die Langsamkeit und Neigung zum Aufschub, welche der Adel in seinen Berathschlagungen zeigte, und die Schwierigkeit, ihn zu thätigen Entschliessun-

gen zu bewegen. Diese Schläfrigkeit, behauptete man, wäre die hauptsächliche Ursache verschiedener von den erlittenen Unglüksfällen: selten hätten sie mit Wärme und Eifer die Maasregeln befördert, welche allein den König in den Stand sezen konten, den Feinden des Staats mit Nachdruk die Spize zu bieten. Indes die andern Stände den Befehlen ihres Monarchen einmüthigen und freudigen Gehorsam leisteten, und ihre äussersten Kräfte aufboten, bezeigten die Adelichen, wie man ihnen schuld gab, stets ein ungeziemendes Widerstreben gegen die Schlüsse, die in der Versamlung der Staaten gefasset wurden. Bei allen Gelegenheiten liessen sie eine Eifersucht gegen den König blikken, die eben so grundlos als achtungswidrig war, da er nie die mindesten Zeichen einer zur tirannischen Herrschaft geneigten Gemüthsart gegeben hatte, und im Gegenteil ein besonderes Vergnügen darin zu finden schien, jedermann mit Herablassung und Leutseligkeit zu begegnen. Dieses Betragen der Adelichen schilderte man um so mehr als tadelnswürdig und undankbar, da die Rettung der Hauptstadt, und nebst ihr des ganzen Reichs, mithin auch aller Güter und Freiheiten des Adels, vornämlich des Königs ausserordentlicher Tapferkeit und Standhaftigkeit zuzuschreiben war.

Kurz,

Kurz, man beschwerte sich, daß die Adelichen sich allein als Leute zu betrachten schienen, die bemerkt und geachtet zu werden veedienten, daß sie eine Art von Recht zu haben glaubten, ein verächtliches Auge auf die übrigen Stände des gemeinen Wesens zu werfen, und sie blos als Vasallen und von ihnen abhängige Personen ansähen, deren Pflicht es wäre, den Befehlen des Adels unbedingten Gehorsam zu leisten, und sich in allen Dingen von seinen Meinungen blindlings leiten zu lassen.

Diese Beschuldigungen wurden geflissentlich unter der ganzen Nazion verbreitet, und von den Anhängern des Hofes mit gröster List und Emsigkeit lebendig erhalten. Zum Unglük für die Adelichen waren sie überhaupt nur zu sehr gegründet: es bedurfte nicht erst eines grossen Aufwandes von Worten, sie tief in das Gemüth des grossen Haufens zu graben, da er täglich Augenzeuge von der Wahrheit verschiedener derselben war. Der Adel verlies sich seinerseits auf seine Anzal und seine Reichtümer, wiegte sich aus Unwissenheit des Anschlags, der mit erstaunender Verschwiegenheit gegen ihn geschmiedet ward, in süsse Träume völliger Sicherheit ein, und glaubte, daß diese Klagen bald schweigen

würden, wie schon oft geschehen war. Er zeigte sogar absichtlich in seinen Zusammenkünften mehr Wärme als je für die mit seinem Stande verknüpften Vorrechte, und nahm das Murren des Volks mit verächtlichem Schweigen und Geringschäzung auf.

Indes auf obgedachte listige Weise das Misvergnügen des Volks angefachet ward, suchte man es zugleich mit eben so vieler Sorgfalt auf die Gedanken zu leiten: das einzige Hilfsmittel für die mannichfaltigen Drangsale, worunter das Reich seufzete, wäre dies, daß alle Einwohner ohne Unterschied, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, nach dem vollem Umfang ihres Vermögens und ihrer Kräfte zu Erleichterung der Nazional-Beschwerden beitrügen, daß alle gehässige und lästige Unterscheidungen von Rang und Vorrechten beiseite gesezt würden, und jedermann einmüthig und edel nach seinem Vermögen die öffentlichen Lasten tragen hülfe, und dem fast gänzlich gesunkenen Vaterlande wieder aufzuhelfen suchte.

Sobald der Hof glaubte, daß die Gemüther des Volks hinlänglich vorbereitet wären, den Entwürfen, mit welchen er umging, Beifal

und Unterstüzung zu schenken, so ward beschlossen, daß die Stände des Reichs sich versammeln solten. Sie wurden auf die gewöhnliche Weise feierlich dazu eingeladen, und erschienen zu Kopenhagen im Anfang des Septembers im Jahr 1660.

Gleich bei Eröfnung der Versamlung konte man aus der Stimmung, worin die Abgeordneten zu seyn schienen, und aus den Reden der Häupter beider Parteien leicht abnehmen, daß diese algemeine Zusammenkunft der Nazion sehr merkwürdige Folgen haben würde.

Während der Zeit suchte man durch geheime Unterhandlungen die Geistlichkeit und den Bürgerstand zu gewinnen, deren Hilfe dem Hofe zu Ausführung seiner Absichten hauptsächlich nötig war. Man zweifelte zwar keinesweges an ihrer Mitwirkung: aber je tiefer der Plan geleget ward, desto sicherer war man, daß er gelingen würde; weil die Adelichen, wenn sie überrascht und unversehens angegriffen wurden, nicht im Stande waren, in Zeiten Maasregeln zu Verhütung des Anschlags zu ergreifen. Man gebrauchte daher die äusserste Vorsicht, und unternahm nichts, das auf irgend eine Weise zu Entdek-

dekkung des vorhabenden Entwurfs leiten konte: alles ward durch Winke und geheime Vorstellungen betrieben. Die Gesinnungen der vornehmsten Geistlichen und Bürger wurden zwar nicht gerade zu erforschet, aber doch so, daß sie deutlich sahen, was man von ihnen wünschte und verlangte. Der erste Punkt, den man ihrer Betrachtung vorlegte, war, daß es nüzlich wäre, dem Könige das tiefe Dankgefühl zu erkennen zu geben, das die Nazion für seine Verdienste hegte. Die einzige schikliche Art, dies zu bewerkstelligen, wäre, sagte man, ihm gleichen Rang und gleiche Würde mit allen benachbarten gekrönten Häuptern zu verleihen, und sie in seiner Person und Familie beständig und erblich zu machen: denn dies wäre das geringste, das die Nazion thun könte, ihre Dankbarkeit für die vielen ungezweifelten Beweise seiner Liebe und seines Eifers für die Wohlfart und Ehre seines Vaterlandes zu bezeugen. Diese Veränderung, behauptete man, würde auf keine Weise der Freiheit und Unabhängigkeit der Nazion nachteilig seyn. Ihre Schwedischen Nachbaren hätten ihnen bereits vor einem Jahrhunderte ein Beispiel in der Person des Gustaf Wasa gegeben, und ihrer Freiheit wäre kein Nachteil daraus erwachsen. Im Gegentheil wären sie nie freier gewe-

gewesen, hätten nie eines blühendern Zustandes sowol im Innern des Reichs als auswärts genossen, als seit diesem Zeitpunkt, wie Dännemark selbst zu seinem Schaden erfahren hätte. England ward als das zweite Beispiel angeführet, daß Erblichkeit der königlichen Würde und Freiheit in einem Staate gar wohl mit einander bestehen könten. Keine Nazion, sagte man, sei so glüklich, mache eine so glänzende Figur, als die Englische. Sie sei so volkommen von der Nüzlichkeit einer erblichen Thronfolge überzeugt, daß sie sich vor kurzem, als sie der gegenwärtig regierenden Familie den Gehorsam aufgekündiget, und einen unrechtmässigen Beherrscher auf den Thron erhoben hätte, nicht eher beruhigen können, bis sie dieselbe wieder in ihre vorigen Rechte eingesezet, und die Macht und Würde des jezigen Königs seinen Nachkommen versichert hätte. Das Beispiel eines so weisen und berühmten Volks, behauptete man, sei schon an sich ein starker Beweis für die Schiklichkeit dieser Maasregel. Dies werde noch durch die Beobachtung bestärket, daß allenthalben, wo die entgegengesezte Sitte herrsche, stets die verderblichsten Folgen daraus entstanden wären. Man brauche die Beispiele nicht unter entfernten Nazionen aufzusuchen: das Königreich Polen sei ein redender

Beweis, wie vielen Unglüksfällen ein Wahlreich unterworfen sei. Parteien, Erbitterungen, Feindschaften und Uneinigkeiten allerlei Art sein die traurigen und unvermeidlichen Wirkungen solcher übel eingerichteten Staatsverfassungen. Wahr sei es freilich, daß Dännemark, obwol ein Wahlreich, bis dahin frei von ihnen gewesen sei: allein dies sei lediglich der richtigen Einsicht der Nazion zuzuschreiben, welche die Thronfolger stets aus einer Familie grnommen habe. Dieser Umstand, (und auf ihn bestand man sam meisten), mache die Krone in der Thab erblich: da sie also nur dem Namen nach von Wahl abhange, so mache es keine Veränderung in der Natur der Verfassung, wenn sie dem Könige und seinen Nachkommen auf immer beigeleget werde. Es sei dies nur als ein blosses Kompliment, als eine Ceremonie zu betrachten, und müsse vielmehr für ein Zeugnis der Dankbarkeit und Liebe der Dänen für die Person ihres Monarchen gelten, als für eine wirkliche Neuerung in der Verfassung des Staats.

Diese Gründe waren unstreitig im höchsten Grade richtig und stark: und wäre die Absicht gewesen, nicht weiter zu gehen, als die Krone erblich zu machen, so hätte für keinen der interessirten

ten Theile irgend ein Nachteil daraus erwachsen können. Aber die endlichen Absichten derjenigen, welche um das Geheimnis der Intrige wusten, hatten einen viel weiteren Umfang. Sie waren überzeugt, daß auf einmal mit ihnen hervorzutreten, der gewisseste Weg wäre, sie vereitelt zu sehen: denn der Adel hätte sich eher bequemet, einem Theil seiner Vorrechte zu entsagen, als eine solche Staatsveränderung, wie die Einführung eines völligen Despotismus war, geschehen lassen, und sich dabei der Gefahr ausgesezet, alle seine Gerechtsame einzubüssen. Sie blieben daher bei dem obgedachten Vorschlag stehen, der nichts nachteiliges oder beunruhigendes in sich faste, und also auch nicht für strafbar gehalten werden konte. War der Erfolg nicht günstig; so waren sie dem äussern Scheine nach frei von aller Schuld verderblicher Absichten. Ward er hingegen von dem Volke angenommen, so konte er leicht den Weg zu neuen Bewilligungen für die Krone bahnen: denn nichts ist gewisser, als daß Nazional-Versamlungen, wenn sie einmal in die Stimmung gesezt worden, eine Forderung von grosser Wichtigkeit zuzustehen, sich gemeiniglich nach und nach dahin leiten lassen, weit mehr zu bewilligen, als man dem ersten

An-

Ansehen nach von ihnen hoffen oder wünschen durfte.

Ein anderer Grund, die wahre Absicht so viel als möglich vor dem grössern Theil des Bürgerstandes und der Einwohner zu verhelen, war die wohlgegründete Furcht, daß sie von ihnen gemisbilliget werden mögte. Seit einem Jahrhunderte beinahe hatte sich der Handel in Dännemark zum wahren Besten des Reichs ungemein ausgebreitet. Da die Streitigkeiten mit Schweden seit der Vertreibung jenes Tirannen, Christians II, grossenteils aufgehöret hatten, so wendete die Nazion die Musse und Ruhe, die sie innerhalb und ausserhalb des Reichs genos, dazu an, ihre innere Angelegenheiten auf einen bessern Fus zu sezen. Die kurz darauf erfolgte Reformation zog nach Dännemark eine Menge Menschen, die wegen Annehmung der neuen Lehre verfolget wurden. Viele von diesen Leuten besassen Vermögen, und was für das Land, welches ihnen eine Freistat gewährte, ungleich vorteilhafter war, die mehresten von ihnen hatten die Handlung gründlich erlernet, und trieben zum Theil einen ausgebreiteten Handel. Von diesen Flüchtlingen, die in grossen Haufen in das Reich kamen, und ihre bisherige Lebensart fortsez-

sezten, sogen die eingebornen Dänen einen feinern Handels-Geist ein, und lernten die Kunst, mit ihren Nachbaren einträglichere Umsäze zu machen. Hierin kamen ihnen verschiedene günstige Umstände sehr zu statten. Zwei derselben verdienen besonders erwähnet zu werden, weil sie von vorzüglicher Wichtigkeit sind. Der erste war die Abnahme der Macht und des Handels der Hansestädte. Der zweite und wichtigste, die Erhebung der sieben vereinigten Provinzen zu einem besondern Staat, und ihr langer und hartnäkkiger Krieg mit Spanien, dessen Joch sie so eben abgeworfen hatten. Ihre Unabhängigkeit zu behaupten, waren sie genötiget, sich auf Indüstrie und Handlung zu legen; die einzigen Stüzen für ein Volk, das ein armes Land bewohnet, und entschlossen ist, frei zu seyn. Dies veranlassete sie natürlicherweise, ein Verkehr mit denjenigen Ländern zu eröfnen, welche ihnen Materialien zum Schifbau liefern konten. Dännemark besas damals die besten Provinzen in Schweden und ganz Norwegen, und freute sich, daß es eine Gelegenheit fand, unter den Kaufleuten beider Länder eine Handelsverbindung zu stiften, die für ihr beiderseitiges Beste sehr eesprieslich seyn muste. Die nahe Verwandschaft zwischen Jakob I von England und Christian

stian IV von Dännemark war ebenfals sehr nüzlich, den Handelsbetrieb zwischen den Dänen und Engländern zu erweitern, die gerade zu der Zeit den Holländern in jedem Zweige der Handlung und Schiffart nachzueifern begannen. Durch das Verkehr mit diesen beiden Nazionen ward Dännemarks Handlung ungemein ausgebreitet, und das Land ausserordentlich blühend. Verschiedene Oerter, die vorhin nichts mehr als kleine Dörfer gewesen, waren nun lebhafte Städte geworden. So wie dieselben blühender wurden und an Einwohnern zunahmen, so vermehrte sich auch die Anzal der einzelen Personen, welchen an Erhaltung der Freiheit des Staats vorzüglich gelegen war. Gegenwärtig war dieselbe so stark angewachsen, daß sie die Eifersucht der Adelichen rege machte: denn oft waren ihre Reichtümer und ihr Ansehen ein wirksames Gegengewicht gegen den übermässigen Einflus des Adels. Hiezu rechne man noch den augenscheinlichen Nuzen, den man in allen Bedürfnissen des Staats von ihnen zog, die beträchtlichen Geldsummen, welche sie für desselben Dienst aufbringen konten, und die Vorschüsse, welche sie stets bei dringenden Gelegenheiten mit der grösten Bereitwilligkeit geleistet hatten. Diese Umstände, und die Ehrerbietung, welche die

Menschen dem Reichtum zu erzeigen so geneigt sind, gaben ihnen ein Ansehen, das allemal der Seite der Waage, auf welche sie sich neigten, ein entschiedenes Uebergewicht verschaffen muste.

Die Gelindigkeit, welche die Dänische Regierung bis zu dem Zeitpunkt, dem wir uns jezt nahen, auszeichnete, flos aus der Mässigung und Weisheit derjenigen, welche am Hofe das grösseste Gewicht hatten. Da überdies die Krone in ihrer gesezmässigen Autorität sehr beschränkt war, so fürchtete man von ihrer Seite nichts wilkürliches und tirannisches. Das Corps der Adelichen war dagegen die eigentliche herrschende Macht, und maassete sich oft eine unumschränkte Autorität an, die sich sogar bis auf die Krone erstreckte. In dieser Lage war es natürlich und dem Vorteil der handelnden Klasse angemessen, daß sie auf die schwächere Seite trat, um durch diese Vereinigung den Adelichen hinreichende Schranken zu sezen.

Kopenhagen, und die vornehmsten Städte von Dännemark hatten damals einen Ueberflus von vermögenden Bürgern. Verschiedene von ihnen hatten sich in dem lezten Kriege mit Schweden ungemein ausgezeichnet durch die Grosmuth,

womit sie alles, was sie besassen, zur Verthei-digung und Erhaltung des Staats hergaben, und einige hatten dabei wirklich vieles eingebüsset. Diese behaupteten alle einmüthig, daß es Pflicht für jedes Mitglied des gemeinen Wesens wäre, so wie sie gethan hätten, zu dessen Unterstüzung beizutragen, und daß keine Klasse von Unterthanen sich mit Grund unter dem Vorwand einer Immunität von der Schuldigkeit loszälen könte, dem Staate in seinen Drangsalen beizustehen.

Eingenommen von diesen Grundsäzen, die unstreitig recht und lobenswürdig waren, erregten sie ein lautes Geschrei gegen den Adel, der die grösten Besizungen in dem ganzen Königreich hatte, und am wenigsten zu den Lasten desselben beitrug. Ueber die Vorrechte, welche er sich in andern Stükken anmaassete, ward jezt noch wenig geklagt: der einzige Fehler, den man an ihm fand, war sein Steifsin in diesem Punkte. Das algemeine Geschrei erhob sich vorzüglich nur gegen den Mangel des zu den unvermeidlichen Bedürfnissen des Staats erforderlichen Geldes, und gegen die Ungerechtigkeit und Barbarei der Adelichen, die sich weigerten, in Gemeinschaft mit ihren Mit-Unterthanen zu

Er-

Erleichterung der öffentlichen Drangsale thätig beizutragen.

An der Spize dieser zahlreichen und mächtigen Klasse von Einwohnern standen die Bürgermeister von Kopenhagen. Diese waren in eine geheime Verbindung mit dem Ministerio getreten, welches sie durch glänzende Versprechungen für ihre eigene Person und durch herrliche Vorteile, die man den Bürgern verhies, auf seine Seite gezogen hatte. Das Haupt derselben war Hans Nansen, ein Mann von einer kühnen und heftigen Gemüthsbeschaffenheit, der von heisser Begierde brante, mit den Adelichen auf gleichem Fus zu stehen: denn er war mit verschiedenen von ihnen zufällig in lebhafte Streitigkeiten verwikkelt gewesen, worin sein Stolz tief verwundet worden. Belebt von dem Geist der Rache, der allen Menschen eigen ist, aber weit tiefere Wurzeln schlägt, wenn sie ohne Ursache gekränkt und beleidiget zu seyn wähnen, beschlos er nunmehr seinem Zorn freien Lauf zu lassen. Die günstige Gelegenheit, nach der er sich sehnte, zeigte sich bald. Die Würde eines ältesten Bürgermeisters, die er bekleidete, war mit einem Posten von noch grösserer Wichtigkeit verknüpfet, nämlich mit dem Vorsiz in der Versamlung der

Gemeinen. Hier machte er uneingeschränkten Gebrauch von den häufigen Veranlassungen, die sich ihm darboten, den obhandenen Grol zwischen den Gemeinen und den Adelichen noch giftiger zu machen. Er schilderte die leztern als eine Gattung von Menschen, über welche keine Gründe etwas vermögten, die zu hartnäkkig an ihren eigennüzigen Grundsäzen klebten, um Vorstellungen, so vernünftig und billig sie auch seyn mögten, Gehör zu geben, und die nichts als Zwang zu Mässigung und Gerechtigkeit in ihrem Betragen bringen könte.

Diese Betrachtungen erhielten noch ein stärkeres Gewicht durch Nansens ungewöhnlich entschlossenes und kühnes Betragen. Die Demuth, die vorhin der Charakter aller Vorstellungen der Gemeinen an den Adel gewesen war, ward nun gänzlich beiseite gelegt: man nahm mit Fleis einen Ton von Gleichheit an, und lies ihn kühnlich in allen Reden und Handlungen blikken. Dies zog natürlich verschiedene Erörterungen nach sich, worin die Adelichen einen Geist von Widersezlichkeit und Widerwillen gegen alle ihre Vorschläge, und eine Geringschäzung ihrer Person und ihres Ranges bemerkten, welche ihnen bis dahin völlig fremd gewesen.

Betroffen über eine Neuerung, die so beunruhigend für ihren Vorteil, so beleidigend für ihren Stolz war, erriethen die Adelichen bald, daß etwas mehr als gewöhnliches die geheime Triebfeder seyn müste, welche die Gemeinen zu diesen Schritten reizte. Die Scharfsichtigern unter ihnen sahen sogleich ein, daß ihnen eine weit grössere Gefahr drohete als je, und daß es weit rathsamer wäre, in die Absichten der Gemeinen einzutreten, und durch Bewilligung derjenigen Forderungen, welche auf Gerechtigkeit und Billigkeit gegründet wären, den drohenden Sturm abzuwenden, als ihnen Antworten zu geben, welche das Uebel nur ärger machen würden. Sie sahen deutlich, daß die Gemeinen blos das Werkzeug eines weit furchtbarern Feindes wären; daß der Hof ohne Zweifel der Hauptanstifter dieser Bewegungen gegen den Adel wäre, um durch dessen Unterdrükkung sich zu einer weit höhern Stufe von Macht empor zu schwingen, als dieser Stand je besessen hatte. Kurz, sie waren überzeugt, daß blosse Billigkeit heischte, die Gemeinen mit mehrerer Gelindigkeit zu behandeln, als bis dahin geschehen war; und daß es weiser und rathsamer wäre, ihren Wünschen nachzugeben, als durch Widersezlichkeit diese zahlreiche Klasse von Menschen zu zwingen, auf die

Seite des Hofes zu treten, der, wie sie alle wusten, mit Freuden eine so günstige Gelegenheit ergreifen würde, sich zu unumschränkter Herrschaft zu erheben, unter dem Vorwande, daß er den Beschwerden des grossen Haufens abhelfen, und die gar zu grosse Gewalt der Adelichen einschränken wolle. Sie sahen überdies ein, daß jezt nicht mehr die Frage wäre, ob die Gemeinen das Recht auf ihrer Seite hätten, oder nicht. Sie hatten Waffen in der Hand, waren auf das äusserste erbittert, und gegenwärtig der stärkste Theil. Es war also vergebens, ihnen, es sei mit offenbarer Gewalt oder durch Widerspruch in der Versamlung der Staaten, entgegenstreben zu wollen, da sie fest entschlossen zu seyn schienen, auf nichts als auf volständige Bewilligung ihrer Forderungen zu hören. Da diese keinesweges übertrieben waren, so hätte eine aufrichtige und unverstelte Einwilligung wahrscheinlich aller fernern Feindschaft ein Ende gemacht, nnd eine Versöhnung bewirket, die, wie jeder weise und rechtschaffene Mann deutlich einsah, für beide Theile gleich nothwendig war.

So waren die Gesinnungen der aufgeklärten und patriotischen Mitglieder des Dänischen Adels in diesem kritischen Zeitlauf beschaffen.

Aber

Aber der Unstern der Nazion siegte über diese verständigen und einleuchtenden Gründe. Der grössere Theil der Adelichen war von der Meinung bethöret, daß die Gemeinen blos von einer vorübergehenden Anwandlung von Misvergnügen ergriffen wären, welches sich zerstreuen würde, wenn sie sähen, daß der Adel unerschütterlich auf dem Vorsaz beharrte, sich ihren Ansprüchen nachdrüklich zu widersezen. Sie behaupteten, wenn sie in einem Falle ihrem Geschrei nachgäben, so würde ihrer Vorstellungen kein Ende werden; von einer Forderung würden sie zu der andern übergehen, und am Ende dem Adel jedes Vorrecht, jede Freiheit abpressen, die einen Unterschied zwischen beiden Ständen machte. Sie würden sich, sagten sie, des Ranges und der Macht, die sie durch ihre Geburt erlanget hätten, unwürdig zeigen, wenn sie die erblichen Ehrenzeichen, die ihnen durch eine lange Reihe edler und tapferer Vorfahren überliefert wären, mit Personen von niedriger Herkunft und unedler Lebensart theilten: lieber wolten sie, dies zu vermeiden, alles mögliche aufbieten und versuchen, als ihren Nakken unter solcher Beschimpfung beugen. Ihre Macht, ihr Kredit wären noch nicht zu einer so niedrigen Ebbe herabgefallen, daß sie alle Hofnung aufgeben müsten,

 sich

sich bei ihren Gerechtsamen troz jedes Versuchs, sie zu verlezen, zu behaupten. Es wäre unter ihrem Corps noch immer eine Menge braver und unerschrokkener Männer, welche die übrigen mit Muth und Stärke, allen ihren Feinden zu widerstehen, beleben könten. Jezt wäre es Zeit, zu beweisen, daß sie über den Zorn und die feindliche Gesinnung der Gemeinen erhaben wären, anstat Furcht vor ihnen zu hegen, eine ihres hohen Standes würdige Denkart anzunehmen, und sich mit Nachdruk und Unerschrokkenheit den geheimen Ränken ihrer verborgenen, und den offenbaren Angriffen ihrer erklärten Gegner zu widersezen.

Wenn man die Gründe überschauet, welche die beiden Parteien, worin der Dänische Adel geteilet war, für ihre Meinung anführten, so mus man bekennen, daß der Hof selbst kein geschiktes Mittel hätte wählen können, das Feuer der Zwietracht und Erbitterung, das mit so grosser Heftigkeit unter dem Adel und den Gemeinen wütete, anzuschüren, als wenn er dem grössern Theil jenes Standes die Denkart eingehaucht hätte, die ihn verleitete, sich den friedlichen Gesinnungen der kleinern Anzahl zu widersezen. Diese Grundsäze athmeten den wahren Geist des Stol-

zes

zes und Uebermuths, und waren dem Hofe sehr erwünscht: denn sie trugen zu Beförderung seiner Absichten wesentlich bei, indem sie den Grol und Has auf beiden Seiten unauslöschlich machten. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß dem Adel dieser Geist des Hochmuths und der Unversöhnlichkeit grossenteils von den Anhängern, welche der Hof unter diesem Stande hatte, eingeflößet ward. Unstreitig waren sie überzeugt, das sicherste Mittel, eine Aussöhnung unter beiden Theilen zu verhindern, wäre dies, den Adelstand zu den beleidigendsten und ausschweifendsten Handlungen zu verleiten, die den Zorn und Unwillen der Gemeinen aufs äusserste reizen, und sie in die Stimmung versezen würden, den Eingebungen der Hofpartei zu folgen, und den gewünschten äussersten Schrit zu wagen.

Wären alle Adelichen fest vereinet gewesen, so würde der Hof es unthunlich gefunden haben, seine Absichten auszuführen. Und hätten auch nur diejenigen, welche in ihren Gesinnungen übereinstimten, einigermaassen Gleichförmigkeit und Kraft in ihrem Betragen gezeiget, so wäre vielleicht die kurz darauf erfolgte Staatsveränderung wenigstens zum Theil verhindert worden. Aber verschiedene aus diesem Stande waren schon seit lan-

langer Zeit dem Ministerio ergeben. Diejenigen, welche zu dem Kriegsstande gehörten, stimten fast alle den Absichten des Hofes bei; und andere, die unabhängig leben konten, liessen sich von eigennüzigen und ehrgeizigen Aussichten leiten (*).

Indes die Adelichen unter sich uneinig und unschlüssig waren, welchen Weg sie gehen solten, zeigten sich die Gemeinen im Gegentheil standhaft und einmüthig. Sie wusten, daß sie nachdrüklich würden unterstüzet werden, welchen Entschlus sie auch fassen mögten: und wurden daher in ihren Forderungen an den Adel entschlossener und dreister. Die vornehmste Ursache ihrer gegenwärtigen Unbiegsamkeit war jedoch der Beitrit des ganzen geistlichen Standes, welcher sich mit ihnen mit einer Wärme und Herzlichkeit vereinte,

*) Das Haupt dieser königlich gesinten Adelichen und die vornehmste Triebfeder der Revoluzion war der bekante Hannibal Sehsted; ein Schwager und Nebenbuler von Corfiz Ulefeld. Er hegte einen heftigen Grol gegen den Reichsrath und den grösten Theil des Adels, weil sie ihn einige Jahre nach Fridrichs Thronbesteigung auf Ulefelds und seiner Anhänger Betrieb seiner Würden entsezet und aus dem Reiche verwiesen hatten.

te, die ihren Entschliessungen neue Festigkeit und Stärke gab.

Diese Klasse von Menschen, minder bedeutend wegen ihrer Anzal, als wegen ihrer Staatsklugheit, und insonderheit wegen des Einflusses, den sie nach der Natur der Dinge über die Gemüther der mehresten Menschen behauptet, hegte, wie schon oben bemerket worden, einen geheimen Grol gegen die Adelichen, welche das vornehmste Werkzeug der Einziehung ihrer Güter gewesen waren. Seit der Zeit stand die Geistlichkeit auf einer Stufe mit der zweiten Klasse der Unterthanen, da sie im Gegenteil in ältern Zeiten mit der ersten gleichen Rang hatte, und oft ihr vorgegangen war. Tief verwundet durch die Betrachtung dieser demüthigenden Veränderung ihrer Lage hatte sie sich seitdem zu der Partei der Gemeinen geschlagen, und war stets des Adels gefährlichster Gegner gewesen. Man darf sich daher nicht wundern, daß sie mit Freuden eine so günstige Gelegenheit ergrif, wo nicht wieder zu dem Besiz ihrer Güter, doch wenigstens zu einem Grade von Ansehen zu gelangen, der dem, welchen sie vorher genossen, nicht weit nachstünde. Diese Aussicht schmeichelte sowol ihrer Eitelkeit als ihrer Rachbegierde. Die Hof-

leute unter ihnen, das heist, diejenigen, welche die wenigen geistlichen Würden von Bedeutung, die noch übrig waren, bekleideten, und diejenigen, welche nach Pfründen strebten, die die Krone zu vergeben hatte, boten ihre ganze Thätigkeit auf, die Absichten des Hofes unter ihren Brüdern zu befördern. Hans Svane, ein Mann, der mehr Geschiklichkeit zu Intrigen als Gelehrsamkeit besas, war damals das Haupt des ganzen geistlichen Standes. Er führte noch immer den Titel eines Bischofs, obgleich seine Autorität sehr eingeschränkt, und seine Einkünfte nicht beträchtlich waren. Indes hatte er noch Einflus genug, den ganzen Stand in sein Interesse zu ziehen, und ihn zu bewegen, daß er sich in der gegenwärtigen Lage seiner Führung überliesse. Er stelte ihm vor, das kräftigste Mittel, den Geistlichen mehr Ansehen zu verschaffen, als sie in den leztern Zeiten genossen hätten, wäre; die Adelichen dahin zu bringen, daß sie in eine Veränderung der Regierungsform willigten: denn sie wären jezt zu sehr Herren, als daß sie dem geistlichen Stande die Achtung bezeigen solten, womit ihm alle übrigen Klassen von Unterthanen begegneten. — Es bedurfte in der That nicht vieler Gründe, Leute zu gewinnen, die ohnehin überzeuget waren, daß sie durch Demüthigung

des

des Adels nichts verlieren könten. Sie mogten den gegenwärtigen Plan betrachten aus welchem Gesichtspunkte sie wolten, so leuchtete es deutlich in die Augen, daß sie am Ende immer dabei gewinnen müsten. Der Hof befand sich immer in der Nothwendigkeit, in gutem Vernehmen mit ihnen zu leben, weil sie ihm unentbehrlich waren, den grossen Haufen in die Stimmung zu versezen, daß er sich seine gegenwärtigen Entwürfe gefallen liesse, und weil sie ihm zu jeder Zeit die nüzlichsten Dienste leisten, seine Vorteile befördern, und in dem ganzen Reiche den Geist der Unterwürfigkeit und des Gehorsams erhalten konten.

So war die Lage aller Parteien in diesem merkwürdigen Zeitpunkt beschaffen. Allein ungeachtet der Hof den Vorteil überlegener Stärke auf seiner Seite hatte, obgleich der gröste Theil der Nazion in den Wunsch einstimte, daß verschiedene der vorgeschlagenen Veränderungen zustande kommen mögten, und viele bereit waren, des Hofes Absichten nach ihrem weitesten Umfange zu befördern, so wankte er doch und war unschlüssig, aus Furcht, die Sachen auf das äusserste zu treiben. Verschiedene Hofleute, die tiefer als andere in die mannichfaltigen Folgen

des gegenwärtigen Vorhabens eindrangen, sahen deutlich voraus, daß sie bei einer gänzlichen Umänderung der Staatsverfassung allen wesentlichen Einflus und Ansehen einbüssen, und gänzlich dem Willen und Gutdünken des Monarchen unterworfen seyn würden. Der jezige König war zwar ein Fürst von Verdienst und einem guten Charakter: aber es war möglich, daß er seine Gesinnung änderte, und ihnen nicht immer mit der Achtung und Zuneigung begegnete, die er gegenwärtig für sie hegte. In dem Fal sahen sie sich in Gefahr, die Früchte ihrer Nachgiebigkeit gegen seine Wünsche zu verlieren, und vielleicht konten sie gar in seine Ungnade fallen, und in einen weit mislichern Zustand als vorhin gerathen.

Diese Betrachtungen fielen verschiedenen bei, die sich für das Beste des Hofes sehr warm und eifrig bewiesen hatten, und hemmten eine Zeitlang die Lebhaftigkeit, womit die Sache bisher betrieben war. Der König ward unruhig, weil er bei verschiedenen, die wegen ihres Ranges und ihrer Bedienungen nähern Zutrit zu seiner Person hatten, Mistrauen und Schläfrigkeit bemerkte. Er ward daher selbst sehr behutsam, und fand es nothwendig, die äusserste Vorsicht in einer Angelegenheit zu beobachten,

die,

die, wenn sie nicht günstig ausfiel, für ihn eine nie versiegende Quelle bittern Verdrusses werden konte.

Mitten in dieser Unschlüssigkeit, die, wenn sie lange gewähret hätte, den ganzen Plan des Hofes vereitelt haben mögte, fand sich eine Person, die Entschlossenheit genug besas, ihr ein Ende zu machen, und Fridrich und seine Anhänger mit neuem Eifer zu beleben. Dies war die Königin; eine Dame, begabt mit einem Muth und einer Stärke des Geistes, welche sie fähig machten, die schwersten und verwikkeltsten Dinge zu unternehmen. Sie war eine Prinzessin aus dem Hause Lüneburg, und erbte alle Herzhaftigkeit und Grösse der Seele, die dieser Familie angeboren sind. Bei verschiedenen Gelegenheiten hatte sie eine Festigkeit gezeiget, die weit über das bei ihrem Geschlechte gewöhnliche Maas hinausging, und stets einen Theil von den Drangsalen getragen, welche den König in seiner bis dahin unruhvollen und unglüklichen Regierung betroffen hatten. Nichts machte ihr jedoch so viel Ehre, als ihre Unerschrokkenheit bei Annäherung der Schwedischen Armee. Fridrich bat sie inständigst, sich nach einem sichern Orte zu begeben, und sich nicht den Gefahren auszu-

sezen, die sie gar leicht in der Stadt treffen könten, wo kein Plaz volkommen sicher wäre. Aber sie bestand fest auf dem Entschlus, ihn nicht zu verlassen, und teilte mit ihm jede Beschwerde und jede Gefahr. Ihr ganzes Verhalten in dieser merkwürdigen Belagerung und in jedem einzelnen Vorfal sezte ihre grossen Eigenschaften in helles Licht, und machte sie nicht nur ihrem Gemahl ausserordentlich theuer, sondern erwarb ihr auch, sowol bei ihm und dem gesamten Hofe, als in dem ganzen Königreich, ein so grosses Ansehen, daß man sie durchgängig für würdig und fähig hielt, die wichtigsten Angelegenheiten zu betreiben.

Beseelet von dem Ehrgeiz, ihrer Nachkommenschaft eine Krone zu versichern, hatte sie sich tief in die so weit gediehene Intrige eingelassen, und wolte nun ungerne eine Hofnung aufgeben, die so schöne Aussichten verhies. Die Zeit war kostbar; man durfte nicht säumen, von der Gemüthsstimmung, worin die geringern Stände des Reichs sich gröstenteils befanden, den möglichsten Vorteil zu ziehen. Sie sah also wohl ein, daß es nothwendig wäre, alles auf einmal zu wagen, und in die Wärme der Gemeinen, die oft sogar in Eifer und Heftigkeit überging,

ein-

einzustimmen, und daß mithin durch Zaudern nichts gewonnen, aber wohl alles verloren werden könte. Vol von dieser Ueberzeugung, beschlos sie, ohne Verzug den entscheidenden Schlag zu thun; und sie stelte dem Könige ihre Gedanken mit solcher Lebhaftigkeit und Stärke vor, daß sie ihn ganz zu ihrer Gesinnung hinüber zog.

So ward durch den unternehmenden Geist eines kühnen und hochstrebenden Frauenzimmers der Verfassung des Landes, die beinahe tausend Jahre bestanden hatte, der endliche Streich versezet; so ward die gänzliche Umschmelzung derselben entworfen, und mit weit geringerer Schwierigkeit ausgeführet, als irgend einer der interessirten Theile für möglich gehalten hätte. Denn kein Mensch konte es sich denken, daß der eine Theil mit so grosser Thätigkeit zu Werk gehen, und der andere mit so vieler Weichlichkeit nachgeben würde.

Das merkwürdige Betragen dieser berühmten Prinzessin erinnert uns an das eben so unerschrokkene und entschlossene Verhalten einer andern Dame, bei einer Begebenheit, die damals noch in dem Andenken und der Bewunderung

von

von ganz Europa lebte, nämlich der bekanten Staatsveränderung in Portugal, die sich zwanzig Jahre früher ereignete, als die in Dännemark. Dieser wichtige Schrit ward gröstenteils durch die Geschiklichkeit und den Muth der Herzogin von Braganza bewirket. Ihr emporstrebender heroischer Geist belebte ihren wankenden Gemahl, und hauchte ihm den kühnen Entschlus ein, die Krone dieses Reichs, die durch Philips II von Spanien Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit seiner Familie entrissen war, auf sein Haupt zu sezen, und sein Vaterland von der Spanischen Tirannei, worunter es so lange geseufzet hatte, zu befreien.

Die ausserordentliche Leichtigkeit, welche der Hof in Erreichung seiner Absichten fand, sobald er den festen Vorsaz gefasset hatte, ihre Ausführung möglichst zu beschleunigen, ist ein überzeugender Beweis von der Klugheit und durchdringenden Einsicht der Königin. Erhizt durch die Reden, und gespornt durch die geheimen Eingebungen ihrer Häupter beschlossen die Stände der Gemeinen und der Geistlichkeit einmüthig, dem versammelten Corps der Adelichen ihre Gesinnungen schriftlich zu eröfnen, und ihm die Veränderung anzuzeigen, welche nach ihrer Einsicht

sicht nothwendig mit der künftigen Vergebung der Krone gemacht werden müste. Dies thaten sie absichtlich in Ausdrükken, die ungewöhnlich stark von ihrer Liebe und Ehrerbietung für des Königs Person zeugten. Sie schilderten umständlich die häufigen Beispiele von Muth, Einsicht, Tapferkeit und Unerschrokkenheit, die er in Vertheidigung des Reichs, und insonderheit bei der Belagerung von Kopenhagen, gegeben hätte; seine Sorgfalt, Wachsamkeit, und Wärme für das Beste seines Volks, und für die Erhaltung des Staats in jenem kritischen Zeitpunkt; wie treulich er alle die belohnet hätte, die sich an jenem gefahrenvollen Tage um ihr Vaterland verdient machten; welch ein belehrendes Beispiel von den Pflichten des Generals und des Soldaten er gegeben, mit welcher Festigkeit und Klugheit er alle Versuche des Feindes vereitelt, wie er das Reich zu seiner unsterblichen Ehre und zum Ruhm des Dänischen Namens aus den schreklichsten Drangsalen errettet hätte. Die Schlusfolge war, die ganze Nazion könte, um ihre Dankbarkeit für so viele dem Staate geleistete Dienste zu bezeigen, weniger nicht thun, als daß sie die Thronfolge der Familie und Nachkommenschaft des Königs erblich beilegte.

Diese Erklärung enthielt zwar nichts unehrerbietiges für den Adel; aber sie war so abgefast, daß ihm keine Wahl übrig blieb. Sie war in der That ein wirklicher Befehl, die vorgeschlagene Bitte zu bewilligen: ja man ging so weit, die Erwartung zu äussern, daß die Adelichen dem Könige die Gesinnungen der andern Stände in ihrer Gegenwart vortragen würden. Diese befremdende Schrift ward von allen Repräsentanten der Geistlichkeit und der Gemeinen unterzeichnet, und dem Adel unverzüglich zugestellet. Er staunte natürlich nicht wenig, daß ein so wichtiger Schlus gefasset wäre, ohne ihn einmal um Rath zu fragen. Dieses Verfahren war um so unerwarteter und kühner, da bisher alle wichtige Angelegenheiten der Staatsverwaltung zuerst von dem Adel vorgetragen waren, und die beiden andern Stände in ihren Berathschlagungen stets auf dessen Meinungen ehrerbietige Rüksicht genommen hatten, und sich in der That fast immer von ihm leiten liessen.

Aus der Art, wie der Entschlus der Geistlichkeit und der Gemeinen den Adelichen kund gethan ward, lies sich deutlich abnehmen, daß man ihre Stimme zu dessen Giltigkeit nicht für nothwendig ansähe, und daß, sie mögten einwilligen

oder

oder nicht, der Schrit dennoch troz jedes Widerstandes geschehen würde. Doch war dies nicht der gröste Nachteil, welcher den Adel bedrohete. Er beharrte noch immer bei seiner Widerspenstigkeit in Ansehung der Steuern und Auflagen, und die andern Stände klebten eben so fest an den Begriffen, welche sie sich von dieser Sache gemacht hatten. Daher dauerte die Uneinigkeit unter beiden Theilen immer fort, und ward durch gegenseitige Bitterkeit und Leidenschaft noch mehr vergrössert. Endlich artete der Zank in offenbare Beleidigung aus. In einer Versamlung, die zu Erörterung dieses unangenehmen Gegenstandes gehalten ward, traten einige vom Adel mit der unüberlegten Behauptung hervor, daß ihr Stand ein erbliches und gesezmässiges Recht an Befreiung von Auflagen hätte, und daß die Gemeinen sich vergässen, wenn sie etwas anders als ihre Diener und Vasallen seyn wolten. Sie sezten in einem entscheidenden Tone hinzu, die Gemeinen thäten besser, sich zu unterwerfen, als mit ihnen zn streiten, da sie stets ihre Herren gewesen, und gesonnen wären, es ferner zu seyn. Diese Sprache erbitterte die andern Stände so sehr, daß sie in gröster Wuth die Versamlung verliessen, und das feierliche Gelübde thaten, nie wieder mit den Adelichen zusammen zu

 kom-

kommen, bis sie sich wegen ihres Uebermuths vollständige Rache verschaffet hätten.

Diese Trennung war das Signal erklärter Feindschaft zwischen dem Adelstande an einem, und der Geistlichkeit und den Gemeinen am andern Theil. Die leztern wählten sogleich einen andern Ort zu ihren besondern Zusammenkünften, und eröfneten dieselben mit bittern Klagen über den verächtlichen Zustand, worin sie durch des Adels unerträglichen Hochmuth herabgesunken wären, und die unbeschreibliche Geringschäzung, womit diese tirannische Gattung von Menschen ihnen begegnete. Sie hätten, sagten sie, sich selbst das unanständige Betragen, das sie dulden müsten, zu danken: blos ihr eigener Mangel an Muth, ihre Trägheit sich selbst Recht zu verschaffen, da sie die Mittel dazu in Händen hätten, wären die Ursache dieser schnöden Begegnung. Hätten sie ihre natürlichen Gerechtsame besser zu nüzen verstanden, so hätten die Adelichen es nicht gewagt, und wären auch nicht im Stande gewesen, ihnen irgend eine billige Forderung abzuschlagen. Jezt aber wäre die Zeit gekommen, jene übermüthigen Herren zu zwingen, der Gewalt, die sie so unverantwortlich gemisbraucht hätten, zu entsagen, und den Ge-

sezen eben sowol als andere Unterthanen Gehorsam zu leisten. — Nach ihrem einstimmigen Urteil war der sicherste Weg, dies zu erhalten, daß man ihnen in Zukunft die Mittel entzöge, die weisen Vorschläge zu hintertreiben, welche der König so oft zum Besten des Landes gethan, und der Adel aus schädlichen und eigennüzigen Absichten gehindert hatte. Sie alle waren überzeugt, daß der König, der sich beständig als einen wahren Freund seines Reichs gezeiget hätte, weit würdiger wäre, die höchste Gewalt zu besizen, als der Adel, der seinen Vorteil stets als abgesondert von der Wohlfart des Staats betrachtet hätte. Man machte zugleich die Bemerkung, die aristokratische Regierungsform wäre die schlimste unter allen, wie das Dänische Volk nur zn sehr erfahren hätte. Es wäre freilich wahr, daß die Stände aus Geistlichen und Gemeinen sowol als aus Adelichen bestünden: nur wüsten die leztern sich ausschlieslich jede Bedienung von Ansehen und Wichtigkeit zuzueignen. Selbst bei der Armee, wo Tapferkeit und Kriegskentnis der einzige Weg zu Beförderungen seyn solten, erlaube des Adels Eifersucht niemanden, der nicht aus diesem Stande sei, höher als bis zu dem Posten eines Hauptmanns hinaufzusteigen: und geschehe es ja, so mache er die gehässigsten

Auslegungen darüber, und bezeige das verächtlichste Misfallen, als ob keiner, der nicht zu ihm gehöre, die Fähigkeiten und den Willen habe, dem Vaterlande zu dienen. Aus diesen Beispielen zogen die Gemeinen den Schlus, es wäre vergebens, eine Aenderung in dem Betragen der Adelichen zu hoffen, so lange sie eine so übermässige Macht besässen, die sie bisher nur zu sehr zu des Königs Unterdrükkung, und zu Belästigung des Volks angewendet hätten. Auch unterlies man nicht, das ganze Verhalten der Adelichen während des lezten Krieges durchzugehen. Die plözliche Veränderung in ihrem Benehmen, als sie wähnten, daß die Schweden nun bald dem Dänischen Reich ein Ende machen würden: die Leutseligkeit und Herablassung, welche sie gegen alle Stände und Klassen von Menschen zeigten, um ihre Zuneigung und Liebe zu gewinnen, und sie gegen die Anträge des Feindes mit Standhaftigkeit und Treue zu wafnen: ihre feierliche Versicherung, daß sie die Bürger von Kopenhagen hinfort als Personen behandeln wolten, die aller Ehre und Achtung würdig wären: das Versprechen, daß sie ihre Ländereien mit eben den Rechten als die Adelichen besizen, und zu keinen andern Abgaben als diese verpflichtet seyn solten. Und nun, da die Gefahr vorüber wäre, würden

alle diese Bewilligungen zum Besten der geringern Stände, die Furcht vielmehr als Gefühl der Pflicht dem Adel abgedrungen hätte, in tiefem Stilschweigen begraben. Er dächte nicht im geringsten an Erfüllung seiner Versprechungen: allein wenn gleich er die Absicht hegte, sie der Vergessenheit zu überliefern, so erinnerten die Gemeinen sich ihrer doch sehr wohl: sie wüsten ihn auch wohl zu Erfüllung seiner Zusage zu nötigen, oder wenigstens zur Reue über seine Wortbrüchigkeit zu bringen.

Nach vielen Klagen und Vorwürfen dieser Art fiel endlich der Schlus ihrer Berathschlagungen dahin aus, daß sie insgesamt dem Könige unverzüglich aufwarten, und ihm nicht allein für seine Familie ein erbliches Recht an Dännemarks Krone, sondern auch die volkommene und unumschränkte Herrschaft über alle Klassen und Stände seiner Unterthanen übertragen wolten. Nicht eine Stimme in der ganzen Versamlung erhob sich gegen diese traurige Entschliessung: so sehr waren sie von Zorn und Unwillen über des Adels Uebermuth entbrannt. Um ihn bekümmerte man sich im geringsten nicht, und begegnete ihm vielmehr mit der ersinlichsten Geringschäzigkeit. Weit entfernt, seine Einwilligung zu einem

einem Vorhaben, das sich auf das ganze Reich und die ganze Nazion erstrekte, nötig zu achten, fasseten sie vielmehr den Schlus, daß sie alle, die sich ihrem Unternehmen widersezen würden, als Feinde des Vaterlandes betrachten, und wenn es erforderlich wäre, jederman zwingen wolten, sich ihren Verfügungen zu unterwerfen.

Unter den vornehmsten Beförderern und Werkzeugen dieser gewaltthätigen Entschliessungen standen der Präsident der Versamlung der Gemeinen und das Haupt der Geistlichkeit oben an. Die Anekdote wird hier nicht am unrechten Orte stehen, daß der leztere, der sich in obgedachter schriftlichen Erklärung, (die mit ausserordentlicher Sorgfalt in den Archiven des Reichs aufbewahret wird) Bischof von Dännemark nennet, kurz darauf mit dem Titel eines Erzbischofs beehret ward, und überdies ein ansehnliches Geschenk an Geld erhielt. Jenem ward eine ähnliche Belohnung zu Theil, jedoch bei weitem nicht so gros, als die seines Gehilfen. Das Haupt des geistlichen Standes ward also durch die nachherige grosse Veränderung in dem Regierungssistem eine ungleich wichtigere Person, als das Haupt des Bürgerstandes, der sich durch den raschen

Schrit,

Schrit, zu welchem er sich verleiten lies, tiefer als je erniedrigte.

Unstreitig handelte die Geistlichkeit in diesem ganzen Geschäfte nach klarer und volkommener Einsicht ihres eigenen Vorteils. So lange der Adel jene Obermacht behielt, die er so lange behauptet hatte, durfte sie sich keine Hofnung machen, aus ihrer Mittelmässigkeit empor zu kommen. Aber sie sahe deutlich ein, daß wenn dieser ansehnliche Stand, der alle übrigen verdunkelte, zu Unbedeutenheit herabsänke, (wie nach aller Wahrscheinlichkeit geschehen muste, wenn er seiner ehemaligen Macht beraubet ward,) daß dann das Gewicht der Geistlichen zunehmen würde: der Gunst nicht zu gedenken, welche sie sich höchst muthmaslich von dem Hofe für die thätige und nüzliche Beförderung seiner Absichten versprechen konte.

Was den weltlichen Stand betrift, so ist es unbegreiflich, wie so viele Personen sich von einer so traurigen Bethörung hinreissen liessen, da gewis manche unter ihnen, wie man voraussezen darf, Verstand und Einsicht genug besassen, ihr eigenes Bestes wahrzunehmen. Man hat in der That, um ihr Betragen zu entschuldigen,

behaupten wollen, daß sie schwerlich den vollen Gebrauch ihres Verstandes gehabt haben könten, als diese unglükliche Sache beschlossen ward. Als sie, wie die Sage lautet, in der höchsten Wuth und Erbitterung den Ort verliessen, wo sie mit den Adelichen versammelt waren, verleitete sie entweder Zufal, oder vielleicht geheime Veranstaltung gewisser Personen, die ihre Absichten durch solche Mittel leichter zu erreichen hoften, sich etwas zu sehr gütlich zu thun; und sie beschlossen darauf jenes wichtige Geschäft, ehe sie sich genugsam gesammelt hatten, um mit gehöriger Ueberlegung zu handeln. Es wäre zu viel gewagt, diese Anekdote für eine gewisse Wahrheit auszugeben: vielleicht dankt sie ihre Entstehung einem Liede (Viis), das wahrscheinlich zu der Zeit über diesen Vorfal gemacht ward, und die Erzälung zu bestätigen scheint. Dem sei wie ihm wolle, so viel ist gewis, daß die beiden Stände keine grössere Thorheit hätten begehen können, wenn sie noch so fern von Besonnenheit gewesen wären.

Nachdem sie nun auf die feierlichste Weise das Verderben des Adels und ihr eigenes beschlossen hatten, liessen sie den König von ihrem Vorhaben unterrichten. Zugleich nahmen sie sich vor,

 noch

noch einmal zu dem Adel zu gehen, um ihm das, was sie thun wolten, zu eröfnen, und ihn aufzufordern, daß er sie sogleich nach Hofe begleiten, und nebst ihnen dem Könige förmlich die unumschränkte erbliche Gewalt übertragen mögte. Dieser Vorsaz ward unverzüglich ausgeführet: beide Stände begaben sich unverweilt nach dem Ort, wo die Adelichen ihre Versamlung hielten.

Dem Adel war es zwar nicht ganz unbekant, daß die Geistlichkeit und die Gemeinen damit umgingen, seine so lange genossene Autorität einzuschränken. Aber er lies sich nicht träumen, daß sie die Absicht hegten, sie gänzlich aufzuheben, und noch weit weniger, daß sie je so blind gegen ihr eigenes Wohl seyn, und die ganze Macht des Staates den Händen des Königs anvertrauen könten. Unbeschreiblich war daher seine Bestürzung, als er aus dem Munde des Hauptes der Gemeinen vernahm, daß dies der Entschlus wäre, den sie gefasset hätten, daß er unwiederruflich wäre, daß sie, es mögte gehen wie es wolte, fest dabei beharrten, und daß, im Fal die Adelichen ihre Einwilligung versagten, ihre Stimme allein hinreichend seyn würde.

Eine Erklärung von der Art war ein Schlag, den keiner von den Adelichen erwartet hatte. Sie verstumten gewissermaassen: denn sogleich eine Antwort zu geben, war eine höchst bedenkliche und schwere Sache. Die Gemeinen und die Geistlichkeit fühlten mit stolzem Selbstbewustsein die Ueberlegenheit, die sie jezt erlangt, und die betrübte Lage, worin sie die Adelichen versezet hatten. Sie bestanden daher auf eine deutliche und bestimte Antwort, und äusserten sich mit tiefer Verachtung und Unwillen über den Aufschub, um welchen die Adelichen baten, um, wie sie sagten, den Vorschlag ordentlich und regelmässig in Erwägung zu ziehen.

Unter den vornehmsten Gliedern des Bürgerstandes waren einige der Meinung, daß es höchst rathsam wäre, ehe man weiter ginge, ihrem Stande eine eigene Versicherungs-Akte zu bedingen, welche der König unterzeichnen müste, bevor er zum unumschränkten Monarchen erhoben würde. Die Bedingungen, welche sie enthalten solte, konte er, wie sie sagten, nicht verweigern, wenn er den hohen Preis bedächte, den sie dafür bezalten. Sie bestanden in einer schriftlichen Erklärung des Königs, daß alle seine Unterthanen gleich frei, und jeder Art von Dienstbarkeit, die

auf

auf Sklaverei hinaus liefe, entlassen seyn solten; in Abschaffung der Lasten, welche sie so lange gedrükket hatten, und die Ursache so manches Misvergnügens und so mancher Klage gewesen waren, und endlich in Bestätigung der Vorrechte und Freiheiten, die ihnen während der Belagerung von Kopenhagen versprochen waren.

Diese augenscheinlich billigen und gerechten Bedingungen wären ohne Anstand bewilliget worden, wenn die Geistlichen und Gemeinen nur mit einigem Ernst darauf bestanden hätten. Aber sie sezten voraus, daß der König kein Bedenken tragen würde, so vernünftige Bitten zu gewähren, und glaubten, daß er ihres Beistandes zu sehr bedürftig wäre, um sie ihnen jemals abzuschlagen.

So sonderbar und unbegreiflich dieses Betragen scheinen mag, so kan ich doch nicht unbemerkt lassen, daß die berühmte Wiedereinsezung der königlichen Familie in England, die sich gerade in demselben Jahre ereignete, von einem fast eben so grossen Grade von Bethörung zeuget. Erschöpft durch die innern Unruhen, die beinahe zwanzig Jahre gewähret, und das ganze Reich zu einem Schauplaz des Blutvergiessens

und Schrekkens gemacht hatten, war die Englische Nation froh, um jeden Preis aus dieser traurigen Lage erlöset zu werden. Blos dieser Ursache ist die unvorsichtige und übereilte Wieder-Erhebung Karls II auf den Thron seiner Vorfahren zuzuschreiben: blos daher rührte es, daß vorläufig nichts zum Vorteil der Freiheit bedungen ward, da es doch augenscheinlich war, daß die Verlezung der Freiheiten des Volks die einzige Ursache aller bisherigen Unfälle wäre, und daß sich vernünftigerweise ohne vorgängigen Vertrag zwischen dem wieder einzusezenden Fürsten und seinen Unterthanen keine beständige Ruhe erwarten liesse.

Die unverzeihliche Unterlassung dieser Vorsicht von Seiten der Gemeinen darf wohl mit Recht dem Ungestüm der Mitglieder des geistlichen Standes zugeschrieben werden. Sie empfanden eine unbeschreibliche Ungeduld, zu einem endlichen Schlus in der Sache zu kommen; denn sie fürchteten, daß bei der unvermeidlichen Zögerung, welche die Unterhandlung und Auffsezung der Artikel zwischen dem Könige und dem Bürgerstande verursachen muste, Schwierigkeiten, die man jezt nicht voraus sähe, entstehen, und dem grossen Plane selbst wesentliche Hindernisse

in

in den Weg legen mögten. Sie wendeten daher allen ihren Einflus an, die Bemühungen der Personen zu vereiteln, welche es mit dem Wohl der Gemeinen redlich meinten: jeder Grund, jedes Mittel, das ihnen beifiel, ward genüzt, diesen lezten Versuch zum Besten des gemeinen Wesens fruchtlos zu machen. Zum Unglük für ihr Vaterland erreichten sie ihre Absicht nur zu volkommen. Troz der Vernunft und des gesunden Verstandes, troz der Pflichten, die sie ihren Constituenten schuldig waren, liessen die Gemeinen sich überreden, alles hinzugeben, ohne die mindeste Sicherheit für die erhaltenen freigebigen Versprechungen zu fordern.

Als die Adelichen sahen, daß die Gemeinen unveränderlich auf ihrem Entschlus beharrten, und daß es sogar gefährlich wäre, sich ihnen offenbar zu widersezen; so stelten sie sich, als ob sie denselben unter gewissen Einschänkungen genehm hielten: sie billigten nämlich das Vorhaben selbst, aber nicht die Art, wie es bis dahin betrieben war. Sie sagten, ein Schrit von der Wichtigkeit müste nicht den geringsten Schein von Uebereilung haben: die gewöhnlichen Formalitäten dabei zu unterlassen, würde ihn unkräftig machen: da die algemeine Einwilligung aller Stände des

Reichs erforderlich wäre, um ihm gehöriges Gewicht und Autorität zu geben, so könte er ohne die Genehmigung ihres Standes, als des vornehmsten in dem Staate, überal keine Kraft haben: ihre Absicht wäre nicht, ihre Einwilligung zu versagen, sondern nur, sie auf eine ihnen anständige Art zu geben: anders zu handeln, würde das Ansehen von Zwang mit sich führen, der, wie die Gemeinen selbst einsehen würden, nothwendig die Welt gegen ihr Verfahren einnehmen, und ihm nach dem Urteil aller unparteiischen den Vorwurf zuziehen müste, daß es gegen Gesez und Billigkeit stritte.

Diese Vorstellungen, die zur Zeit der Stille und Ruhe gewis Eindruk gemacht hätten, richteten jezt bei den Gemeinen nichts aus. Sie bestanden auf ihren Forderungen, und erwiederten den Adelichen ziemlich trozig: es würde ihnen nicht gelingen, sie durch ihre falschen Vorspiegelungen von Gelassenheit und Mässigung zu hintergehen: sie wüsten sehr wohl, daß sie im Herzen verabscheueten, was ihr Mund zu billigen schiene: allein jezt wäre es zu spät, das Vorhaben rükgängig zu machen, das die, welche es redlich mit dem Königreiche meinten, einzig und allein beruhigen könte: der Adel wäre sich bewust,

daß

daß er es jezt nicht anders hindern könte, als durch List und Zaudern: allein sie liessen sich nicht durch seine Kunstgriffe hintergehen, und würden ihm keinen Aufschub gestatten: sein Reich habe nun ein Ende, und sie wolten Sorge tragen, daß er es nie wieder erlange. Sie stünden jezt im Begrif, sprachen sie, die unumschränkte Macht einer Hand zu überliefern, die, wie sie überzeuget wären, sie weit besser zum Wohl des Ganzen anwenden würde, als die Adelichen je gethan hätten. Wolten sie dem Könige mit ihr ein freies Geschenk machen, so könten sie die Ehre mit ihnen theilen: aber sie irreten sich sehr, wenn sie es in ihrer Macht zu haben glaubten, die Gemeinen an Ueberreichung dieses Geschenks zu hindern.

Die Adelichen fühlten zwar sehr wohl, daß die Gemeinen volkommen im Stande wären, ihre Drohungen wirklich zu machen: aber die Unanständigkeit, solchen harten und unbilligen Forderungen sogleich nachzugeben, fiel ihnen so sehr auf, daß sie sich nicht entschliessen konten, in ihre Vorschläge zu willigen. Um indessen so viele Zeit wie möglich zu gewinnen, hielten sie dieselben mit Unterhandlungen auf.

Sie hoften nicht ohne Grund, daß wenn sie nur Aufschub erhielten, irgend ein Vorfal die Ausführung des Vorhabens, auf welchem die Gemeinen so heis und heftig bestanden, rükgängig machen würde.

Allein diese wurden der Unterhandlungen mit den Adelichen bald müde. Auch fürchteten diejenigen, welchen das Geschäft, sie zu lenken und zu führen, übertragen war, zu sehr, ihnen Musse zum Nachdenken zu gönnen, als daß sie lange unthätig geblieben wären. Anstat also auf die Reden der Adelichen zu achten, fielen sie denselben plözlich ins Wort, und deuteten ihnen an: ihre Geduld wäre erschöpfet, und da sie nicht geneigt zu seyn schienen, an der vorgeschlagenen Handlung Theil zu nehmen, so wolten sie dieselbe ohne ihren Beitrit sogleich volziehen.

Dies geschah denn auch in demselben Augenblik. Die ganze Versamlung brach auf, und begab sich nach Hofe, wo sie, wie man leicht denken kan, die herzlichste und gnädigste Aufnahme fand. Hier brachte sie dem Könige in einer wohl abgefasten Rede ein feierliches Geschenk mit der erblichen unumschränkten Macht

über

über alle Unterthanen, und versprach zugleich, ihn bei dieser Macht gegen jeden Widersacher mit Gut und Blut zu schüzen. Auf wen der lezte Punkt der Rede zielte, lies sich leicht abnehmen. Aber der König war zu weise, an dem Grol der Gemeinen Theil zu nehmen. Er wuste zu gut, wie gefährlich es wäre, sie zu jenen Gewaltthätigkeiten und fürchterlichen Ausschweifungen zu ermuntern, zu welchen sie geneigt zu seyn schienen, und gewis geschritten wären, wenn er ihnen das mindeste Zeichen von Beifal gegeben hätte. Ueberdies sahe er deutlich voraus, daß kein Zwang nöthig seyn würde. Er war überzeugt, daß die Adelichen keinen Versuch machen würden, diese Sache zu hindern, die nach ihrer eigenen Einsicht troz ihres Widerstrebens zustande kommen muste, weil es natürlich ganz fruchtlos an einem Orte war, wo sie sich augenscheinlich in des Hofes, der Armee und der beiden andern Stände Gewalt befanden. — Der Hof nahm daher den Schein von Mildheit an. Er dankte den Gemeinen und der Geistlichkeit für die Freudigkeit und das Zutrauen, womit sie ihr Schiksal in des Königs Hände übergeben hätten, und versicherte sie, daß sie nie Ursach haben würden, diesen Schrit zu bereuen. Man gab ihnen die herlichsten Versprechungen

eines gerechten und billigen Regiments: kurz, man überhäufte sie mit allen den schmeichelhaften Versicherungen, die den Höfen so wenig kosten, und auf Menschen von warmen Herzen und schwachem Verstande so leicht Eindruk machen. Indessen ward eine Bedingung hinzugefüget, die zwar dem Ansehen nach blos dahin abzwekte, Ruhe unter beiden Theilen zu erhalten, aber doch den Adelichen zu verstehen gab, daß sie wohl thun würden, aus der Noth eine Tugend zu machen, und die Personen, in deren Händen sie sich befänden, nicht durch einen Aufschub zu reizen, der unfehlbar ihnen selbst höchst nachteilig werden müste. Jene Bedingung lautete dahin, daß der König das Anbieten nicht anders annehmen könte, als wenn der Adel ebenfals darin willigte.

Ungeachtet die Adelichen über das kühne und beleidigende Verfahren der Gemeinen eben so aufgebracht als bestürzt waren, so behielten sie doch so viel Gelassenheit und Herrschaft über sich, daß sie mit einander überlegten, durch welche Mittel sie dies unerwartete, und so schrekliche Folgen drohende, Uebel abwenden könten. Jezt sahen sie ein, wie weise der Rath gewesen wäre, den ihnen einige aus ihrem Stande bei

dem Anfang des Streites gaben, daß sie nämlich etwas von ihren Rechten nachlassen mögten, um die Ruhe in dem Reich zu erhalten, und sich bei ihrer Autorität desto sicherer zu behaupten. Sie fühlten, daß es jezt zu spät wäre, den Gemeinen diese Genugthuung anzubieten: denn nach dem unbesonnenen Schrit, den sie so eben gethan hatten, durfte man nicht hoffen, daß sie Vorschlägen zur Mässigung Gehör geben würden. Den Hof kanten sie aus Erfahrung zu gut, um von ihm zu erwarten, daß er sich auf einen ihnen vorteilhaften Vergleich einlassen würde, so lange er es vermeiden könte: und doch blieb ihnen jezt kein anderer Weg übrig, sich aus ihrer bedenklichen Lage heraus zu wikkeln. Der Umstand war ihnen allerdings günstig, daß verschiedene unter den Hofleuten dem Ministerio zwar ergeben waren, aber es doch nicht gerne sahen, daß seine Gewalt über alle mögliche Einschränkung ausgedehnet würde. Noch mehr: die vornehmsten Minister selbst wusten aus Erfahrung, daß ihre Autorität und ihr Kredit am Hofe selbst unter einer eingeschränkten Monarchie nur eine Zeitlang dauerten, und von dem Willen des Königs abhingen: sie musten daher gewärtig seyn, daß wenn die Krone einmal über alle Furcht eines festen Widerstandes erhoben, und mit einer un-

 ein-

eingeschränkten, wilkürlichen, keinem Tadel irgend eines Standes im Reich unterworfenen Gewalt bekleidet wäre, daß dann ihr Einflus, wenn gleich dem Ansehen nach gros, in der That nur geringe seyn, oder eigentlich in Nichts versinken würde, da sie sowol als der geringste ihrer Mit-Unterthanen nichts mehr als Sklaven seyn würden.

Ehe dieser Vergleich mit dem Hofe, als das einzige jezt übrige Rettungsmittel auf die Bahn gebracht ward, hatte man einen andern weit vorteilhafteren Vorschlag gethan. Dieser bestand darin, daß der Adel sich sogleich von Kopenhagen weg, und auf seine Landsize und Güter begeben mögte, wo er in völliger Freiheit auf Mittel denken könte, die Absichten seiner Feinde zu hintertreiben. Aber dieser Vorschlag geschahe erst am Abend jenes unglüklichen Tages, als es bereits zu spät war, ihn auszuführen. Der Hof, dessen Politik in diesem wichtigen Geschäfte im höchsten Grade scharfsichtig und wachsam war, hatte bereits die erforderlichen Anstalten getroffen, alle Absichten dieser Art zu vereiteln. Nicht nur die Thore der Stadt waren mit Soldaten besezet; auch jeder andere Ausgang und Weg ward mit gröster Sorgfalt bewacht: ja sogar die Personen der Adelichen wurden genau be-

beobachtet. Hierin handelte der Hof unstreitig sehr klug. Hätten die Adelichen, die jezt in Kopenhagen eingeschlossen und gefangen waren, sich in Freiheit befunden, und fern von der, auch den muthigsten schrekkenden, Furcht unvermeidlichen Verderbens, im Fal sie den mindesten Widerstand wagten, so hätte der König seine Absichten gewis nicht ohne den heftigsten Kampf mit dem Adel erreichet, wofern sie ihm ja volkommen gelungen wären. Allein dies ist keinesweges glaublich, wenn man die grosse Macht und die unermeslichen Reichtümer erwäget, welche der Adel in dem ganzen Umfange des Reichs besas, des Beistandes nicht zu gedenken, den er vielleicht von fremden Orten erhalten hätte. Diese Vermuthung ist nicht ganz ohne Grund. Man bedenke nur, wie begierig wachsame und mächtige Nachbaren jeden Vorwand ergreifen, sich in die Angelegenheiten eines Staates zu mischen, der durch innere Uneinigkeiten und Parteien zerrüttet wird, um durch Unterhaltung des Zwistes seine Macht zu schwächen. Es fehlte auch nicht an dergleichen Beispielen aus der Regierungs-Geschichte älterer Könige, welche den Adel aufmuntern konten, sich den Unternehmungen des Hofes zu widersezen. Gesezt aber, der Adel hätte keinen auswärtigen Beistand erhalten, so war er selbst

 stark

stark genug, langen und hartnäkkigen Widerstand zu leisten. Seinen Reichtum abgerechnet, der allein grösser war, als der Reichtum aller andern Stände des Staats zusammengenommen, hatte er ausserordentlichen Einflus auf einen beträchtlichen Theil des Landvolks. Zwar war seine Herrschaft über dasselbe oft schwer und drükkend: aber seine Autorität war demungeachtet fest gegründet durch des Landmanns lange, vom Vater auf den Sohn viele Geschlechtsfolgen nach einander vererbte Gewohnheit zum Gehorsam. Ueberdies war dieser Gehorsam in mancher Rüksicht minder lästig, als man glauben mögte. Die häufigen Beweise von Schuz an der einen Seite erzeugten dagegen an der andern Zuneigung: ein Verhältnis, dos zwischen erblichen Herren und Erbunterthanen sehr natürlich und von mächtiger Wirkung ist, in der Brust der leztern das Gefühl ihrer Lage zu mildern und fast gänzlich auszutilgen. Nichts zeiget diese Wahrheit in so starkem Licht, als die gegenseitige Zuneigung, welche in Schotland so lange zwischen den Klans und ihren Häuptern bestand: eine Liebe, die bei weitem noch nicht durch die Aenderungen ausgerottet worden, welche die Weisheit der britischen Gesezgebung in den Gewohnheiten und Sitten, und sogar in der Kleidung der nordlichen

Einwohner unsers Eilandes eingeführet hat. Diese Anhänglichkeit unter den grossen Familien und denjenigen, welche ihre Ländereien bewohnten und baueten, herrschte in vorigen Zeiten in England eben so sehr: und sie war die wahre Ursache von der langen Dauer und Hartnäkkigkeit der Kriege, die einen so grossen Theil unserer Geschichte einnehmen. Das Landvolk in Dännemark befand sich um die Zeit der grossen Staatsveränderung ungefähr in derselben Verfassung. Die vornehmsten Beförderer des Entwurfs, der jezt der Reife nahe war, wusten dies wohl, und thaten also sehr weise, dem Adel diesen Ausweg abzuschneiden. Die Armee, die Geistlichkeit, und die Einwohner von Kopenhagen hegten zwar eine heftige Feindschaft gegen diesen Stand; aber unter den Bürgern der andern Städte, in deren Nachbarschaft die Adelichen mehrenteils gewohnet und ihr Einkommen verzehret hatten, gab es viele, die ihnen wohl nicht so abgeneigt waren. Diese, fürchtete man, mögten sich gleichfals mit den Unterthanen des Adels vereinigen. Hätten die Adelichen aus Kopenhagen entwischen und zu ihrer Vertheidigung die Waffen ergreifen können, hätten sie dann die Ungereimtheit und Sträflichkeit des Entschlusses der niedern Stände, alle Rechte

und Gewalt des Reichs der Krone zu übertragen, dem Publikum vorgeleget und mit ihren wahren Farben geschildert; so mögten wahrscheinlich verschiedene, wo nicht die mehresten Einwohner der Landstädte die Augen über ihr eignes Wohl zeitig genug geöfnet haben, um sich vor der gänzlichen Vernichtung der Freiheit zu schüzen, welche die Folge des raschen Schrits jener beiden Stände war. — Weder unter der Armee noch in der Hauptstadt hatte der Hof Ursache, einen Abfal zu befürchten. Aber keine dieser Stüzen war so stark und zuverlässig, daß der Kampf unfehlbar zu seinem Vorteil ausfallen muste. Der eben geendigte Krieg mit Schweden hatte Dännemark mit treflichen Soldaten erfüllet. Er war in allen Theilen des Reichs geführet worden: alle Einwohner waren also gezwungen gewesen, die Waffen zu ergreifen, und folglich mit Kriegsunternehmungen bekant worden, und mehr oder minder darin erfahren. Insonderheit hatte der Landmann, der ohne Bedekkung und Schuz den Anfällen und Verheerungen des Feindes am meisten ausgesezet war, in dieser verderblichen Schule vieles gelernet. Im Fal eines bürgerlichen Krieges, würden folglich seine Freundschaft und Hilfe von grossem Gewicht und Wirkung gewesen seyn. — Dem

Adel

Adel wäre es aber nicht schwer geworden, einen grossen Theil dieser Klasse des Volks auf seine Seite zu bringen, wenn er den Landmann, der, ohnehin seit langer Zeit an Unterthänigkeit gegen den Adel gewöhnet war, durch ein verbindlicheres und leutseligeres Betragen, durch vorteilhafte Verheissungen, und unmittelbare Wohlthaten und Bewilligungen sich ganz zu eigen gemacht hätte. Selbst die Schnelligkeit und Aengstlichkeit, womit der Hof die Entweichung der Adelichen zu hindern suchte, ist ein redender Beweis, daß er wohl einsahe, mit wie vielen Unruhen und Schwierigkeiten er zu kämpfen haben würde, wenn ihnen Freiheit gelassen würde, sich obgedachter Hilfsmittel zu bedienen. Es ist in der That erstaunend, daß der Adel sich nicht sogleich bei dem ersten Verdacht von dem, was vorging, aus Kopenhagen entfernte, da er doch gewis wuste, daß daselbst keine Sicherheit für ihn wäre, wenn der Hof, die Geistlichkeit, die Gemeinen und die Armee sich insgesamt gegen ihn vereinigten. Aber noch erstaunender ist es, daß er die Intrige, die gegen ihn gespielet ward, nicht eher entdekte.

Jezt war es ganz unmöglich geworden, aus der Stadt zu entwischen. Einige, vorsichtiger

als

als die andern, hatten die Nacht vorher Kopenhagen heimlich verlassen, und sich bemühet, die übrigen gleichfals zu diesem Schrit zu bereden. Aber sei es, daß sie ihre Lage nicht für so gar gefährlich hielten, oder daß sie sich schämten, Muthlosigkeit blikken zn lassen, und Fliehen für unanständig und nachteilig ansahen, oder daß ihnen von den geheimen Anhängern des Hofes eingebildet ward, ihr Bleiben würde auf keine Weise mit Gefahr verknüpfet seyn; oder daß sie durch das Geräusch und die Unruhe der Abreise in augenblikliche Gefahr zu gerathen fürchteten; genug sie hielten es für besser, zu bleiben und den Ausgang abzuwarten.

Aber so gros auch ihre Festigkeit und Entschlossenheit gewesen seyn mag, als sie diesen Entschlus fasten, so sank ihnen doch am folgenden Tage der Muth gar sehr, als sie sich ganz in ihrer Feinde Gewalt erblikten, und jede Minute die schreklichste Begegnung gewärtig seyn musten. Bestürzung uud Verwirrung nahmen immer mehr überhand, da durch des Hofes Kunstgriffe innerer Verdacht sich unter ihnen entsponnen hatte, und kaum einer dem andern trauete. Ihre Bangigkeit auf das äusserste zu treiben, ward jedes Mittel angewendet, das Politik und Verschlagen-

genheit ersinnen konten. Das Lärmen des Pöbels ward aufgemuntert, die Ausgelassenheit des Kriegsvolks begünstiget. Als die Geistlichkeit und der Bürgerstand nach ihrer Trennung von dem Adel den Entschlus fasten, dem Könige die unumschränkte Herrschaft zu übertragen, und den Adelichen ihre Gesinnung persönlich ankündigten, begleitete sie der ganze Pöbel aus Kopenhagen, und gab durch lautes Freudengeschrei seine herzliche Theilnehmung an ihrem Vorhaben zu erkennen; und eben so lärmend bezeigte sich der gemeine Soldat. Eben der Auftrit ereignete sich wieder, als beide Stände bei Hofe erschienen, und troz der Weigerung des Adels ihren verderblichen Entschlus ausführten. Kurz, man lies nichts unversucht, ihnen die heftigste Furcht, nicht nur vor dem Verlust ihrer Macht und Vorrechte, sondern sogar wegen ihrer persönlichen Sicherheit, einzujagen.

Man darf sich daher nicht wundern, daß sie, erschrekt durch die vielen Gefahren, die sie umringten, und zitternd vor dem Schiksal, das sie in einer befestigten Stadt treffen konte, deren Garnison und Einwohner ihren erklärten Feinden völlig ergeben waren, endlich von ihrem Uebermuth und Starsin nachliessen. Sie suchten

ten jezt wo möglich mit dem Hofe einen Vergleich zu treffen, da ihnen kein anderer Ausweg übrig blieb. Es war freilich nur geringe Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß es ihnen gelingen würde: aber so wie Kranke, die den Tod schon auf der Zunge fühlen, bisweilen dem schwächsten Schimmer von Hofnung nachhängen; so wolten auch sie noch nicht jede Hofnung aufgeben. Sie beschlossen, noch einen Versuch zu wagen, um alle Streitigkeiten in Güte beizulegen, und sich mit dem Hofe und den andern Ständen des Reichs auszusöhnen.

Aber der Hof fühlte seine Macht zu stark, um ihrem Vorschlag Gehör zu geben, der blos darauf hinaus lief, die Krone in des Königs Familie erblich zu machen. Einer Erweiterung der königlichen Macht ward gar nicht erwähnet, oder wenigstens keiner, die den Hof befriedigen konte. Hätten sie aber auch eben so freigebige Anerbietungen gethan, als der Bürgerstand und die Geistlichkeit, so würde der jezt so stolze Hof sie dennoch für nichts anders als erzwungene Handlungen angesehen, und keines Danks, ja nicht einmal einer Bemerkung werth geachtet haben, weil sie in ihrer jezigen Ohnmacht weder etwas bewilligen noch abschlagen könten.

In-

Indes war es der Fomalität wegen nothwendig, ihre Einwilligung zu erhalten. Allein der Hof sahe wohl ein, daß nichts als die Furcht, mit der gefühllosesten Strenge behandelt zu werden, sie bewegen könte, dem Entschlus der Gemeinen beizutreten. Er beschlos daher, ihnen das äusserste Schrekken einzujagen, und auf einmal alle Gedanken an fernern Widerstand zu benehmen.

Als die Adelichen den eben gedachten fruchtlosen Versuch wagten, standen sie in der Meinung, daß man ungeachtet der gefährlichen Lage, worin sie sich befanden, noch immer Gefühl und Achtung für ihre Würde hegte. Dies hielt ihren Muth in so weit aufrecht, daß sie es nicht für nötig ansahen, sich unbedingt dem Willen der Geistlichen und Gemeinen zu unterwerfen. Sie legten vielmehr dem Könige Bedingungen vor, woraus ihre feste Hofnung auf einen billigen Vergleich deutlich erhellte. Selbst als sie vernahmen, daß der König auf ihre Vorschläge nicht hören wolte, schienen sie nicht ganz zu verzweifeln. Sie sezten noch eine Zeit lang ihre Berathschlagungen fort, und manche Vorschläge wurden gethan und in Erwägung gezogen. Ein Schlus erfolgte indes nicht; auch ward kein

Plan ihres Verhaltens festgesezt. Nach langer ermüdender Ueberlegung, was in dieser kritischen und dringenden Verlegenheit zu thun wäre, muste, weil man nicht einig ward, die endliche Entscheidung dieser Angelegenheit bis zu einer andern Zusammenkunft ausgesezet werden.

Immittelst überlegte der Hof, wie der Schlag, den er zu thun dachte, auf die wirksamste und entscheidendste Weise geschehen könte. Da nichts mit schwererm und unwiderstehlicherm Gewicht trift, als was plözlich komt, und das Gemüth überfält, wenn es mit Gegenständen von ganz anderer Natur beschäftiget ist; so fiel der Entschlus dahin aus, die Adelichen zu einer Zeit, da sie fern von aller Furcht an ganz andere Dinge dächten, mit der lebhaften Ueberzeugung zu überraschen, daſt sie in unmittelbarer Gefahr schwebten, ein Opfer ihrer Feinde zu werden.

Dieser Entwurf ward mit der grösten Klugheit ausgeführet, und der Erfolg entsprach vollkommen den Wünschen und Erwartungen des Hofes. Nachdem die Adelichen aus der Versamlung aufgebrochen waren, hatten sie sich nach dem Hause eines verstorbenen Reichsraths verfüget, dessen Leichenbegängnis lange aufge-

schoben

schoben worden, um es bei der Zusammenkunft der Stände mit mehrerer Pracht und Feierlichkeit zu halten. In Dännemark ist es gebräuchlich, diese Handlung mit einem prächtigen Gastmahle zn beschliessen. Zu dem gegenwärtigen Leichenmahle war denn auch der gesamte Adel eingeladen worden. Als nun die Geselschaft bei Tische sas, ward ihr nach den geheimen Befehlen des Hofes die Nachricht gebracht; die Thore der Stadt wären so eben geschlossen, und bei jedem Zugange Wachen gestellet worden, und die Besazung hätte Befehl empfangen, sich auf jeden Wink in Bereitschaft zu halten. Die Art, wie dem Adel diese Neuigkeit hinterbracht ward, zielte recht darauf ab, ihm die schreklichste Unruhe zu erwekken. Zeit, Ort, die Person, die zu diesem Geschäfte gebraucht ward, alles war zum voraus genau berechnet worden. Die lezte war ein Offizier von Ansehen, dessen kaltes geringschäziges Betragen deutlich zeigte, wie wenig man sich aus dem Adelstand machte.

Bei dieser schreklichen Zeitung wurden die Adelichen wie vom Donner gerühret. Jezt sahen sie das Elend ihrer Lage in seinem ganzen Umfange ein, und waren nicht im Stande ihre Furcht zu verhelen. Alle Gegenwart des Geistes

war dahin; die einzige Stüze, die sie aufrecht erhalten konte, und ihnen vielleicht noch in ihrer gegenwärtigen Bedrängnis nüzliche Dienste geleistet hätte: wenigstens war dies die Meinung der verständigsten und einsichtvolsten Personen dieser Zeit. Anstat sich zu sammeln, und den Unfal, der sie traf, mit Gelassenheit und Unerschrokkenheit zu betrachten; anstat sogleich gemeinschaftlich zu überlegen, wie sie sich dabei zu verhalten hätten, gaben sie alles Denken und Nachsinnen auf, und sanken zu unrühmlicher Verzweifelung herab. Ein panischer Schrekken ergrif die ganze Versamlung: ihre Blikke, ihre Gebärden, ihre Reden verriethen die äusserste Bestürzung und Verwirrung. Verschwunden war der stolze Sin, der sie so lange ausgezeichnet hatte. Sie wähnten, zu augenbliklichem Verderben bestimt zu seyn, und waren so sehr versenkt in dieser Einbildung, daß sonst nichts ihre Gedanken beschäftigte. Der Offizier, der ihnen jene Schrekkens-Post überbrachte, gab ihnen zwar die Versicherung, daß man keine Grausamkeit gegen sie im Sin hätte: aber demungeachtet mahlte sich ihr Geist mit starken Farben die Möglichkeit, daß eben das, was so oft in ähnlichen Gelegenheiten geschehen war, auch jezt geschehen könte. Insonderheit schwebte ihnen der fürchterliche Auftrit

in

in Gedanken, der in dem vorigen Jahrhunderte zu Stokholm vorfiel: nur Erfahrung, dachten sie, könte entscheiden, ob Fridrich mit ihnen eben so umgehen würde, als der barbarische Christian mit Schwedens unglüklichem Adel umgegangen war.

Bei allen diesen heftigen Gemüthsbewegungen blieb die Hauptsache noch immer unentschieden. Jene fürchterliche Anstalten hatten zur Absicht, den Adel zur Einwilligung in die bekanten Maasregeln zu zwingen: aber noch war sie nicht erfolgt, so erschrokken, gedemüthiget und in die Enge getrieben er auch war. Allein nicht Hartnäkkigkeit mehr, Verwirrung des Gemüths, die natürliche Folge gewaltsamer und schrekhafter Ueberraschung, war die Ursache dieser Unthätigkeit. Sie raubte dem Adel auf einige Zeit das Vermögen, eine Entschliessung zu fassen. Sobald er sich aber von seiner Betäubung einigermaassen erholet hatte, that er ohne das mindeste Bedenken, was mau sich von seiner Beängstigung versprochen hatte. Er gab dem Hofe unverzüglich die bündigste Versicherung, daß er bereit wäre alles zu thun, was man von ihm verlangen würde. Dies geschah, ohne die Gründe anzuzeigen, die ihn zur Nachgiebigkeit bewogen, ohne irgend

eine Bedingung hinzuzufügen, ohne sich auf einzelne Dinge einzulassen. Seine Ansprüche und Vorrechte hatte er ganz aus dem Gesichte verloren, und war bereit alles zu unterschreiben, um nur Leben und Gut zu retten.

Auf die Weise ward Dännemarks Adel aus dem Besize des höchsten Ansehens in einem Augenblik in den niedrigsten Zustand herabgesezet, worin Männer von Geburt, Rang und Gefühl gerathen können. Er sahe sich nun von dem Gipfel der Macht herabgestürzt, und sank von dem Stande der Freiheit in Abhängigkeit und Sklaverei hinab. Hauptsächlich verdient aber bei dieser berufenen Begebenheit die schnelle Sinnes-Aenderung der Adelichen bemerket zu werden. Weniger noch als ein Tag war hinreichend, die erstaunliche Verwandelung zu bewerkstelligen. An dem Tage, der vor dem ihrer Erniedrigung herging, sahe man nichts als Muth und Entschlossenheit. Redeten sie zu der Geistlichkeit und dem Bürgerstande, so thaten sie es in dem Tone eines Herrn und Gebieters, als Männer, die keine Macht über sich erkanten, und allein fähig und befugt zu seyn glaubten, der ganzen Nazion Geseze vorzuschreiben. Jenen Ständen ward begegnet, als ob sie unwürdig wären, glei-

che

che Rechte mit ihnen zu haben; ja man sagte ihnen sogar mit dürren Worten, daß sie nichts als Vasallen des Adels wären. Kurz, ihr ganzes Verhalten zeugte von dem unerträglichsten Uebermuth. Aber ehe noch der folgende Tag sich zu Ende neigte, hatte alles eine ganz andere Gestalt bekommen. Nun war die Reihe an der Geistlichkeit und dem Bürgerstande, über die Erniedrigung ihrer Beherrscher zu frohlokken. Sie thaten dies auf eine Art, die volkommen bewies, wie wenig sie wusten, was sie gethan hatten. Die unverständigste, roheste Freude lärmte unter den geringern Volksklassen, als ob des Adels Fal die Epoche algemeiner Glükseligkeit, und nicht vielmehr das Vorspiel der gänzlichen Vernichtung aller Volksfreiheit wäre.

Die Bethörung der Feinde des Adelstandes erscheint in dem hellesten Lichte, wenn man erwäget, daß der Hof, sobald er seine Absicht erreicht und die Einwilligung der Adelichen erzwungen hatte, alle andere Gegenstände ganz beiseit legte, und nicht länger seiner Achtung würdigte. Die herlichen Versprechungen, die den Einwohnern und Bürgern von Kopenhagen gegeben waren, schienen ganz in Vergessenheit zu gerathen: jeder scharfsinnige konte wenigstens aus der Art, wie

ihre Erfüllung aufgeschoben ward, abnehmen, daß man sie nie halten würde. Des Hofes Absichten waren nun lediglich auf Befestigung der neu erlangten Herrschaft gerichtet. Sobald er sah, daß der Adel nicht mehr im Stande wäre, ihm die Spize zu bieten, behandelte er ihn, wie der siegreiche Feldherr eine fliehende Armee, die ihm tapfern Widerstand leistete: er verfolgt sie so dicht auf dem Fusse, daß sie keine Musse bekömt sich zu sezen oder Luft zu schöpfen, und endlich die schwerste und volständigste Niederlage leidet.

Belebt von der Begierde, die erhaltenen Vortheile zu nüzen, säumten die Häupter des Hofes nicht, auf dem Grunde, den der Gemeinen Unbesonnenheit und des Adels Furchtsamkeit geleget hatten, weiter fort zu bauen. Anstat zu halteu, was sie den ersten versprochen hatten, suchten sie ihnen durch neue Kunstgriffe den Glauben einzuprägen, daß ihr beiderseitiges Interesse nothwendig erforderte, das so glüklich angefangene Werk zu vollenden, und ihrer Handlung durch gesezliche Formalität Rechtskraft und Festigkeit zu geben. Wenn dies geschehen wäre, sagten sie, würde man bessere Musse haben, alles den gegenseitigen Wünschen beider Theile gemäs einzurichten, und ihre Vereinigung durch Verfü-

gungen

gungen zu befestigen, die ihren beiderseitigen Vorteilen angemessen wären. Die Folge dieser Vorstellungen war, daß die Gemeinen mit gröster Zufriedenheit den fernern Schritten zusahen, wodurch der Hof sein Sistem des Despotismus zu gründen suchte. Es leuchtete nur zu deutlich in die Augen, daß die Adelichen nur aus Noth in das unbillige Unternehmen gewilligt hätten, dessen Seele augenscheinlich der Hof war. Man besorgte daher, daß sie, frei von dem Zwange, unter welchem sie sich jezt befanden, alles, was Gewaltthätigkeit ihnen abgezwungen hatte, widerrufen und umstossen würden. Um jeder künftigen Unternehmung dieser Art so viel wie möglich vorzubeugen, ward nach reifer Erwägung aller Umstände beschlossen, jeden Edelmann zu nötigen, dem Könige öffentliche feierliche Huldigung zu leisten, und sich eidlich zu verpflichten, daß er der veränderten Regierung treu und hold bleiben, und sie nach äusserstem Vermögen vertheidigen wolte. Dies war in der That das einzige Mittel, das zu des Hofes Besten erdacht werden konte. Alles andere war schon versucht, und härtere Zwangsmittel wie bisher zu gebrauchen, schien mit Gefahr verbunden zu seyn. Da des Hofes Absicht nicht dahin ging, den Adel auszurotten, sondern nur ihn in Unterwürfigkeit zu erhalten, so durfte

sich mehr nicht erlauben, als sein Gewissen so fest zu binden, wie unter den gegenwärtigen Umständen möglich war. Hatte er diesen Zwek erreichet, so muste er sich in Zukunft auf seine eigene Sorgfalt und Wachsamkeit verlassen, die in einer so äusserst kritischen Lage nie zu gros seyn konte. Der glükliche Anfang seines Unternehmens gewährte ihm indes die gegründete Hofnung, daß er es eben so glüklich vollenden würde, wenn er hinfort mit eben der Klugheit wie bisher handelte.

Als der Hof den Plan entworfen hatte, nach welchem er verfahren wolte, muste er darauf bedacht seyn, die Adelichen in der Demüthigung und Muthlosigkeit zu erhalten, die zu völliger Ausführung dieser Sache nothwendig erfordert ward. Dieser Endzwek konte nicht besser erreicht werden, als wenn man nach dem bisher so wohl gelungenen Plan fort arbeitete, und sie ferner durch die fürchterlichsten Vorstellungen von dem Schiksal, das der Widerspenstigen wartete, zu schrekken suchte. Dem zu Folge wurden die Thore noch immer verschlossen gehalten, und niemanden ward ohne ausdrükliche Erlaubnis der wachthabenden Offiziere verstattet ein und aus zu gehen. Der gröste Theil der Besazung stand fast immer unter den Waffen, als ob der Ort belagert

gert wäre, und sich jeden Augenblik eines Sturms versähe. Unaufhörlich gingen Botschaften zwischen dem Hofe und dem Bürgerstande hin und zurük: allenthalben herrschte ein angenommener Schein von Eilfertigkeit und heftiger Bewegung. Alle diese geräuschvollen Auftritte wurden so viel wie möglich so angeleget, daß die Adelichen sie in der Nähe sehen und beobachten konten, blos um sie zu überzeugen, daß der Hof und die Gemeinen fest entschlossen wären, ihren Entwurf mit gewaltiger Hand zu volführen, und daß es für sie gefährlich seyn würde, die geringste Abgeneigtheit gegen ihn blikken zu lassen.

Dieses Verfahren hatte die gewünschte Wirkung. Die Adelichen waren noch immer in der verzagten Niedergeschlagenheit versunken, die sie in jener unglüklichen Stunde ergrif, als sie sich aus Furcht vor augenbliklichem Verderben zu Nachgieb gkeit schrekken liessen. Zwar verstrichen mehrere Tage von diesem Vorfal an bis zu der Stunde, welche der Hof zu dem lezten öffentlichen und feierlichen Auftrit festgesezt hatte. Aber anstat sich in dieser Zwischenzeit zu sammeln, lies der ganze Adelstand eine so unterwürfige und sklavische Denkart blikken, daß er ein Gegenstand der Verachtung und des Spottes ward. Wer sein Be-

 tragen

tragen sah, hätte denken sollen, daß er von jeher zu der duldsamsten Unterwürfigkeit gegen den Willen des Hofes, ja sogar gegen die Wünsche und Neigungen des Bürgerstandes gewöhnet gewesen. Was dieser vorzuschlagen beliebte, ward unverzüglich bewilliget. Er schien seine Rolle mit seinen vorigen Gebietern umgetauschet, und sich gleichen Einflus, gleiche Autorität angemasset zu haben: so übermüthig war sein Betragen, so stolz der Ton, worin er dem muth- uud herzlosen Adel seine Befehle kund that. Und dennoch hielt die Erinnerung dessen, was dieser Stand gewesen war, dem Eindruk seines jezigen verlassenen Zustandes und verächtlichen Betragens selbst in dem Gemüth seiner Feinde einigermaassen das Gleichgewicht. Wäre dies nicht gewesen, so war ein Tag hinreichend, den entworfenen Plan völlig auszuführen. Der Hof vermuthete in der That einige Bewegungen von Seiten des Adels: er konte es sich nicht denken, daß seine Seelen-Kräfte so sehr erstarret wären, daß er ganz still sizen, und sich gewissermaassen ganz ausziehen lassen würde, ohne ein einziges Wort zu reden. Und doch war die fühllose Niedergeschlagenheit dieser Unglüklichen so gros, ddß sie handelten, als ob was vor ihren Augen geschah, sie auf keine Weise anginge. Der Hof, die Geistlichkeit,

die Gemeinen waren jezt die handelnden Personen, und håtten sie ihre Stårke recht gekant, so håtten sie noch ungleich weiter gehen kőnnen, als sie sich zu thun getraueten.

Da der Adel so viele Duldsamkeit zeigte, und so schimpflich zu allem, was geschahe, schwieg; so glaubte der Hof die Ausführung seines Entwurfs nicht långer aufschieben zu dürfen. Zeit und Ort zu Leistung des Huldigungeides wurden also festgesezt. Diese Schlus Scene überraschender und majeståtischer zu machen, ward alles aufgeboten, was der Geist der Herrschsucht ersinnen konte. Anstat die Feierlichkeit innerhalb der Mauern des Pallastes vorzunehmen, ward ein grosser freier Plaz dazu ausersehen, wo nicht nur der Hof und dessen Gefolge, sondern auch alle Einwohner von Kopenhagen und das ganze dånische Reich in der Person seiner Representanten Zeugen dieses Vorgangs seyn konten. (*) Hier ward auf einem Gerüste ein Thron aufgerichtet, und der ganze Adelstand fόrmlich aufgefordert, dem Kőnige feierliche Huldigung zu leisten und Treue zu schwőren. Dies muste er kniend verrichten

*) Aber dies war nothwendig, weil nicht der Adel allein, wie der Verfasser zu verstehen giebt, sondern auch die Einwohner der Hauptstadt und das ganze Reich Huldigung leisten, und nicht blos Zuschauer der Feierlichkeit seyn solten.

richten, in Gegenwart der Armee und der Bürger von Kopenhagen, die alle unter den Waffen standen und ihn von allen Seiten umringten. In dieser Stellung, ein Anblik, den man in Dännemark viele Jahrhunderte lang nicht gesehen hatte, muste er vor den Ohren des ganzen Volks laut das Gelübde nachsprechen, daß er allen Befehlen des Königes unbedingten Gehorsam leisten und der Krone völlige uneingeschränkte Unterwürfigkeit beweisen wolte, und sich zu pünktlicher Erfüllung dieses Versprechens für sich und seine Nachkommen feierlichst verpflichten.

Dies war der Sin, dies der Inhalt jenes berühmten Eides, der lediglich zur Absicht hatte, Geist und Gewissen des Adels zn fesseln, nachdem man sich bereits seiner Personen versichert hatte. Keiner ward verschonet: alle musten sich der förmlichen Verpflichtung zur Unterthänigkeit unterziehen. Selbst die, welche Krankheit entschuldigen konte (*), wurden sorgfältig aufgesucht und nach dem unglüklichen Plaz geführet; wo sie

*) Dies zielt vermutlich auf den Reichshofmeister von Gersdorf, der Krankheit halber in einem Sessel auf den Schlosplaz getragen ward. Ich finde aber nirgends, daß man ihn mit Gewalt dahin führte: vielmehr verrichtete er die Pflichten seiner Würde dem Ansehen nach ungezwungen.

sie gleich gemeinsamen Opfern der Gerechtigkeit nebst den übrigen ihren Nakken unter das Joch beugen musten.

Aber nicht zufrieden mit diesen feierlichen Zusagen hatte der Hof noch ein anderes Band in Bereitschaft: ein Band, das vielleicht nach dem Sin und Buchstaben des Gesezes fester und stärker seyn mogte. Dies war die eigenhändige Unterschrift einer Versicherungs-Akte von gleichem Inhalt mit dem, was der Adel eben beschworen hatte. Alle musten dieses authentische Dokument ihres Falles unterzeichnen, das die Kentnis dieser Begebenheit künftigen Geschlechtern überliefern, und zugleich als Zeugnis und Urkunde gegen sie auftreten solte, wenn je Schaam und Reue so mächtig auf sie wirkten, daß sie sich aus dem Zustande, worin sie ihr schlechtes Verhalten gestürzet hatte, heraus zu arbeiten suchten.

Wahrheit und Gerechtigkeit heischen jedoch, daß der Namen eines Mannes nicht vergessen werde, der unter allen allein den Muth hatte, sein Misfallen an dem was vorging, öffentlich an den Tag zu legen, und dreist genug war, es dem Könige selbst zu erkennen zu geben. Gers-

dorf

dorf hies dieser brave Mann: (*) ein Herr von grossen Talenten, der mehr als gewöhnliche Geschiklichkeit und Festigkeit in verschiedenen Unterhandlungen gezeiget hatte, insonderheit in denjenigen, welche er in dem lezten Schwedischen Krieg mit den Ministern Karls X führte. Sein Muth, seine Unerschrokkenheit waren wohl bekant, und hatten ihm in verschiedenen Vorfällen vielen Ruhm erworben, und seinem Vaterlande grossen Vorteil zuwege gebracht. In dem Posten den er vorhin bekleidete, hatte er den Beifal seines Königs und des Reichs; denn bei jeder seiner Handlungen schwebte ihm der Gedanke vor der Seele, daß die Macht und die Würde einer ganzen Nazion auf ihm ruheten. Aber jezt stand er allein, jeder Gefahr blosgestelt; hatte keine Stüze, worauf er sich verlassen konte, als sich selbst, keinen Schuz als die Achtung und Verehrung, die sein Edelmuth verdiente.

Als nun diese merkwürdige Staatsveränderung völlig zu Stande gekommen, und jedes Hinder-

*) Dieser Umstand scheint aus Hofmanns Portraits Historiques entlehnet zu seyn; wenigstens finde ich ihn sonst in keinem unserer vaterländischen Geschichtschreiber. Da aber Hofmann seine Quelle nicht anzeiget so steht dahin, ob die Anekdote gegründet ist. Soviel ist gewis, daß Gersdorf ebenfals den Huldigungseid ablegte, und bis an seinen Tod bei dem Könige in grossen Gnaden stand.

Hindernis derselben aus dem Wege geräumet war, ward die ganze Nazion aufmerksam und neugierig, wie der Hof seine Versprechungen erfüllen, wie er hinführo dem Adel und den andern Ständen begegnen, kurz, wie er die neu erlangte Macht geniessen und anwenden würde.

Die Geistlichkeit und die Gemeinen schmeichelten sich beide mit der Hofnung jeder möglichen Gefälligkeit. Die lezten zweifelten auf keine Weise, der König würde seinen wiederholten öffentlichen Versicherungen gemäs allen Bedrükkungen ein Ende machen, und sie in einen solchen Zustand sezen, daß sie die Wohlthat der Veränderung ganz schmekken könten.

Da aber der Hof einer starken Stüze bedurfte, um sich bei der neu erlangten erhabenen Würde zu behaupten, so muste er seine vornehmste Aufmerksamkeit auf den Stand richten, der am meisten fähig und geneigt war, seine Absichten zu befördern, und sich im Nothfal zu seiner Vertheidigung thätig zu verwenden. Die Geistlichkeit hatte sich bei dem jezt volbrachten grossen Geschäfte so sehr ausgezeichnet, so vorzügliche Wärme und Geschiklichkeit dabei gezeiget, daß der Hof, eben so überzeugt von ihrer Ergebenheit

benheit für das königliche Interesse als von ihrem Einflus über den grösten Theil des Volks, sich vor allen Dingen ihrer Zuneigung durch jeden Vorteil, jede Gnade, die ihrem Stande und ihren Erwartungen angemessen waren, zu versichern suchte. Wie richtig er hierin urteilte, erhellet aus dem Eifer und der Thätigkeit, womit der geistliche Stand in der Folge für sein Bestes arbeitete. Er machte des Hofes Sache so sehr zu seiner eigenen, daß nie ein Unterthan in Dännemark die königliche Autorität und Gerechtsame mit solcher Treue und Anstrengung aller Kräfte aufrecht zu erhalten suchte.

Indes die Geistlichkeit den Auftrag bekam, unbegrenzten Gehorsam gegen des Königs Willen durch Gründe und Ueberredung zu lehren und einzuschärfen, ward ihr ein anderer Gehilfe, wirksamer noch und furchtbarer als sie, zugeordnet. Dies war ein zahlreiches stehendes Heer, das blos von der Krone abhing. Um die Armee völlig in seiner Gewalt zu haben, suchte Fridrichs Ministerium unter mancherlei Vorwand sie ganz umzuformen. Man entlies so viele Eingeborne, und behielt so viele Ausländer, als Anstand und Klugheit erlaubten: denn von diesen versprach man sich vorzügliche Bereitwilligkeit, jeden Befehl

fehl zu volziehen, ohne über seine Rechtmässigkeit und Schiklichkeit zu vernünfteln.

So wurden geistlicher Einflus an der einen und soldatische Gewaltthätigkeit an der andern Seite, die Werkzeuge der Autorität, auf welche sich der dänische Hof nach den Grundsäzen der neuen Verfassung hinführo verlassen muste.

Da auf diese Weise die Geistlichkeit und die Armee die beiden Hauptpfeiler waren, worauf das Gebäude der königlichen Macht ruhen muste; so war es natürlich, daß ihnen mit einer, ihrer jezigen Wichtigkeit angemessenen Vorliebe begegnet ward. Man bezeigte ihnen die gnädigsten Gesinnungen und beehrte sie mit hervorstechenden Beweisen von Zutrauen und Achtung.

Der Bürgerstand, der sich gewis um die Krone eben so verdient gemacht hatte, als die Geistlichkeit und die Armee, sann inzwischen nach wie er seine Forderungen, von welchen er dem Throne eine lange Liste vorgeleget hatte, am sichersten erhalten könte. Aber nicht lange, so ward er gewahr, daß er sich keine Hofnung zu baldiger Entscheidung derselben machen dürfte. Seine Forderungen, so billig sie auch waren, so

wenig sie irgend etwas enthielten, worauf er nicht das klärste Recht hatte, wurden jezt ein Gegenstand dornigter Berathschlagungen: Schwierigkeiten von allerlei Art wurden rege gemacht, um die Entscheidung in die Länge zu ziehen. Alle Unterthanen erwarteten ohne Ausnahme für frei erklärt, und keiner anderen Gerichtsbarkeit, als der des Gesezes unterworfen zu werden: ein Verlangen, worauf sie das ungezweifeltste Recht zu haben glaubten. Die Bürger von Kopenhagen versprachen sich insonderheit die Bestätigung jener Vorrechte, die ihnen während des schwedischen Krieges von dem Könige und dem Adel versprochen waren, und um deretwillen sie ihre Beutel so freigebig geöfnet, und sich so manchen Gefahren und Beschwerden unterzogen hatten.

Der König sahe sich mit mannigfaltigen Schwierigkeiten umringet. Abstellung der Lasten war eine Pflicht, der er sich nicht entlegen konte. Nicht zu gedenken, daß er sich dazu anheischig gemacht hatte, erforderte auch die Klugheit, es so viel möglich ohne Verzug zu thun, damit nicht der misvergnügte Theil der Nazion diese Zögerung zum Vorwand seiner Absichten brauchen mögte. Allein manche dieser Lasten waren von der Beschaffenheit, daß ihre Abstellung von Zeit allein

und

und von günstigeren Umständen zu erwarten stand. Sie waren die Folgen eines blutigen und verderblichen Krieges, und mithin konte blos ein langer Frieden wirkliche Erleichterung schaffen. Indes war es nothwendig, wenigstens etwas zu thun, um das Volk bei guter Laune zu erhalten. Es ward demnach ein Edikt erlassen, worin man zuförderst bekante, daß die Krone es größtenteils der Treue und Standhaftigkeit der Gemeinen zu danken hätte, daß sie die Regierung hätte auf einen festen Fus sezen können: und dann zeigte man ihnen die Unmöglichkeit, allen ihren Beschwerden so abzuhelfen, daß sie unmittelbare Erleichterung spürten. Dies geschah aber in Ausdrükken, woraus sich deutlich abnehmen lies, daß der Hof selbst nicht verbunden zu seyn glaubte, die sanguinischen Erwartungen des Publikums zu befriedigen. Man sagte: es überstiege des Hofes Kräfte, sie zu erfüllen; bei dem kläglichen verworrenen Zustande, worin das Reich durch die neulichen Kriegsunruhen gerathen wäre, liesse sich nicht mit Grund erwarten, daß allenthalben auf einmal Ordnung wieder hergestellet werden könte; es wäre aller Stände Pflicht, mit Geduld und Mässigung zu warten, bis die Wunden, die der Krieg geschlagen hätte, heilten; sobald die durch ihn erzeugten Unordnungen und

Uebel nachliessen, solte mit gröster Sorgfalt ihren gerechten Klagen ein Ende gemacht, und ihnen die Menge von Lasten abgenommen werden, womit sie das traurige Schiksal dieser Zeit bebürdet hätte. (*) Durch wiederholte Vorstellungen von der Art suchte der Hof das Volk zu beruhigen. Zwar hatte die neuliche Staatsveränderung der Krone eine unumschränkte Gewalt verliehen: aber da die Epoche ihrer Suveränität noch so neu war, so fand er es dienlich glimpfliche Maasregeln zu gebrauchen. Er fürchtete sich in der That, zu gewaltsamen Mitteln zu schreiten, damit das Volk nicht zu bald fühlete, wie es in Zukunft würde beherrschet werden. Dennoch nahm das Murren überhand; und insonderheit äusserten die Bürger von Kopenhagen sehr laut ihr Misvergnügen, daß sie wegen dessen, was sie für die gemeinschaftliche Sache gethan und gelitten, nicht genug vor den übrigen Unterthanen ausgezeichnet würden.

Nun fingen sie an, Vergleichungen unter Fridrich und seinem Vater Christian anzustellen. Sie erinnerten sich der Freiheit und häuslichen Glükseligkeit, der sie unter Christians Regierung genossen

(*) Von diesem Edikt finde ich bei Holberg und Gebhardi nicht die mindeste Spur.

genossen, und dachten mit Bitterkeit an die Unglüksfälle, und den Verlust der Freiheit, welche sie unter seinem Sohne trafen. Erfahrung lehrte sie nun den Unterschied unter ihrem gegenwärtigen und vorigen Zustande, und ihre Reden zeigten nur zu deutlich, wie sehr sie die Veränderung fühlten. Dies war in der That der einzige Rest ihrer Freiheit. Die, welche an der Spize der Regierung standen, wolten ihrer eigenen Sicherheit wegen das Volk nicht hindern, seinem Unwillen auf die Art Luft zu machen: denn er konte leicht in gefährlichere Wirkungen ausbrechen, da viele bekantlich nur auf günstige Gelegenheit warteten, das umzustossen, was sie aus Verzweifelung gethan hatten. Diese Gesinnungen waren dem Hofe sehr wohl bekant, und darum lies er jederman völlige Freiheit zu klagen. Christians Namen blieb also lange Zeit ein unerschöpflicher Gegenstand. Was sich in Rom nach Pompejus Tode und Vernichtung der Republik ereignete, das geschah in Dännemark nach Christians IV Ableben und Abschaffung der alten Staatsverfassung. Erinnerung erhöhete nun den Werth des Verlornen weit über das, was es vorhin galt; und das gegenwärtige Sistem dünkte ihnen jezt verhaster, als seine heftigsten Gegner es je geschildert hatten. Grösser war Roms Parteilich-

keit

keit für Pompejus nicht, als der Dänen ihre für ihren lezten König. Man erhob sein Betragen, pries seine Regierung als die edelsten nachahmenswürdigsten Muster: sein Charakter schien jezt ganz volkommen und fehlerfrei zu seyn. Jede Handlung, die ihm Ehre machte, ward wieder hervor gerufen, und mit all dem Feuer geschildert, das den Menschen belebt, wenn sein Gemüth unter heftiger Bewegung arbeitet. Seine Tapferkeit, seine Mässigung, seine Wohlthätigkeit erschalleten aus jedem Munde. Sein immer reger Eifer alles zu befördern, was zur Wohlfart des Staats beitragen konte; die Einrichtungen, dieer zu dem Ende machte, die Geselschaften, welche er unter den mitlern Ständen zu ihrem gegenseitigen Vorteil stiftete; die grosse Ausbreitung des Handels unter seinem Schuz und seiner Leitung; die Gebäude, die er zum gemeinen Besten aufführte; kurz alles, was er für den Nuzen oder die Ehre des Staats gethan hatte, ward mit begieriger Sorgfalt aufgesucht. Und so wie Pompejus Bildsäulen den Römern stets ein Reiz waren, über sein Leben und seine Thaten in unaufhaltsamen warmen Herzens-Ergus auszuströmen, so waren die kleinsten Denkmale von Christians Staatsverwaltung den Dänen Anlas, bei seiner

Regie-

Regierung und seinen Thaten mit warmer Bewunderung und herzlichem Lobe zu verweilen.

Der Hof sah aber endlich ein, daß er der Unzufriedenheit der Kopenhagener Einwohner nicht långer unthåtig zusehen, sondern vielmehr ernstlich dahin trachten müste, daß sie dem neuen Sistem zugethan blieben. Er war jedoch nicht gesonnen, ihnen irgend etwas zu bewilligen, das sie minder abhängig machen würde, als mit seiner Absicht, ganz unumschränkt zu herrschen, bestehen konte. Um sie zu beruhigen und zu Stillschweigen einzuschläfern, wurden die vorigen Versprechungen erneuert. Man schmeichelte ihrer Eitelkeit, gab ihren vornehmsten Obrigkeiten manche leere Ehrentitel, verlieh den Bürgern den Rang über die Einwohner aller andern Städte, und schenkte den Bürger-Offizieren prächtige Degen. Die, welche vorzüglicher Aufmerksamkeit werth geachtet wurden, erhielten ähnliche unbedeutende Geschenke. Auch lies der Hof ein Patent ausgehen, um den Einwohnern überhaupt seine Dankbarkeit zu bezeugen; erhob darin in den prächtigsten Ausdrükken ihre Tapferkeit und Herzhaftigkeit in dem lezten Kriege und insonderheit in der Belagerung von Kopenhagen; lobte ihre Grosmuth, daß sie dem Könige zu den Bedürf-

 nissen

nissen des Staats ansehnliche Geldsummen vorgeschossen hätten, und ihre Klugheit, die dienlichsten Mittel zu seiner und des Reichs Errettung anzuwenden. Nach vielen Aeusserungen von gleichem Ton schlos er mit der Klage: er fühlte mit dem äussersten Kummer sein Unvermögen, so brave Männer ihrem hohen Verdienste gemäs zu belohnen: aber zum Beweis der vorzüglichen Achtung, welche er ihnen schuldig zu seyn bekenne, und um es an seiner Seite an nichts fehlen zu lassen, das Verdienst zu ehren und ruhmwürdige Beispiele zu belohnen, wolle er sie durch ein besonderes Ehrenzeichen aus allen andern Klassen von Unterthanen herausheben; es solle nämlich hinführo jeder rechtmässige Bürger von Kopenhagen befugt seyn, gleich jedem Edelmann in Dännemark Waffen zu tragen, und an allen Orten, und bei jeder Gelegenheit gewafnet zu erscheinen. (*) Dies war

*) Die Urkunde in Holbergs Reichsgeschichte Th. 3 S. 529 fgg. enthält doch sehr wichtige Vorrechte. Die Stadt Kopenhagen, heist es darin, sol ein Reichsstadt und die zweite Stapelstadt des Reichs seyn und das Recht haben, ihre ökonomischen Angelegenheiten durch ein Collegium von 32 Männern selbst zu besorgen, und von allen ein und ausgehenden Waaren Hafen-Accise und von allen Schiffen Hafen-Geld zu erheben: ihre Bürger dürfen adeliche Güter mit allen Gerechtigkeiten kaufen und besizen, sollen nicht mehr Zoll und Acci-

war also das Mittel, zu welchem der Hof seine Zuflucht nahm, um sich der ungestümen Forderungen der Kopenhagener Einwohner zu entledigen. So leer und täuschend es auch war, so that es doch die gewünschte Wirkung, und noch immer brüsten sich die Bürger dieser Hauptstadt mit dem lächerlichen Vorrechte, Degen zu tragen.

Der übrige Theil der Nazion muste sich mit dem Geständnis, daß der Hof mit seinem Betragen zufrieden sei, und mit den wärmsten und freigebigsten Versicherungen begnügen, daß man sich die äusserste Mühe geben würde, seine Lage so leicht und angenehm zu machen, als die Umstände erlauben würden.

Accise als der Adel geben, von Schaz und Einquartirung frei seyn, und zu allen Aemtern und Würden gelangen können: endlich wird der Stadt das Roeskilder Lehn geschenkt, und ein eigenes Stadtwapen verliehen. — Hier ist doch mehr als blos das Recht Degen zu tragen, worauf unser Verfasser so gern alle Vorteile der Kopenhagener Bürger einschränken mögte. Auch der Eingang von Holbergs Urkunde sagt nicht ein Wort von dem, was ihr der Verfasser in den Mund legt. Ueberhaupt scheint er gegen alles eingenommen zu seyn, was nach der Staatsveränderung in Dännemark geschah, und sucht es oft von einer gehässigen und lächerlichen Seite darzustellen. Eine Wirkung seiner grossen Abneigung gegen unumschränkte Monarchie.

Auf diese beispiellose Art folgte eine Nazion, bis dahin berühmt durch Freiheit-Sin, Muth und Ritterlichkeit in Kriegen, mit unbegreiflichem Zutrauen und Eifer der Leitung von Männern, welche sie durch die gefährliche Kunst der Täuchung zu überreden wusten, daß ihre eigene Ehre, ihr eigener Vorteil heischten, ihrer Freiheit zu entsagen, und sich ganz ohne die mindeste Einschränkung dem Willen und Wohlgefallen des Königs hinzugeben. Aber noch mehr mus man erstaunen, daß die Gemeinen, als das Opfer volbracht war und schon dessen traurige Früchte sich zeigten, anstat in Zeiten ihr Verfahren zu bereuen, die Mittel, die sie noch in Händen hatten, zu ergreifen, und sich selbst Recht zu verschaffen, in träger Unthätigkeit hinschlummerten, als ob sie bei Ueberlieferung der höchsten Macht sich sogar des Vermögens entäussert hätten, Recht von Unrecht zu unterscheiden.

Nach Abschaffung der alten Verfassung und Einführung des Despotismus in Dännemark sanken Gesinnungen und Charakter der Eingebornen nach und nach von der Erhabenheit herab, welche die höhern Stände, und von der Festigkeit und Herzhaftigkeit, welche die geringern vordem auszeichneten. Des Adels Kredit und Einflus

waren

waren allerdings in vorigen Zeiten sehr gros: aber er war doch genötiget, mit den übrigen Ständen, von welchen er allenthalben umringet war, in gutem Vernehmen zu leben, und in seinem Betragen vorsichtig und behutsam zu seyn. Er drükte zwar die Landleute: aber diese sowol als die Einwohner der Landstädte hatten dagegen grossen Vorteil von dem Aufwande, welchen der Adel auf seinen Landsizen machte. Ausserdem hatte er noch ein anderes Mittel, die Zuneigung seiner Unterthanen zu gewinnen. Er besas fast alles Landeigentum im Reiche, und war also gewissermaassen Herr über das ganze unbewegliche Vermögen des Landes: seine Stimme und Meinung hatten daher in allen öffentlichen Berathschlagungen ein Gewicht, welches der übrigen Stände ihres weit übertraf. Die Anordnung und Verteilung der Steuern und Auflagen hing also gröstenteils von ihm ab. Man kan sich daher leicht vorstellen, daß er sich dieselben so leicht zu machen suchte, als sich, ohne zu grosses Geschrei zu erregen, thun lies. Die Wirkung dieser Parteilichkeit kam denn auch seinen Unterthanen zu statten: auch sie erndteten grosse Vorteile von der Gelindigkeit, die in dem Steueranschlag der adelichen Güter beobachtet ward. So bewies sich der Adel, so stolz und übermüthig er auch in

seinem

seinem persönlichen Betragen war, doch in manchen Stükken als ein Patron und Beschüzer des Landmanns. Die Folge dieses Verhaltens war, daß die Pächter und Landbewohner und die Einwohner der Dörfer und Flekken in dem ganzen Reich in ziemlicher Wohlhabenheit lebten. Zwar wurden wenige von ihnen reich; aber auch nur wenige waren dürftig. Gewöhnlich hatten sie der gemeinen Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens so viele, als sie brauchten, und waren daher im Ganzen eine starke und herzhafte Gattung von Menschen.

Dies ist das wahre Bild des Landvolks in Dännemark vor Einführung der unumschränkten Monarchie. Der Adel hielt es zwar in grosser Unterwürfigkeit; aber es ward doch nicht der Ehre unwürdig geachtet, ein Stand des Reichs zu seyn. In den Reichs-Versamlungen erschienen auch seine Abgeordnete, von ihm selbst aus seinem Mittel erwählt. Sie wurden gleich den Repräsentanten der andern Stände zu allen Berathschlagungen zugelassen, und in jeder Sache von Wichtigkeit zu Rath gezogen; und ohne ihre Einwilligung ward kein Reichsschlus für giltig angesehen. Kurz, sie hatten Theil an allen Gerechtsamen der andern Stände des Reichs, und genossen

nossen, wenn gleich im Range die untersten, doch immer gebührende Achtung: ja oft zeigten sie in diesen Versamlungen, daß es ihnen nicht an Einsicht und Muth fehlte.

Da sie so vieler Ehre und Vorrechte genossen, so läßt sich nicht mit Grund vermuten, daß sie es sich stets gefallen liessen, blos Werkzeuge ihrer Gebieter zu seyn. Unstreitig waren die Adelichen wegen des Glanzes und Einflusses, den ihnen Geburt und Reichtum gaben, als die vornehmste Triebfeder ihrer Handlungen anzusehen. Allein da die Geistlichkeit und die Einwohner der Städte ebenfals musten zu Rath gezogen werden, ehe ein Reichsschlus gefasset werden konte, und da sie nicht selten widersprachen und schwer zu lenken waren, so musten die Adelichen, um ihre Absichten durchzusezen, sich unter der Klasse des Landvolks Anhang zu verschaffen suchen. Hieraus folgt nun, daß sie in den Versamlungen der Stände keinesweges übersehen werden durfte, weil ihr Beitrit der Partei, zu welcher sie sich schlug, grosses Gewicht gab. Ward sie also gleich unter ihrem Werthe geschäzet, so lange sie auf dem Lande zerstreut wohnte, und in den mannichfaltigen Zweigen des ländlichen arbeitsamen Lebens beschäftiget war, so war sie doch nichts

weni=

weniger als unbedeutend, wenn sie in ihren Versamlungen ihre Kräfte unter geschikten Häuptern vereinigte. Oft verfocht sie die Rechte ihrer gekränkten Brüder, und schafte ihnen Erleichterung, insonderheit wenn man in gewissen Dingen ihrer Einwilligung nothwendig bedurfte.

Alles dieses flössete ihr Gefühl ihrer Wichtigkeit ein. Die Aussicht zu gelegener Zeit sich Genugthuung zu verschaffen, belebte sie mit Muth, sich zu vertheidigen, wenn sie üble Begegnung dulden muste. Dies hielt denn auch die Gewaltthätigkeit ihrer Herren in Schranken. Sie wusten, daß sie einst früh oder spät genötiget seyn würden, ihrer Unterthanen Beistand zu suchen; sie mässigten daher ihren Stolz und Uebermuth, und behandelten sie mit Menschlichkeit, damit sie nicht durch zu grosse Strenge zu Widerwillen und Zorn gereizet und zu gefährlichen Ausschweifungen verleitet würden.

Aus allen diesen Betrachtungen erhellet, daß der Zustand des Landvolks in Dännemark vor der Staatsveränderung weit von Sklaverei entfernet war. Der Adel war allerdings sehr mächtig, und beinahe Herr über alles. Aber er war es nicht ganz, befand sich in der Nothwendigkeit

digkeit, mit allen Ständen ein gutes Vernehmen zu unterhalten, und durfte nicht einen insonderheit zu stark belästigen. Dies knüpfte die Nazion so fest zusammen, daß in allen öffentlichen Angelegenheiten ein Geist gegenseitiger Unterstüzung sichtlich war; und er war in der That die Quelle der Kraft und der Entschlossenheit, welche so lange Zeit in Dännemarks Reichsversamlungen und Regierungsverwaltung herrschten.

Diesem Geiste sind vornämlich die Standhaftigkeit und Entschlossenheit zuzuschreiben, womit die Dänen ihre Monarchen in dem langen Kampfe unterstüzten, den sie zu Behauptung ihrer Ansprüche auf das schwedische Reich kämpfen musten. In diesem ermüdenden blutigen Streite zeigten sie eine Geduld, eine Beharlichkeit, welche die Schweden beinah erschöpfet hätte. Wäre nicht zu Rettung dieses Landes ein Held, wie Gustaf Wasa aufgestanden, so würde Schweden bei der mislichen Lage, worin es durch Dännemarks Tapferkeit, Politik, und gutes Glük gerathen war, troz des Hasses der schwedischen Nazion gegen die Dänen, ja troz des Muthes, den sie in häufigen Schlachten bewies, nach aller Wahrscheinlichkeit in dem Kampfe untergelegen haben, und vielleicht gleich Norwegen bis an den heutigen

tigen

tigen Tag mit Dännemark verbunden, und ein untergeordnetes Reich geblieben seyn.

Allein nach Entscheidung dieses fürchterlichen Kampfes behielt Dännemark noch immer die Oberhand. Schweden hatte zwar seine Freiheit wieder erlanget; aber es hatte an jenem Reiche noch immer einen Nachbar, von dessen Macht und Ansprüchen es alles fürchten muste. Bis zu Gustaf Adolfs Regierung war es immer froh, mit Dännemark in Freundschaft zu leben, und keineswegs zum Angreifen geneigt. Selbst dieser grosse König betrachtete die Dänen als ein Volk, dem er mit gröster Schonung begegnen müste. Und gerade zur Zeit der grossen Staatsveränderung hatten sie den höchsten Gipfel des Ruhms erreicht, durch den tapfern und glüklichen Widerstand, den sie einem der unerschrokkensten und unternehmendsten Feldherrn dieses Zeitalters, Offizieren von geprüfter Erfahrung und Herzhaftigkeit, und den tapfersten, geübtesten, durch eine lange Reihe von Siegen furchtbar gewordenen Truppen geleistet hatten.

So wie Personen, die aus mittelmässigen Umständen plözlich zu grossem Ueberflus erhoben werden, bisweilen über ihr Glük zu staunen scheinen

nen, und verlegen sind, wie sie sich benehmen sollen: so ward Fridrich, als er sich zu einem Gipfel von Macht, der ihm bis dahin ganz fremd gewesen, erhöhet sah, wankend und unschlüssig, wie er sich derselben zu bedienen hätte.

Inzwischen ward kein Mittel verabsäumet, das menschliche Klugheit und Scharfsicht erdenken konte, um das neu eingeführte Sistem zu stüzen und zu befestigen. Noch nicht lange hatte Fridrich auf dem Throne des Despotismus gesessen, als er auf den Rath derer, die ihm hauptsächlich dazu verholfen hatten, den Entschlus faste, seine Rechte auf die feierlichste und kraftigste Art zu sichern. Zu dem Ende beschlos man, die Gemüther der Unterthanen ganz in Fesseln zu legen, und sie zu überreden, daß der Religion selbst daran liege, die Autorität der Krone zu behaupten, und daß ihre Pflicht heische, sich ihr aus Gründen des Gewissens zu unterwerfen. Dieser Entschliessung zufolge ward eine Schrift entworfen und unter dem prächtigen Titel des Königlichen Gesezes von Dännemark in die Welt geschikt. Ihr Inhalt war dem vorgesezten Zwek volkommen angemessen. Die neuliche Staatsveränderung ward als ein Werk des Himmels geschildert, der hierin eine besondere Obhut für den Ruhm und Nuzen

des königlichen Hauses gezeiget hätte. So fest entschlossen war Fridrichs Miuisterium, seines Herrn Sache durch der Gottheit unmittelbaren Beistand und Mitwirkung zu stärken, daß es sogar die jezige Form der Regierung göttlicher Eingebung zuschrieb. Man behauptete in diesem berühmten Königs-Gesez; Gott hätte die Herzen des Königlichen Raths und aller Stände des Reichs geneiget, einmüthig ihren Rechten und Freiheiten zu entsagen, den König seines Krönung-Eides zu entlassen, alle von ihm unterzeichneten Schriften und Versicherungen, daß er die Freiheiten des Volks schüzen wolle, zu vernichten, und ihm und seinen Erben auf immer ein unumschränktes despotisches Recht über das dänische Reich zu übergeben. So lauten die eigenen Worte dieser albekanten Schrift. Hatte man mit solcher Zuversichtlichkeit die Mitwirkung und den Willen der Vorsehung die Revoluzion zustande bringen lassen, so wird man sich nicht wundern, daß der König in eben dem figürlichen Stil seinen Unterthanen sagte; was sie gethan hätten, wäre nicht aus Zwang und Gewalt, sondern aus freier Wahl und nach reifer Ueberlegung geschehen. Auch diese Worte stehen gerade so in dem Gesez. Das Ganze desselben athmet den Geist der Tirannei und des Despotismus, und kan zu einem

volstän-

volständigen Beweise dienen, wie weit Männer, die von unrechtmässigem Ehrgeiz beherrschet werden, die Grenzen der Vernunft, Wahrheit und Anständigkeit überschreiten, wie leicht sie sich der kühnesten und gröbsten Beleidigungen menschlichen Gefühls und Verstandes schuldig machen. Eben so handgreiflich zeigt sie aber auch, wie tief menschliche Natur sinken kan, wenn sie solche Begegnung duldet, ohne die mindeste Empfindlichkeit zu verrathen, wenn eine ganze Nazion in gesezmässiger gesellschaftlicher Eigenschaft sich dergleichen Unrichtigkeiten troz eigener Ueberzeugung vom Gegentheil aufdringen läst.

So tief war bereits die dänische Nazion erniedriget, daß sie ihren Nakken unter dieser unwürdigen Behandlung mit einer Geduld, einer Zahmheit beugte, die um so mehr Staunen erregen mus, da dieses Gesez nur fünf Jahre nach der Staatsveränderung (1665) gegeben ward. Schon in dieser frühen Periode der Knechtschaft war der Geist aller Stände so gesunken, daß sie ohne einigen Schein von Unzufriedenheit die schreklichen Grundsäze zuliessen, welche dieses despotische Gesez predigte. Abgerechnet, daß es die Rechte und die Macht der Krone auf dem unrichtigsten ungereimtesten Grund bauet, drohet es in einer beson-

dern Klausel allen, welche dessen Rechtmässigkeit und Nüzlichkeit in Zweifel zu ziehen wagen, mit der strengsten und blutigsten Rache. Wer, sagt das Gesez, sich unterfängt etwas zu reden oder zu thun, das des Königs unumschränkter Macht und Autorität nachteilig seyn kan, der sol als ein Verräther der königlichen Krone und Würde angesehen, und als des Hochverraths schuldig bestrafet werden. — Aber nicht zufrieden, jedem Widersacher die unbarmherzigste Ungnade und Züchtigung anzukündigen, fordert es alle Klassen auf, das neue Sistem thätig zu erhalten und zu vertheidigen, als [ob duldende Gelassenheit nicht das äusserste wäre, das der uneingeschränkteste Tiran erwarten und wünschen kan. Diese Aufforderung ist so ausgedehnt und algemein, daß sie sich mit ausdrüklichen Worten auf alle einzelne Personen der königlichen Familie und ihre Nachkommen, und sogar auf den Monarchen selbst erstrekket. Man heist sie sich eidlich verpflichten, daß sie sich nie, weder durch Liebe noch durch Furcht, weder durch Hofnung einigen Vorteils noch durch Besorgnis einigen Schadens wollen verleiten lassen, etwas zu unternehmen, das die Macht der Krone hindern könne. Kurz, dieses Gesez wird als ein Palladium geschildert, von welchem Dännemarks Grösse und Wohlfart gänzlich

lich abhängen, für dessen Erhaltung und Fortpflanzung bis auf die späteste Nachkommenschaft alle Klassen und Stände Vermögen und Leben aufzuopfern durch Pflicht und Vorteil verbunden sind.

Aus der Demut, der unbedingten Nachgiebigkeit, womit dieses berühmte Gesez aufgenommen ward, konte der Hof genugsam schliessen, wie grosse Fortschritte der Geist der Duldsamkeit unter den Dänen gemacht, wie wunderbar ihr Charakter sich in so kurzer Zeit geändert hatte. Die Bekantmachung dieses Gesezes versezte den Begriffen und Vorstellungen, welche in diesem Lande so lange und stark geherrschet hatten, den tödlichen Streich. Es zeigte, daß der Geist der Nazion gänzlich gebrochen wäre, und sich in jede Form der Sklaverei bilden liesse. Diese Biegsamkeit nuzte man denn auch auf alle mögliche Art, und vielleicht gab nie ein Volk so auffallende Beweise von Zahmheit und Gelassenheit in Knechtschaft.

Allein Fridrich war ein Herr von guter Einsicht und Beurteilungskraft: er muste also überzeugt seyn, daß die Staatsveränderung, die ihn so hoch erhoben hatte, sich lediglich in den innern

Zwistigkeiten unter dem Adel und den geringern Ständen gründete, und daß beiden Theilen zu seinem Nachteil die Augen aufgehen könten, wenn jene Streitigkeiten aufhörten und das Band der Freundschaft unter ihnen von neuem geknüpfet würde. Um demnach dem neuen Sistem stete Dauerhaftigkeit zu versichern, lies der Hof sich sehr angelegen seyn, eine zu freundschaftliche Verbindung zwischen beiden Ständen zu hindern. Zu dem Ende lies man den Adel in völligem Besiz der Macht, seine Unterthanen zu drükken und zu tirannisiren. Unstreitig hatte der Hof noch andere Gründe zu dieser Nachsicht, die Gefahr nämlich, der er sich gewis aussezte, wenn er die Adelichen zu früh zu unterdrükken suchte. Der vorhin angeführte Grund scheint jedoch der wichtigste zu seyn. Denn nach den wahren Grundsäzen aller despotischer Regierungen hängt die Sicherheit des Hauptes von der Uneinigkeit unter den Gliedern ab. Nicht die Uneinigkeit meine ich, die in offenbarer Feindschaft und Gewaltthätigkeiten besteht; sondern jenen Geist der Abneigung, der aus dem Stos widerstreitenden Interesses, aus dem geheimen Grol entspringt, der da unvermeidlich ist, wo ein Theil des Volks durch der Staatsverfassung Schuld mit den andern in Fehde begriffen ist. Dies ist aber allemal der Fal, wenn

einigen Klassen erlaubt oder nachgesehen wird, die andern Stände zu unterdrükken. — Diesem Grundsaz gemäs verstattete man dem Adel, auf seinen Erbgütern unumschränkt zu herrschen. Die Pächter, die vorhin blos ihren Herren pflichtig waren, musten nun auch die Auflagen des Hofes tragen, und sahen sich also mit zwiefacher Last bebürdet. Diese traurige Lage lehrte sie bald den Unterschied unter der Herrschaft eines, und der Regierung vieler. In sehr kurzer Zeit zeigten sich die nachteiligen Folgen der unglüklichen Veränderung, welche ihre getäuschten Repräsentanten mit zu stande bringen halfen. Vorhin war das Landvolk durch die Ehrerbietung und Anhänglichkeit, welche Erbunterthanen natürlich für Herren hegen, die sie nicht nur beherrschen sondern auch schüzen, in Unterwürfigkeit und Gehorsam erhalten worden. Stat dessen sahe es in der Folge die Adelichen, die jezt blos die Macht zu unterdrükken besassen, als tirannische Herren an, die ihren Unwillen über die harte und üble Begegnung, welche sie selbst dulden musten, an ihren elenden Unterthanen auslieffen. Die Folge war ein unversöhnlicher Has unter ihnen und ihren Gebietern. Durch ihre bittern Klagen ward er zu den untern Ständen fortgepflanzt, und stieg von ihnen zu den mitlern Klassen hin-

auf. Auch sie brachen nun in lauten Unwillen aus, daß der Adel sich noch immer im Besiz einer Gewalt befände, die alle, welche nicht zu seinem Mittel gehörten, ihm sehnlich entrissen zu sehen wünschten.

Dieser Geist der Zwietracht verbreitete sich in kurzem unter allen Ständen. Klagen und Unzufriedenheit wurden so algemein, daß der Hof selbst nicht damit verschonet blieb. Aus Furcht vor den Folgen ward die Regierung schwach und kraftlos in ihrem Gange. An die Stelle des Feuers, der Unerschrokkenheit, welche vor kurzem mitten unter den Drangsalen und Gefahren, womit sie in dem lezten Kriege umringet war, ihre Unternehmungen belebte, traten jezt friedfertige Gesinnungen. Man fürchtete seine Blikke auswärts hinzuwenden, weil man sich des elenden Zustandes in dem innern des Reichs bewust war Dieser wankenden Verfassung wegen hielt Fridrich es für rathsam, alle Streitigkeiten mit seinen Nachbaren zu vermeiden: und dies bewog ihn hauptsächlich, die Ansprüche seiner Krone an das Herzogtum Schleswig nicht geltend zu machen. Sein Ministerium sahe nicht ohne Schrekken des Volks Misvergnügen über die Aussezung seiner Angelegenheiten: es lies sich daher ernstlich ange-

legen seyn, keine Ursache zu Feindschaft und Streit mit fremden Mächten zu geben. Diese merkten jene Gemüthsstimmung bald, und so wie der dänische Hof immer mehr Muthlosigkeit in seinem Betragen verrieth, so wuchs natürlich die Kühnheit seiner Feinde. Der Herzog von Schleswig, der bis dahin ein Vasal der Krone Dännemark gewesen war, nüzte die Uneinigkeit unter dem Könige und seinen Unterthanen, und den daher rührenden Mangel an Festigkeit, und wagte es sich von aller Abhängigkeit frei zu erklären. Er erreichte das Ziel seiner Wünsche volkommen. Nach manchen Streitigkeiten und Zänkereien mit dem dänischen Hofe, worin dessen Verhalten weder Glük noch Würde hatte, trug er am Ende einen Traktat davon, worin die Unabhängigkeit der Herzoge von Schleswig in den deutlichsten und entscheidendsten Ausdrükken erkant und bestätiget ward. (*) Der Rest von Fridrichs Regierung war friedlich,

 aber

*) Die Unabhängigkeit der Herzoge von Schleswig machte einen Hauptartikel des Roeskilder Friedens aus, und ward in einem besondern Traktat vom 22 Mai 1658 und in dem Kopenhagener Frieden 1660 näher bestimt und bestätiget. Mithin passet des Verf. Räsonnement nicht hieher. Des Königs Friedfertigkeit war teils Temperamentsneigung, teils Pflicht; denn Frieden zu erhalten, war nothwendig, damit das Reich sich von den erlittenen Unfällen erholen könte. Ueberhaupt

aber ohne Ruhm. Er war nun unumschränkter Beherrscher seines ganzen Reichs: aber seine Seele ward durch den Anblik der grossen Schwierigkeit, Ruhe unter seinem eignen Volk zu erhalten, so beunruhiget, daß er völlig entschlossen zu seyn schien, hinfort seine Sorgfalt und Wachsamkeit so viel wie möglich auf seine Staaten einzuschränken. Ohne Zweifel trug zu diesem Entschlus die gegründete Ueberzeugung bei, daß seine Unterthanen nicht geneigt seyn würden, ihn in etwanigen unangenehmen Vorfällen zu unterstüzen; allein wahrscheinlich auch die Besorgnis, daß sie, wenn das Glük ihm den Rükken wendete, einen Versuch wagen mögten, das, was sie gethan hatten, wieder umzustossen.

Bei

haupt ist es ungegründet, daß Dännemark nach der Suveränität bei auswärtigen Reichen in Verachtung gerathen wäre: vielmehr bestrebten sich viele mächtige Regenten, der Kaiser, Rusland, England, Holland, Brandenburg mit dem dänischen Reiche Freundschaft zu errichten und Bündnisse zu schliessen. Man urteile von der Suveränität wie man wil, so wird man allemal gestehen müssen, daß Dännemark dabei an innerm Wohlstande und äusserm Ansehen sehr gewan. Jezt erst erlangte es ein Gewicht in der Staats-Balance von Europa, da es in den vorhergehenden 10 bis 20 Jahren sich von andern Staaten und insonderheit von England und Holland gänzlich muste lenken lassen.

Bei dem allen mus man bekennen, daß dieser Monarch, als er auf den Siz ungebundener Herrschaft erhoben war, sich so betrug, daß aller Schein von Despotismus fast gänzlich verschwand. Die Maasregeln ausgenommen, die unumgänglich nötig waren, die neue Regierungsform zu sichern und zu befestigen, verrieth er auch nicht die mindeste Neigung, anders als wie ein sanfter, gut gearteter Herr zu regieren. Bei jeder Gelegenheit zeigte er aufrichtige Neigung, die Wohlfart seiner Unterthanen zu befördern, unterstüzte jede Einrichtung, die zum algemeinen Besten abzwekte, und erfreute jedes Privatmanns Herz durch Leutseligkeit und Güte.

Nach der Revoluzion war seine Aufmerksamkeit vorzüglich dahin gerichtet, den Unordnungen abzuhelfen, worin das Reich durch die damaligen Unruhen und Verwirrungen gerathen war. Diesen Zwek suchte er mit Ernst und unablässiger Sorgfalt zu erreichen: aber die Revoluzion selbst war das gröste Hindernis seiner Absichten. Menschen von schweren Begriffen mögte vielleicht die Regierungs-Veränderung in keinem ungünstigen Lichte erscheinen: aber sie war in der That wie ein Gewicht, das alle seine Bemühungen

hungen, die vorige glükliche Verfassung wieder herzustellen, zu Boden drükte.

Die dänische Nazion hatte unter Christians IV Regierung mit mancher Mühseligkeit zu kämpfen gehabt. In dem Anfange von Fridrichs Regierung hatte sie indes noch Muth genug, mit Freudigkeit an den Unternehmungen Theil zu nehmen, in welche ihn sein kriegerischer Geist verwikkelte. Als das Reich durch eine Reihe von Unglüksfällen in den traurigsten Zustand versank, stand sie ihm treulich bei. In allen diesen harten Proben wichen sie nie von der Treue, der Zuneigung, welche Unterthanen ihrem Fürsten schuldig sind, wenn sie überzeuget seyn können, daß er mit Ernst ihr Wohl suche, ihre Ehre mit Eifer vertheidige. Belebt von diesen Grundsäzen gingen ihre Tapferkeit und Treue in gleichem Schrit. Freudig wagten sie ihr Leben, unterwarfen sich ohne Widerstreben den schwersten Bürden. So gar jeder einzelne Mann, der es nur einigermaassen konte, schien stolz darauf zu seyn, seinen Eifer für die Erhaltung des Reichs öffentlich an den Tag zu legen, und der Regierung mit seinem Vermögen beizustehen. So waren unermesliche Summen aus Privatbeuteln hergeschossen worden: eine Quelle, woraus auch

Christian

Christian grossenteils die Mittel zu Führung so manches langwierigen und kostbaren Krieges schöpfte. Die Ursache dieses edelmüthigen Betragens wird jedem in die Augen leuchten. Die Dänen wusten, daß sie für die Ehre und Wohlfart des Reichs stritten, und daß die Regierung nichts wichtiges vornähme, ohne die Gesinnungen und Wünsche der Nazion zu Rath zu ziehen. Alles, was der Privatmann dem gemeinen Wesen lieh, ward ihm in dem Namen und unter Autorität der Stände versichert. Die gewissenhafte Zurükzalung ehemaliger Anleihen munterte natürlich zu mehreren auf. Christian IV fand, ob er gleich unaufhörlich in Kriegen und mancherlei Unternehmungen verwikkelt war, in seiner klugen und sparsamen Haushaltung Mittel, was er lieh wieder zu bezalen, und dies war den Geldbesizern genug, der Regierung ihr Eigentum zu betrauen. Aber seit Fridrichs Regierung ward nicht mehr auf diese Art verfahren. Viel war geliehen worden; aber die ausserordentlichen Kosten, welche Schwedens fürchterlicher Angrif verursachte, sezte den König nicht allein ausser Stand, die alten Schulden abzutragen, sondern nötigte ihn sogar, neue zu machen. Mittel zu ihrer Bezalung ausfindig zu machen, war ein Hauptgegenstand jener merkwürdigen Zusammenkunft der

Stände

Stände, welche ihre lezte war. Nun ward es des Königs Sache, an diese verworrene Angelegenheit die lezte Hand zu legen. Der Gläubiger des Reichs waren viele. Vor allen andern muste die Armee befriediget werden. Ihr rükständiger Sold betrug eine ansehnliche Summe, und man durfte nicht erwarten, daß sie in Güte aus einander gehen würde, ehe sie denselben empfangen hätte. Immittelst ward der Soldat bei den Bürgern und Landleuten einquartieret. Diese klagten bitterlich über seine Unverschämtheit und forderten mit lauter Stimme, daß die schleunigsten Anstalten vorgekehret würden, ihn zu bezalen, und den Unterthan von den Kosten und Beschwerden seines Unterhalts zu befreien. Dies war eine von den Lasten, die den gemeinen Mann am schwersten drükten, deren Abstellung insonderheit verlanget und ausdrüklich versprochen wor. Als aber der Hof seinen Zwek erreichet hatte, lies er in der Wärme seiner Versicherungen nach, und gerade diese Last, die unerträglichste unter allen, war er am wenigsten gesonnen wegzuräumen. Er kante den Nuzen eines zahlreichen stehenden Heeres zu gut, um den algemeinen Wunsch wegen gänzlicher Beabschiedung der Armee gerne zu erfüllen. Stat zu überlegen, wie dies am ehesten zu bewerkstelligen wäre, dachte er eifrig

den

den Mitteln nach, wenigstens den grösten Theil derselben beizubehalten. Eine Zeitlang fehlte es nicht an Vorwand dazu. Die Schweden hatten verschiedene Oerter, die vermöge des lezten Friedens-Traktats an Dännemark solten zurükgegeben werden, noch nicht geräumet. So lange es noch ungewis war, wie dies enden würde, that der Hof unstreitig Recht, die Waffen nicht niederzulegen. Indes fand dieser Grund nicht lange Statt. Der Traktat ward kurz darauf volzogen, und nun blieb dem Hofe nichts, seine Absichten zu bemänteln. Nur so viele Truppen behielt man auf den Beinen, als die Nazion nach des Ministeriums Vorstellung ohne Murren dulden wolte.

Die grosse Schwierigkeit, so viel Geld aufzubringen, als zu Befriedigung der rechtmässigen Forderungen des Kriegsheeres nötig war, zeigte, wie wenig die Regierung auf des Unterthans Zutrauen rechnen durfte: Man sahe augenscheinlich, daß sie von ihm nichts als durch Auflagen und Taxen zu erwarten hätte. Um die seit so vielen Jahren gehäuften Schulden abzutragen, muste nothwendig jede überflüssige Ausgabe eingestellet werden. Fridrich ging hierin freudig mit seinem Beispiele vor, und suchte in den lez-

ten

ten Jahren seiner Regierung in jedem Zweige der Staatsverwaltung Sparsamkeit einzuführen.

Aber Dännemarks Finanzen waren in den lezten Kriegen so gewaltig erschöpfet, und der öffentliche Kredit durch die neuliche Staatsveränderung so geschwächt worden, daß der Hof unüberwindliche Schwierigkeit fand, allenthalben Ordnung einzuführen. Er that zwar denen, welche ihn mit Geldanleihen unterstüzen würden, grosse Anerbietungen; aber nur wenige mogten es wagen, ihr Geld gegen Hypotheken hinzugeben, die sehr unsicher zu seyn schienen. Sie bestanden vornämlich in grossen Strekken Landes, deren Eigentümer mit der Besiznehmung zugleich ein Unterthan des Königreichs und folglich von des Hofes Wilkür abhängig ward. Dies war aber kein grosser Reiz für so scharfsichtige Leute, als Kaufleute gemeiniglich sind; die einzigen, von welchen der Hof Geldanleihen erwarten konte. Nach manchen verdrieslichen Unterhandlungen mit den vornehmsten Handels-Häusern in Lübek, Hamburg und Holland erhielt endlich das Ministerium nichts als abschlägige Antworten, und die Kränkung, daß es seinen Mangel blos gegeben hatte.

Der

Der üble Ausgang dieser Unterhandlungen zeigte genugsam, in welchem Lichte der einsichtsvolle Theil der Welt die Staatsveränderung in Dännemark betrachtete. Unter den vorigen Regierungen fanden die Könige ergiebige Hilfsmittel in den Reichtümern ihrer Unterthanen. Jezt waren entweder die Geldbesizer abgeneigt, Geld zu verleihen, oder die Armut erstrekte sich auch ohne Ausnahme über alle. Das lezte ist jedoch kaum glaublich, wenn man bedenkt, daß in jenen berufenen Streitigkeiten, den Vorläufern der Regierungs-Veränderung, die Wohlhabenheit des Adels, und seine Fähigkeit, dem Staat durch verhältnismässigen Beitrag zu den Auflagen zu helfen, durchgängig bekant waren, und daß seine Weigerung algemeines Murren erregte, und in der That die vornehmste und wesentlichste Ursache der Staatsveränderung war. Ausserdem gab es eine beträchtliche Anzal Kaufleute in Dännemark, von welchen verschiedene bekantlich ausgebreiteten Handel trieben, und Vermögen besassen. Bis dahin hatten die Folgen der neu eingeführten wilkürlichen Herrschaft keine grosse Unruhe erreget. Der Hof war zu klug, die Maske auf einmal abzunehmen. Gelindigkeit war noch immer nötig, das Publikum mit der neuen Regierungsform auszusöhnen; und noch war

 nichts

nichts geschehen, woraus der grössere Haufen eine Veränderung in seinem Betragen wahrnehmen konte. Handel und Wandel blüheten daher ziemlich wieder auf, als das Land sich von den traurigen Folgen des Krieges einigermaaßen erholet hatte, und erhielten in den übrigen Jahren dieser Regierung ziemliche Aufmunterung. Aber die vornehmsten Handelshäuser in Dännemark sahen demungeachtet die Folgen der Revoluzion ben so gut e in als die auswärtigen, und mogten ihr Eigentum so wenig wie diese in Gefahr sezen.

Dies waren die unmittelbaren Folgen der berufenen Staatsveränderung. Die geringen Volksklassen, die sich von ihr so herliche Dinge versprachen, und so nachdrüklich dafür gearbeitet hatten, sahen bald ein, daß ihr Zustand um nichts besser worden wäre, und scharfsichtige merkten, daß er in kurzem noch schlimmer seyn würde. Die mitlern Stände, die durch ihre Mitwirkung des Hofes Gunst und vorzügliche Liebe zu gewinnen hoften, fanden nun, daß sie, stat wie vorhin geschmeichelt zu werden, um dem gar zu grossen Einflus des Adels die Wage zu halten, vernachlässiget und geringe geschäzt wurden, weil sie sich der Mittel, ihr Ansehen zu behaupten,

begeben

begeben hatten. Einige prophezeiten sogar, daß die wenige Achtung, die Kälte, die sie gegenwärtig bei manchen Gelegenheiten erführen, nur ein Vorspiel von der Verachtung und übeln Begegnung wären, die in kurzem ihr Loos seyn würde. Dies sei, sagten sie, das unvermeidliche Schiksal aller, die von der Gnade wilkürlicher Herren abhingen: denn der, von dem Besiz unumschränkter Autorität unzertrenliche, Uebermuth mache von Natur sorglos und unempfindlich gegen das Gefühl der geringern Stände des gemeinen Wesens. Vergebens schmeichele man sich mit dem Gegenteil aus Gründen der Gerechtigkeit und Anständigkeit. In den Augen des Mannes von Gefühl wären freilich auch die untergeordneten Stände achtungswerth; allein sie glänzten nicht in so hellem Lichte, daß sie die Aufmerksamkeit der Personen auf sich zu ziehen vermögten, die vor Stolz und Uebermuth gewöhnlich zu sehr über menschliche Gefühle hinaus wären.

Diese Prophezeiung ward unter der folgenden Regierung nach ihrem ganzen Umfange erfüllet. Fridrichs Mässigung hinderte den Hof, seine Autorität so weit aus zu dehnen, daß sie grosse Unruhe erwekte, und warf eine Art von

Schleier über die gegenwärtige Lage des Unterthans. Der König war zufrieden mit dem Bewustsein der grossen Macht, zu der er sich empor geschwungen hatte, und suchte, um nicht verhast zu werden, durch Milde und Leutseligkeit das Schrekken zu stillen, das uneingeschränkte Gewalt eines Einzigen so leicht erreget. Dies machte ihn der Dänischen Nazion so theuer, daß er im Leben ihrer Achtung und Liebe genos, und im Tode von dem grösten Theile derselben beweinet ward. Sein Andenken lebt unter ihr bis auf den heutigen Tag, ungeachtet er der Urheber oder wenigstens eine mitwirkende Ursache des grösten Unglüks war, das ein freies Volk treffen kan. Aber auch dieses Unternehmen führte er so glüklich aus, daß seine Schuld sehr vermindert ward. Nicht ein Tropfen Bluts ward bei dieser kritischen Gelegenheit vergossen, und was ihm noch mehr zur Ehre gereicht, nie hatte er die Absicht, es zu vergiessen. Er bediente sich blos fürchterlicher Anstalten, um seine Gegner zur Nachgiebigkeit zu schrekken. Wären sie unerschüttert und unbiegsam geblieben, so hätte er nach jedermanns Ueberzeugung seine Absicht fahren lassen. Noch ein Umstand, der sein Verfahren sehr mildert, ist der: durch die Staatsveränderung ward eine Gährung in dem Königreiche ge-

stillet,

stillet, welche ihm die schreklichsten Folgen drohete. Was Tacitus von August sagt, kan gewisser-maassen auch auf Fridrich angewendet werden: Durch Uebernehmung der unumschränkten Herrschaft machte er den Uneinigkeiten ein Ende, die beide Theile erschöpften. Endlich hatte er auch mit jenem Römischen Kaiser das Glük gemein, daß nach seinem Ableben seines Namens oft mit aufrichtiger Sehnsucht und hohem Lobe gedacht ward, wenn man seine Verdienste gegen die seines Nachfolgers wog.

Ende des ersten Bandes.

Nach-

Nachricht.

Verschiedene Umstände, und insonderheit Mangel an einerlei Sorte Papir machten es nothwendig, den ersten Theil mit dem Tode Fridrichs des Dritten zu schliessen, ungeachtet er im Original noch Christians V. Regierung enthält. Aus eben dem Grunde mus die in der Note S. 86. versprochene Schilderung Christians II auf den 2ten Band versparet werden, der erst in der Michaelis-Messe d. J. erscheinen wird.

In den ersten Bogen beliebe man allenthalben stat des verstümmelten Nikolaus Norevi zu lesen: Niels Ebbeson, Herr auf Nørreriis. In der Folge sind dergleichen Irrtümer sofort in dem Texte verbessert worden.

Kopenhagen, gedrukt bei A. F. Stein.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Andrews, John, 1736-1809

Geschichte der Staatsveränderungen von Dännemark

Bd.: 1

Kopenhagen und Flensburg (1786)

H.sept. 6-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10451329-7
VD18 80008860